

*Das strahlende
Selbst*

oder

Die andere Quelle
des Glücks

*Erkundungswege
zum Überbewusstsein*

Winfried Paarmann

Goldwaage-Verlag
2. überarbeitete Auflage / 2018
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat. Maria Knyssok
Goldwaage-verlag@freenet.de
ISBN 3-9809920-0-4

INHALT

I WELTBILDER DER ESOTERIK

Magie, Parapsychologie,
Forschung im Grenzbereich

	<i>Seite</i>
KAHUNA – UND DAS DREIFACHE SELBST	13
<p><i>Spuren eines magischen Wissens</i> <i>Das Mittlere und das Niedere Selbst</i> <i>Das Hohe Selbst</i> <i>Der Kontakt mit dem Hohen Selbst</i> <i>Der blockierte und der befreite Pfad</i> <i>Kahuna und eine magische Psychologie</i> <i>Die Kahuna-„Handschrift“ der Zauberflöte</i></p>	
VON DER TEILINKARNATION DES MENSCHEN	32
<p><i>Der Wirklichkeitstraum des wachen Ich</i> <i>Die Seeleneinheit im parapsychologischen Test</i> <i>„Wolke“ und „Seele“</i> <i>Die Illusion: der Mensch als Wolf des Menschen</i></p>	

Unterbewusstsein und Überbewusstsein 45

„Wolke“ und ASW-Fähigkeit

Der „stille Beobachter“

Die „ungelernte Ethik“

VORGEBURTLICHE ERFAHRUNGEN

54

Umfeld eines Experiments

Die Entscheidung geboren zu werden

Lebensaufgaben / Karmische Beziehungen

Die Wahl des Geschlechts /

Der Geburtsvorgang

DIE FRAGE NACH DEM
LEBENSREGISSEUR

75

Unterbewusstsein und Inkarnations selbst

Das traditionelle Weltbild der Esoterik

Das vielschichtige Unterbewusstsein

Das Inkarnations selbst als

„Spezialisierungseinheit“

Niederes Selbst und Kindheits-Ich

Der Emotionalkörper als Dramatiker

Die Rolle des Tages-Ich	91
<i>Das Dilemma des „Steuermanns“ / Das Textbuch der Glaubensgrundsätze „Zuchtmeister“ und „innerer Schweinehund“ Die Wiederholungskreisläufe / Der Zwang zum Ausbruch Der Zustand „in der Isolation“</i>	
DAS PHÄNOMEN DES BÖSEN	102
<i>Die Lust am Schauspiel - die Lust am Bösen Das bewusste Böse / Das „Böse“ als Tiererbe Lernen als Kontrastprogramm / Die Dimension der irdischen Schauspiele Sündenirrtum und „Selbstliebe“</i>	
DER BLICK ÜBER DIE TODESSCHWELLE	117
<i>Der Stand der Wissenschaft Lebensrückschau: die Auswertung des Lebens Das Lichtwesen: das Hohe Selbst Die transzendentalen Landschaften</i>	

II DIE WIRKLICHKEIT DER MÄRCHEN 141

<i>Der Weg aus dem Kosmos / Der hundertjährige Schlaf</i>	146
<i>Der verzauberte Tierbruder</i>	156
<i>Die Zauberin, Hexe und Stiefmutter / Die Wirklichkeit des Drachen</i>	170
<i>Die Verkleidung der kosmischen Seele / Die falsche Braut</i>	192
<i>Die Befreiung des schlafenden Riesen</i>	215
<i>Märchenkunde – Fragen des Ursprungs und Kompositionsmuster</i>	222
<i>Das Gesicht des Bösen:</i>	233
<i>Krabat, die Schwarze Mühle</i>	

III FORMEN KOSMISCHEN BEWUSSTSEINS 243

BEWUSSTSEIN UND SCHÖPFUNG 245

<i>Der kosmische Ursprung / Der Weg durch die Naturreiche</i>	
<i>Der aufgefaltete Kosmos / Die multidimensionale Seele</i>	
<i>Böses und Ich-Konturierung</i>	

*Eine Inkarnationsschule des Universums /
Der Gedanke der Erde
Der Moment der Rückkehr*

DIE „INNEREN RÄUME“

289

BEWUSSTSEINSFORSCHUNG BEI J. Lilly

*Erfahrungen im Isoliertank
Essenz und Ego
Ein moderner „Heiliger“ in der Wüste:
Oscar Ichazo
Der Glückselig-Teilende-Körper /
Satori-Zustände*

MYSTISCHE UND KOSMISCHE BEWUSSTSEINSERFAHRUNG DES ZWANZIGSTEN JAHRHUNDERTS

309

*Die Mystiker-Liste von R.M. Bucke
Das Erleben der Einheit
Der dänische Mystiker Martinus*

Statt eines Vorworts

I

Kein Streben ist elementar wie unser Streben nach Glück. Es ist der natürlichste Grundtrieb der Seele.

Dieser Grundtrieb lebt in einer Welt der vielfachen „Gegenbilder des Glücks“: Not, Gebrechen, Zerrissenheit, Schmerz. Sie sind realer Bestandteil unserer Wirklichkeit.

Wer hat sie „erschaffen“?

Selbst wenn sie unser Leben nicht entscheidend bestimmen, sie werfen ihre Schatten in dieses hinein.

Je bedrängender sie uns in unserer eigenen Existenz berühren, desto lauter erwacht die Frage in uns:

Gibt es einen „Regisseur“ hinter diesem Szenario oft dunkler, geballter Schatten? Gibt es ihn im Großen, in den Schauspielszenarien der Welt? gibt es ihn in den kleineren des eigenen Lebens?

Ergänzen sie sich in der Art eines Puzzles, das uns nur unsichtbar und verborgen bleibt? Enthüllen sie in dieser Ergänzung etwas wie Sinn?

Und wäre dieser Sinn letztlich Glück?

II

Unser elementares Streben nach Glück: es ist kein „verhängnisvoller“, kein notwendig in Egozentrik verfangener Trieb.

Auch „Glück-Erschaffen“ für andere, auch Schenken, Mitteilen und Teilen ist Glück.

Alle finden wir unsere eigenen Antworten auf diese Frage nach dem Erleben von Glück.

Wir suchen es in Harmonie und Geborgenheit - wie wir es gleichzeitig suchen in Abenteuer und Herausforderung.

Wir suchen es, legitim, in unserem Lust- und Genussstreben.

Wir suchen es in der Entfaltung eigener Machtpositionen - legitim in Verantwortungsbewusstsein und Fürsorge, übergreifend in der Etablierung rigider Machtstrukturen.

(Wie Freud den Libido-Strebungen in unserem Leben den zentralen Platz zuwies, so identifizierte Adler das Streben nach Macht als Grundtrieb aller menschlichen Handlungen.)

Alle jene Bestrebungen - nach Lusterfüllung, nach Macht - können unsere Frage nach Glück für eine Zeit lang beantworten, so zeigt die Erfahrung, doch niemals auf Dauer.

Es gibt ein weiteres elementares Grundverlangen der Seele:

das Wissen um Sinn.

III

Unsere Frage nach Sinn: Immer zielt sie auch wieder auf den möglichen „Regisseur“ hinter den Kulissen.

Gibt es ihn dort - hinter diesen „Kulissen“?

Hat er sich bei seinen „Schauspielschöpfungen“, den oft so verworren erscheinenden, „etwas gedacht“?

Die Sinnfrage doch hat nicht nur jenen allgemeinen Aspekt; sie beinhaltet immer auch den persönlichen.

Nur selten machen wir uns diese Frage in vollem Aus-

maß bewusst - nicht weil sie uns fremd wäre, im Gegenteil, weil sie uns ganz direkt und zentral berührt.

Die Frage nach dem „ganz eigenen Sinn“ -: sie ist in unserem Empfinden unlösbar gekoppelt mit der nach dem eigenen „Wertsein“.

Wir können sie in den schlichten Satz fassen: „Macht es einen Unterschied in der Welt, ob es mich gibt oder nicht?“

Wir stellen sie mit der natürlichen Unschuld des Kindes, das sich geliebt wissen will.

Wer die Menschen daraufhin ansehen lernt, der erkennt diese Frage als Zentrum fast allen Denkens und Handelns. Sie wird zum entscheidenden Motor aller Betriebsamkeit, aller beharrlichen Wettkämpfe, aller Variationen der tausendfachen, oft hektischen Profilierungswettspiele.

Ergänzend lässt sie sich, frei von jeder Verzerrung, in dieser anderen Dimension formulieren:

„Was ist mein eigener Platz in der Schöpfung? Was ist mein eigener Beitrag?“

Gibt es den unverzichtbaren, den entscheidenden Stellenwert meines eigenen Wesens?“

Sie positiv beantworten können ist Sinn, ist Glück. Sie verneinen müssen, ist das Empfinden von Unglück, von Sinnlosigkeit.

IV

Es ist gut, sich dieser Fragen bewusst zu sein.

Selbst wenn es die vollkommen klärende, die alles einlösende Antwort möglicherweise nicht gibt.

Und doch lassen sich alle Fragen ausrichten auf den Punkt einer zentralen Zielsuche, die immer wieder ein klä-

rendes Licht auf sie wirft.

Es ist - wie diese Ausführungen aufzeigen wollen - die nach dem „höheren Selbst“.

Wir wollen den Weg der möglichen Annäherung gehen.

Wer auch immer ihn geht, sollte sich dabei erlauben, die diesbezüglichen Fragen in den naivsten Formen zu stellen, ohne Scheu und Distanz:

Ist dieses „höhere Selbst“ ein selbstverständlicher, unverzichtbarer Bestandteil der menschlichen Wesensnatur - also aller Menschen?

Hat es für jeden seine ganz eigene Wesensart?

Steht es in konkretem Kontakt mit uns und wie äußert es sich?

Wenn es konkret und real ist – „wo“ befindet es sich?

Ist es eine seiner selbst bewusste Wesensinstanz, die unser Leben begleitet und „überwacht“? Warum dann ist es in seinen Funktionen des Schutzes doch häufig so „unzuverlässig“ und gibt uns unlösliche Rätsel auf?

Können wir bewirken, dass es viel bewusster als üblicher Weise in unser Leben tritt?

KAHUNA – UND DAS DREIFACHE SELBST

Spuren eines magischen Wissens

Als der englische Gelehrte und Naturkundler William Brigham sich gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts als Kurator eines Museums auf den Hawaii-Inseln niederließ, stieß er überall auf Spuren einer noch magischen Welt.

Im Kontakt mit den dortigen polynesischen Volksgruppen, die von allen Forschungsreisenden und Historikern übereinstimmend für ihr seit Jahrhunderten friedliches Auskommen und gutes Sozialwesen gerühmt werden, wurde er vielfach Zeuge von Wunderheilungen, magischer Wetterbeeinflussung und Schutzzeremonien - wie etwa beim „Feuergehen“: dem Wandern über glühende Lava, das einheimische Zauberkundige ihm auf sein Bitten einmal auch selbst ermöglichten. *)

Doch alle seine Bemühungen, hinter das eigentliche Geheimnis zu kommen, blieben vergeblich. Wohl konnte er gelegentlich bestimmte Gebetstechniken, vorbereitende Rituale und Anrufungen beobachten, die offenbar einer großen unsichtbaren Intelligenz oder Macht galten; über die auslösenden Kräfte hinter den Wundern aber bestand

*) Dies hat nichts mit den im „New Age“ in Mode gekommenen Mutprobe-Schaulaufen auf glühenden Ascheresten zu tun. Hier geht es um Hitzegrade einer völlig anderen Dimension. W. Brigham berichtet, dass auf dieser Lavaglut eine verlorene Sandale in Sekunden verkohlt war, während seine Füße unversehrt blieben.

unter allen „Kahunas“, den magiekundigen Eingeweihten, ein strenges Schweigegebot.

Der Engländer Max Freedom Long (später Gründer der „Huna-Research-Associates“, die sich über Jahrzehnte um eine Wiederfruchtbarmachung der Kahuna-Techniken bemühte), kam gegen Ende des Ersten Weltkriegs nach Hawaii. In dieser Zeit begann eine Überflutung mit westlicher Zivilisation, die öffentliche Wirksamkeit der Kahunas zunehmend zurückzudrängen. Die Freundschaft mit Brigham machte ihn auf die vielfältigen Phänomene aufmerksam, doch auch ihm war es zunächst unmöglich, Zugang zum tatsächlichen Wesen der Geheimriten zu erlangen.

Erst im Zusammenhang mit einer exakten Sprachforschung begann der Weg einer schrittweisen Aufschlüsselung. Jahrelange Untersuchungen führten Long zu dem Schluss, dass sich hinter der Umgangssprache des Hawaiischen eine Art Ursprache verbirgt, in der altes Mysterienwissen direkt aufbewahrt ist, wobei gewissen Wurzelsilben und ihren Kombinationen eine Schlüssel-funktion zukommt.

Die Sprachforschung wie auch die geschichtliche Überlieferung deutet darauf hin, dass eine Volksgruppe aus dem vorderasiatischen, wahrscheinlich dem ägyptischen Bereich über Indien in die pazifischen Inseln ausgewandert ist. (Verblüffend ähnliche Sprachelemente und magische Praktiken fanden sich bei einem aus Ägypten ausgewanderten Berberstamm im Atlasgebirge.)

Der Bezug zu den ägyptischen Mysterienstätten ist nicht mit letzter Sicherheit zu beweisen. Ein alter Mysterien-zusammenhang - mit Parallelen des Sprach- und Ritualgebrauchs etwa auch zu verschiedenen Stellen des Alten und Neuen Testaments - ist mit Sicherheit anzunehmen.

Kahuna – „die große Geheimlehre“ - ist vor allem eine magische Technik spiritueller Lebensbeeinflussung, doch

keineswegs nur im Hinblick auf die tatsächlichen zauberkräftigen Wirkungen interessant. Hinter diesen Wirkungen steht ein umfassendes Menschenbild mit ebenso lebenspraktischen, uns modern erscheinenden Aspekten wie tief religiösen.

Das Mittlere und das Niedere Selbst

Der Begriff des Unterbewusstseins ist - ebenso wie der Evolutionsgedanke - in der abendländischen Kulturgeschichte relativ spät aufgetaucht und eigentlich erst im Verlauf des zwanzigsten Jahrhunderts zum Allgemeingut des menschlichen Denkens geworden.

Gemeint ist ein teils autonomer Wirkungsbereich unter der Schwelle unseres Wachbewusstseins, wie er Forschungsgegenstand der zahlreichen psychologischen Schulen geworden ist. Natürlich gab es verschiedenste Vorstöße in den „Nachtbereich“ der Seele bereits auf dem Gebiet der Literatur, vor allem der Romantik. Wissenschaftlich „hoffähig“ aber wurde dieser Begriff erst durch Forscher wie Freud, Jung, Adler.

Etwas von dieser genannten Autonomie ist uns durch Beobachtung unseres Traumlebens erahnbar. Hier stoßen wir immer erneut auf eine Fülle überraschender Bildschöpfungen, im Verborgenen laufende Schauspiele, die ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten folgen: uns dabei in Befremden versetzend, uns manchmal erheiternd wie auch schockierend; wie sie uns auch mit einem plötzlich klaren Verstehen beschenken können - häufig in ihrer ganz eigenen Sprache, die zunächst nicht unsere eigene ist.

Eine andere verblüffende Blickweise auf das Unterbewusstsein eröffnet die Hypnose: Ein Mensch unter Aus-

schaltung seines kritischen, wachen Tagesich muss keineswegs „schlafen“, er kann sprechen, Auskünfte geben, längst verschüttete Erinnerungen wieder hervorholen. Er kann sogar Befehle empfangen, die zu einem späteren Zeitpunkt bei wieder erlangtem Ichbewusstsein (allerdings nur wenn eine gewisse Hemmschwelle nicht überschritten wird) prompt ausgeführt werden.

Doch eigentlich existiert ein Wissen viel älterer Art über den hier angesprochenen Tatbestand: in den Märchen. Der verzauberte, begleitende „Tierbruder“ ist Bestandteil zahlreicher Märchendichtungen. Wer sich eingehender mit Märchen beschäftigt, bemerkt überrascht, wie konkret und nuancenreich die darin ausgestalteten Unterbewusstseinsaspekte erscheinen. Darauf soll ein spezielles Kapitel noch eingehen.

Für die Kahunas war die Einbeziehung eines selbsttätigen, wenn auch eng mit dem denkenden Tages-Ich gekoppelten „zweites Selbst“, das sie im Gegensatz zum Tages-Ich „Niederen Selbst“ nannten, ein zentraler Bestandteil der Lehre. Das Wort der Kahunas war „Nihilipili“ - die Stammsilben ergeben eine Fülle von Informationen über dessen Eigenarten und Wirkungsweisen.

Im Gegensatz zu der übergeordneten Instanz, dem „Mittleren Selbst“, das über Urteilskraft und Logik verfügt, ist das Niedere Selbst Zentrum aller Emotionen wie aller Naturtriebe. Es ist ein Natur- und auch Kindwesen mit all der Vielseitigkeit dieser Aspekte: Selbsterhaltungstrieb, Raubtier- und Herdeninstinkte wie Genussfreude, Spontaneität.

Eine einseitige Betrachtungsart kann dazu neigen, hier die „dunklen“ Wesensmerkmale überzubetonen. Sicher ist dieses Niedere Selbst zentraler Sitz all unserer Ego-Antriebe. In seiner ursprünglichen, zunächst unverbildeten eigenen Wesensart ist es jedoch vor allem charakterisiert durch Entdeckungslust, Erfahrungs- und Spielfreude. Bei

allen schöpferischen, auch den künstlerischen Aktivitäten, für die es zumeist auch der Auslöser ist, bleibt es der unentbehrliche Mitgestalter.

Sein Vorstellungsleben bewegt sich in Assoziationen (uns als Tagträumen bekannt) und ist deduktiv: sich von einem Sinneseindruck zum anderen „fort-bahnend“ - während das Denken des Mittleren Selbstes, ein induktives, aus der gedanklichen Überschau einer Situation heraus Entscheidungen treffen kann. Das Niedere bewohnt mit dem Mittleren zusammen den physischen Körper, doch ist es außerdem im Besitz eines „Schattenkörpers“, eines „Aka-Körpers“, der mehr oder weniger ein exaktes Duplikat des physischen ist, also auch mit denselben Sinneswerkzeugen ausgestattet.

So wie sich das Niedere Selbst in der Regel als sehr empfänglich für alle physischen „handgreiflichen“ Eindrücke zeigt, so verfügt es durch seinen Aka-Körper anlageweise auch über weitere Sinnensorgane, die über die materielle Wahrnehmung hinausführen. Dieser ihm zugehörige Aka-Körper wird somit Grundlage aller telepathischen (wie auch telekinetischen) Phänomene, vor allem wenn er entsprechenden Schulungen unterzogen wird. Hier eröffnen sich Fähigkeiten, die über die des logischen Denkens wiederum weit hinausführen.

Dank seines Aka-Körpers ist dieses Niedere Selbst auch Träger unseres Gedächtnisses wie aller erlernten Gewohnheiten - und in dieser Hinsicht sowohl zuverlässig wie auch widerspenstig und träge, wenn es alte Gewohnheiten aufgeben soll.

Sinneseindrücke, vom Mittleren, gedanklich „begreifenden“ Selbst zu fassbaren Einzelstücken geordnet, werden im Aka-Körper als Erinnerungsbilder gespeichert und somit dem Niederen Selbst anvertraut, das sie allerdings häufig nach eigenem Gutdünken zu verwalten und zu kombi-

nieren beginnt. Manche werden strikt mit Tabus besetzt und nicht ohne Widerstand freigegeben. (Der weite Arbeitsbereich jeder Psychotherapie.)

Die Schulungsmöglichkeiten des Aka-Körpers sind ein ergiebiges Studienfeld. Es eröffnet den weiten Bereich parapsychologischer Forschung und ASW-Phänomene. (ASW: Außersinnliche Wahrnehmung). Doch wollen wir diese hier, noch ohne im Detail darauf einzugehen, in den Zusammenhang eines größeren spirituellen Weltbilds stellen.

Das Hohe Selbst

In der beschriebenen Zweiteilung in ein Niederes und ein Mittleres Selbst ließe sich ein interessanter Vorgriff auf die uns heute bekannte Psychologie erkennen.

Die tatsächliche Bedeutung dieser Geheimlehre aber liegt in etwas noch anderem: dem Wissen um eine dritte Instanz. Es ist das „Hohe Selbst“, in der Sprache der Kahunas „Aumakua“. Jedem Menschen, also jeder Zweiheit von Niederem und Mittlerem Selbst, ist ein solches Aumakua-Wesen zugeordnet.

Verlassen wir für einen Moment die Kahunas und betrachten die Totempfähle einer großen Zahl nordamerikanischer Ureinwohner. Man trifft dort auf diese immer wiederkehrende Darstellung: Zwei Figuren stehen dicht beieinander, leicht nach oben und unten zueinander verschoben, die eine manchmal auf den Schultern der anderen, wobei diese untere selber auf einer Tiergestalt steht. Über der ganzen Gruppe befindet sich schließlich ein Flügelwesen.

Mehr als in den letzten Jahrhunderten wird es in unserer Zeit wieder möglich, von einer solchen dem Menschen

übergeordneten Instanz zu sprechen. Ein Großteil aller Sterbeberichte „klinisch Toter“ und schließlich Wiederbelebter enthält, neben weiteren immer wieder übereinstimmenden Details, die Schilderung eines Lichtwesens, das in dieser Begegnung die Lebensrückschau des Sterbenden begleitet.

Jenseits einer gewissen Schwelle scheinen die nächsten Schritte dieser Berichtenden, die spürten, ihren Körper verlassen zu haben, im Licht dieser sie dort umhüllenden, alles durchstrahlenden Wesenheit erfolgt zu sein.

Ein genaues Hierarchien- und Engelwissen war seit je ein wichtiger Teil vieler Geheimlehren. Auch die Kirche hat über Jahrhunderte das Bild einer Engelwelt weitergetragen (da diese Engel, als „Boten Gottes“, schließlich selbst Teil der Bibel sind). Vor allem die unter ihrem Einfluss entstandenen Kunstschöpfungen in Domen und Kathedralen haben eindrückliche „Sinnesmuster“ hinterlassen - solche von hohem Rang wie andere, bei denen sich Varianten ins Irdisch-Pompöse vollzogen (Barock), in der weiteren Folge manchmal auch ins Unverbindlich-„Herzige“, einfach „Neckische“ (Rokoko).

So sehr sich solche Bildschöpfungen und damit verbundene Glaubensinhalte ins religiöse Abseits verloren, im Bewusstsein der Menschen ist ein Begriff eigentlich stets bewahrt geblieben: der des sprichwörtlichen „Schutzensgels“, der selbst in Polizeiprotokollen und Tagesnachrichten auftauchen kann.

Die Kahunas sahen die „Aumakua“ - die Bedeutung ist „Hohes, elterliches, vertrauenswürdiges Selbst“ - in einer umfassenden, engverbundenen Wesensgemeinschaft, der „Poe Aumakua“, einer dem Menschen übergeordneten Hierarchie, der wiederum andere größere folgen. Sie waren wie die Niederen Selbst realer Bestandteil des Weltbildes und wurden in Eigenschaften erlebt, wie die erwähnten

Berichte der klinisch Toten sie aufleuchten lassen: bedingungslose Zuwendung, Güteausstrahlung, verstehende Heiterkeit.

Im Zentrum der gesamten Kahuna-Lehre steht letztlich die Frage, wie der Kontakt zum Hohen Selbst zu erlangen ist. Denn einzig diese Wesen waren es schließlich, dank derer sich die Wundertaten der Kahunas vollbringen ließen.

Der Kontakt mit dem Hohen Selbst

Das Bild der polynesischen Eingeweihten, der Kahunas, von den Hohen Selbsten schloss die Vorstellung ein, dass die Einwirkungsmöglichkeit dieser Aumakua-Wesen auf die physische Ebene nahezu unbegrenzt ist - mit Einschränkungen, die nur im Mittleren und Niederen Selbst liegen.

Kaum jedoch erzwingt ein Aumakua selbst den Kontakt. Freilassung ist das oberste Gebot seiner Führerschaft - in welche Schicksalsabenteuer und Verirrungen sich der Mensch auch begeben mag. Ist es doch Freiheit, tatsächliche Selbständigkeit, die der Entwicklungsweg auf der Erde ihm bringen soll.

Es galt im Denken der Kahunas als selbstverständlich, dass Wünsche, die eine offensichtliche Benachteiligung oder Schädigung anderer Menschen beinhalten, keine Aussicht hatten, Gehör zu finden. Dies ist nur folgerichtig: In der Gemeinschaft der Hohen Selbste, der großen Poe Aumakua, wird kein Aumakua dafür zu gewinnen sein, den Schützling eines anderen Hohen Selbstes zu schädigen oder auszunutzen.

Dies weist, so einleuchtend es klingen mag, auf weitrei-

chende Konsequenzen in allen Fragen der mitmenschlichen Moral.

Sünde, unmoralisch handeln, „Böses tun“ wird zunächst auf den einen schlicht erscheinenden Satz reduziert: „einen anderen schädigen“. Einen weiteren Moralkodex, etwa religiöse Tabus, hat es nie gegeben. Der Glaube war, dass alles über dem Menschen Stehende viel zu erhaben sei, um wirklich von ihm verletzt zu werden. Die genaue Betrachtung zeigt, dass in dem kleinen Kernsatz alles Wesentliche tatsächlich enthalten ist - wenn man schädigen nicht nur in grob materieller Weise auffasst und damit missversteht.

Auch jemandem sich entziehen, der Hilfe braucht, jemanden in seiner Würde und seinen Gefühlen verletzen, ihn mit Hass- und Missgunstgedanken verfolgen, kann in diesem Sinn Sünde sein.

An dieser Stelle nun soll ein zentraler Punkt der eigentlichen Anrufungs- und Gebetstechnik zur Sprache kommen:

Solange eine noch ungetilgte, offenkundige Verschuldung das Bewusstsein belastet, wird der Kontakt zum Hohen Selbst nicht gelingen. In der Erklärung der Kahunas: Das Niedere Selbst verweigert die Mitarbeit - es verbirgt sich im Anblick des Hohen Selbstes gewissermaßen in Scham- und Unwertgefühlen.

Wir kommen damit zu einer weiteren, wesentlichen Komponente in dieser Lehre: Der Kontakt zum Hohen Selbst ist nie allein über das verstandesorientierte Mittlere möglich. Die konkrete Anschauung der Kahunas war, dass eine „Aka-Schnur“, ein Verbindungsseil vom Niederen direkt zum Hohen Selbst führt, an der der Gebetswunsch „hinaufgeschickt“ werden muss. Nur so kann sich der Kontakt zum Hohen Selbst einstellen und schließlich „Gehör“ erlangt werden.

(Darüber hinaus verfügt das Niedere Selbst dank seiner „Aka-Fäden“ über viele Verbindungsfäden überall in die

Welt und zu anderen Menschen.)

Diese Aussage ist sicher von einiger Tragweite. Keineswegs wäre es der Ausschluss des Niederen Selbstes, die Negierung seiner zustimmenden oder ablehnenden Triebe und Regungen, die uns dem Hohen Selbst näher bringt. Nehmen wir diesen Tatbestand ernst, dann darf wohl gesagt werden, dass in der abendländischen kirchlichen Tradition mit ihrer nicht selten massiven Unterjochung körperlicher Sinnesfreuden hier verschiedentlich verhängnisvolle Irrwege beschritten wurden; dies um so mehr, als damit oft eine neue eigene Kategorie von „Sünden“ geschaffen wurde, die nun zusätzlich blockierende Wirkungen ausübten.

Das Niedere Selbst muss zum Partner werden, dem wir uns nachsichtig und in liebevoller Erziehungs- und Verwandlungsarbeit zuwenden - in jener Haltung, in der uns selber das Hohe begegnet.

Der blockierte und der befreite Pfad

Um einen von Verschuldung und Unrechtsempfinden blockierten Weg zum Hohen Selbst wieder freizumachen, gibt es dies einzig hilfreiche Mittel: das begangene Unrecht nach bester Möglichkeit wieder gutzumachen.

D.h. eine Lüge zu berichtigen oder für eine Beleidigung sich zu entschuldigen, etwas Entwendetes wieder zurückzugeben. Ist dies (vielleicht durch Abwesenheit oder Tod des Geschädigten) nicht mehr möglich, so kann diesen Zweck auch eine stellvertretende Buße erfüllen. Häufig wurde von einem beratenden Kahuna dann eine Fastenzeit oder Geldspende für einen wohlthätigen Zweck angeordnet.

Eine ganz grundsätzliche Ergänzung ist in diesem Zusammenhang wichtig: Außer mit echten Verschuldungen

kann das Niedere Selbst mit vielfachen Schuldvorstellungen belastet sein, die lediglich aus Verstößen gegen Glaubens- und Moralgrundsätze seiner Umwelt resultieren. Es bilden sich „Fixationen“, Komplexe - eingebilddete Verfehlungen, die doch dieselben Blockierungen schaffen.

Das Niedere Selbst, das kein Distanz beziehendes Unterscheidungsvermögen besitzt, wird durch die nur eingebilddete, ihm fälschlich eingeprägte Schuldvorstellung wie von jeder echten Verschuldung bedrückt. Und damit verweigert es, in Schamgefühl vor dem Hohen Selbst, seine Anrufung und die Gebetsweitergabe.

Wie wir wiederum durch die Psychologie und auch durch gewisse Hypnoseforschungen wissen, klammert sich unser Unterbewusstsein sehr eng an verschiedenste Lernmuster und Erfahrungen unserer Kindheit und Jugend, die vom Mittleren Selbst und vom wachen Tagesbewusstsein längst aufgegeben scheinen. Oft bestimmen sie in hohem Maß noch immer die Einstellung zu unseren Handlungen, führen zu irrationalen Vermeidungen, Hemmungen, unkontrollierten Aggressionen.

All diese Faktoren sind entscheidende Ursachen für eine teilweise oder völlige Blockierung des Pfades.

Der zivilisierte und intellektuell recht komplexe, von seinen tieferen Empfindungsebenen häufig wie abgeschnittene Gegenwartsmensch ist hier deutlich vor Anforderungen gestellt, die seine eigene Seelenerkenntnis betreffen. Was wiederum zeigt, dass das Mittlere Selbst in seiner Wichtigkeit keineswegs reduziert ist durch den Umstand, dass es über keinen direkten „Kontaktfaden“ zum Hohen Selbst verfügt. Dieses Mittlere Selbst muss ein selbständiges Urteilen und gesundes Denken entwickeln und so alle irrationalen Komplexe im „Seelendickicht“ ausräumen lernen.

Dies gilt auch für den Anrufungs- und Gebetsvorgang

selbst: Es muss den Gebetswunsch exakt formulieren - nach Regeln, die ohne klare Gedankenkontrolle nicht zu erfüllen sind.

In den Worten der Kahunas geht es bei diesem Vorgang um die Bildung von „Gedankentrauben“ - das heißt, es muss ein starkes mentales Bild oder eine entsprechende Reihe von Bildern erzeugt werden. Dabei ist von großer Bedeutung, dass diese Bilder das Gewünschte im Zustand des Erfülltseins bereits vorwegnehmen. Keineswegs etwa darf bei einem Gesundungswunsch das Bild des bisherigen Krankheitszustandes an der Aka-Schnur mit hinaufgeschickt werden; das mentale Bild muss im Gegenteil die wiedererlangte Gesundheit bereits in Einzelheiten enthalten.

Hier sind besonders erstaunliche Fähigkeiten erfahrener Kahuna-Heilkundiger verbürgt - wie etwa das Heilen eines gebrochenen Beins in Sekundenschnelle. Auf Grund des Gebetskontaktes wird vom Hohen Selbst nach dem Muster des Schattenkörpers der physische Knochen sekunden-schnell neu geformt.

Eine ganz andere bemerkenswerte magische Einflussnahme war die Zähmung der Haifische in den Küstengewässern: Der Kontakt des Hohen Selbst mit der „Gruppenseele der Haifische“ bewirkte, dass es zu keinem Angriff auf Menschen kam.

Im Weiteren gehört zu einer wirksamen Gebetstechnik die Aufladung mit „Mana“. Die Vorstellung hierbei ist, dass das Hohe Selbst vom Niederen einen Energiestrom zugeschickt bekommt, der schließlich - zu dem Gewünschten umgeformt - als ein segensreicher, die Erfüllung bringender Regen wieder auf die unteren Selbste niedergehen kann.

(Die Bücher von Max F. Long enthalten eine genaue Beschreibung dieser Techniken, auch viele Untersu-

chungsdetails.)

Grundlegend richten sich alle Bemühungen dieser Lehre und magischen Praktiken immer nur auf das eine Ziel: den Pfad freizumachen. Und damit ist gleichzeitig auf Wirkungen hingewiesen, die über die bloße Erfüllung von Wünschen der unterschiedlichsten Form weit hinausgehen: auf das Erlangen und Erhalten einer Harmonie und Verbundenheit mit dem gesamten schöpferischen Kosmos.

Kahuna und eine „magische Psychologie“

Als Max F. Long von den Hawaii-Inseln schließlich Abschied nehmen musste, suchte er - in einer finanziellen Notlage und ohne klare Zukunftsperspektive - eine alte Kahuna auf, die, nach einer ihm verordneten Fastenzeit und einer höheren Geldspende, stellvertretend für ihn den Kontakt zum Hohen Selbst aufnahm.

Sie beschrieb ihm in Details den Verlauf der kommenden Tage mit einigen zunächst wenig wahrscheinlichen Schlüsselereignissen in einer vom Hohen Selbst für ihn „neu vorgeformten Zukunft“. Alle Voraussagen bestätigten sich schließlich exakt - auch die seiner späteren Laufbahn als Autor. (Wie angekündigt schrieb er im Verlauf der kommenden Jahre sieben Bücher). Schon nach wenigen Jahren ergab sich die Gründung der „Huna-Research-Associates“, in der man die alten Kahuna-Praktiken wiederbelebte, mit vielfach erstaunlichen Resultaten.

Manchen Esoterikern, die sich vor allem geistigen Werten verpflichtet fühlen, mag es suspekt erscheinen, um etwas anderes zu bitten als um geistigen Fortschritt. Eine solche Entscheidung ist sicher zu respektieren. Materielle

Wünsche, überhaupt Erfolgswünsche äußerer Art fallen dann aus solchen Betrachtungen.

Gleichfalls doch ist die Feststellung legitim, dass die Konkretisierung und Entfaltung geistiger Ideen und Impulse einer ausreichenden materiellen Grundlage bedarf und diese einem solchen Entwicklungs- und Wachstumsprozess oft sehr förderlich ist. (Auch materielle Hemmnisse können „förderlich“ sein - doch richtig verstanden nur immer als Ansporn zu ihrer Bewältigung und schließlichen Überwindung.)

Bei näherem Hinsehen zeigt sich häufig, dass der Gegensatz zwischen „materiellen“ und „geistigen“ Wünschen ein eher künstlicher ist. Im Sinn der Kahuna-Lehre ist es nicht das Aumakua-Wesen, das solche Wertungen vornimmt, indem es das eine eher zurückweist, das andere dagegen bevorzugt.

Letztlich entscheidend in allen Wünschen ist das Motiv. Sobald materielle Wünsche zum Selbstzweck werden, d.h. sobald die Anhäufung materieller Güter nur noch dem Selbstwertgefühl des Besitzenden dient und ihn in die bekannten Formen einer illusionären Identifizierung hineinzieht, wird der Wünschende auf den Beistand eines Aumakua-Wesens kaum rechnen können. Zu schweigen von jedem Bestreben, in eigennütziger Ambition Einflussnahme und Macht über andere zu erlangen.

Es bleibt eine Reihe von Wünschen, die auf materielle Umsetzung und Ausgestaltung gerichtet sind und die wir in unsere Kontaktaufnahme freudig mit einschließen dürfen. Als immer gerechtfertigt sollte der Wunsch nach körperlicher Gesundheit und ausreichender Vitalität gelten.

Sicher haben auch Krankheiten ihren Erziehungswert - niemals sind sie nur „Zufall“ und damit nie ohne Bezug zu uns selbst und unseren Lernprozessen. Ihr einfaches „Bei-Seite-Kurieren“, wie es häufig gerade eine rein materialis-

tische Medizin betreibt, führt allerdings oft lediglich zu Symptomverschiebungen.

Die letztlich entscheidende Frage ist, ob Lernen - der angestrebte seelische Erziehungseffekt, der eigentlicher Auslöser jeder speziellen Krankheitsform ist - sich nicht auch anders als in der Erfahrung langer Körperleiden vollziehen kann; dies jedenfalls, wenn der Leidende die entscheidenden neuen Erkenntnisschritte zu gehen bereit ist.

Die Erfahrung zeigt, dass schließlich allein auf diesem Weg dauerhaft Erfolge erreicht werden können. Auch in der durch Max Long einsetzenden Arbeit der Huna-Research-Associates wurde dies immer wieder ersichtlich. Ein neuer Bewusstseinsfunke im Leidenden selber muss aufleuchten. „Geschenkt“, dauerhaft geschenkt wird nur, was mit dem dazugehörigen Verantwortungsbewusstsein und uneigennützig getragen werden kann - vor allem in der Bereitschaft, der wiedergewonnenen Kraft und Gesundheit neue Ziele zu geben, unter förderlicher Einbeziehung der anderen.

Long berichtet aus seiner langjährigen HRA-Arbeit unter anderem von einem Fall, bei dem die von verschiedenen Gruppenmitgliedern durchgeführte gemeinschaftliche Anrufung des Hohen Selbstes eines Magenkranken ganz spontan zu Heilungserfolgen führte. Diese Erfolge wurden jedoch sehr rasch wieder hinfällig, als der Betreffende in keiner Weise seine bisherigen negativen Lebenshaltungen zu ändern bereit war.

In einem anderen Fall führten solche Gebete zum wesentlich verbesserten Gesundheitszustand eines Gelähmten - bis diesem plötzlich mit Schrecken bewusst wurde, was mit seiner Genesung nun auf ihn zukäme: wieder für sich selbst sorgen und einem Beruf nachgehen zu müssen, alles unter Verzicht auf die gewohnte Fürsorge seiner Bekannten. Prompt traten die Rückschläge ein.

Diese Beispiele zeigen, welchen Stellenwert beim Wünschen moralische Faktoren wie solche einer gründlich wertenden Vernunft und einer „emotionalen Klarheit“ einnehmen. Die Verbesserung eines Zustands, selbst eines solchen schwerer körperlicher Leiden, ist oft von Ängsten blockiert, die weit unter der Oberfläche unseres Bewusstseins liegen.

Fast jeder gewünschte Zustand neuer Befugnisse und größerer Selbständigkeit bringt auch einen Zusatz an neuen Verantwortlichkeiten mit sich, über die wir uns vorher eingehend Rechenschaft ablegen müssen.

Die Kahuna-Lehre ist - damit vergleichbar der Astrologie - vor allem ein praktisches Arbeitssystem, das auf langem und bewährtem Erfahrungswissen beruht; ein Erfahrungswissen, das vorrangig auf den Zweck einer erfolgreichen und harmonischen Lebensbewältigung, schließlich freudigen und gewinnbringenden Lebensgestaltung gerichtet ist. Dabei hebt sie den Vorhang ein Stück vor den entscheidenden sonst verborgenen Räumen der Seele - und einen weiteren vor den Räumen, die jenseits dieser Seele liegen.

Ihre Sichtweise in der uns überkommenen Form ist dabei im Detail gewiss nicht umfassend. Anders als manche großen Geheimlehren entwirft sie kein Menschenbild als komplexe, sich durch viele Entwicklungsstapen und Inkarnationen entfaltende Entität.

Und doch vermittelt sie eine Art „Urmodell“, zu dem sich immer wieder zurückkehren lässt; eine Art Fundament jeder Welt- und Menschenbetrachtung, auf dem alles weitere sicher Fuß fassen kann.

Die „Kahuna-Handschrift“ der Zauberflöte

Als ein geradezu perfektes Beispiel einer in Bilder und Handlung umgesetzten Kahuna-Lehre mit ihrer Grundstruktur von Niederem, Mittlerem und Hohem Selbst kann uns die „Zauberflöte“ erscheinen. Fraglos wird hier der Freimaurer-Logenhintergrund Mozarts und seines Textdichters Schikaneder ersichtlich, auch wiederum der Logenbezug zu den ägyptischen Mysterien.

Das Reich Sarastros, des Verwalters und Herrn der Mysterienstätten, ist letztlich das Ziel aller Prüfungen. Tamino, die wache, gedankenklare Persönlichkeit, kennt sie nicht - bis er vom Raub Paminas erfährt. Als Raub jedenfalls stellt ihre Mutter, die Königin der Nacht, den Verlust ihrer Tochter dar und beauftragt Tamino, sie wieder zurückzuholen.

Ein interessantes Gegenreich zu den Tempelstätten Sarastros ist dieses Nachtkönigreich - im Sinne von C.G. Jung ließe sich hier von etwas wie dem „kollektiven Unbewussten“ sprechen: ein weiter Bezirk auch der Traum- und Nachtwohnstätten der Niederen Selbst, ein „Zauberreich“ in den Tiefen der Seele. - Doch nicht nur Pamina, die nun die „Verbindungsleiter“ - den Aka-Faden - zu den Mysterienorten Sarastros schafft, entstammt diesem Reich. Auch ein ganz anderer kommt von dort: Papageno.

Er ist, für diesen irdischen Teilaspekt, ein Niederes Selbst, ein „Nihilipili“ par excellence: ein Prahler und Schwätzer (wie macht ihm das Schweigegebot zu schaffen!), scheinbar an nichts anderem interessiert als an gutem Essen und gutem Trinken, vor allem aber an hübscher Weiblichkeit.

Keineswegs steht Papageno damit repräsentativ für dieses „Nachtkönigreich“ - dieses erscheint, in seiner Größe

und Machtfülle, vor allem in Gestalt seiner „Herrscherin“ selbst; und doch wird uns eben durch Papageno hier etwas Entscheidendes sichtbar gemacht.

Dass er den Weg der Mysterienprüfung ebenfalls geht, ergibt ein äußerst bereicherndes, zugleich humoristisches Element. Und ist doch volle Notwendigkeit, wenn man begreift, dass er und Tamino nur eines sind.

Immerhin besitzt er ein Glockenspiel und damit auch eine gewisse Zauberbegabung. Natürlich kann er, für die kurze Dauer der Oper, keinen entscheidenden Verwandlungsweg gehen - sein Glück ist vollkommen hergestellt, als er zuletzt Papagena fest in den Armen hält. (Und das verstehen auch wir als Zuschauer gut!)

In Redlichkeit und unerbittlicher Strenge geht dagegen Tamino seinen Weg. Es ist eine Strenge gegen sich selbst, die Pamina beinahe verzweifeln lässt. Und doch erscheinen diese Wesensmerkmale als die ganz unverzichtbaren des würdigen, letztlich erfolgreichen Mysterienschülers.

Tamino ist die den Mysterien angemessene Gestalt - doch man denke sich einmal Papageno ganz aus der Oper fort. Welche Verarmung, eigentlich auch Verfälschung ergäbe das. In beiden, damit eben auch in Papageno, erkennen wir einen Teil unserer selbst. Und deshalb ist diese Oper ein kleiner Kosmos, der uns unmittelbar und selbstverständlich anrühren kann.

X X X

In weiteren Kapiteln wollen wir dem Menschenbild der Kahunas mit dem „dreifachen Selbst“ andere gegenüberstellen. Vor allem auch die traditionelle Esoterik mit den siebenstufigen „Körpereinheiten“ oder „Wesensgliedern“, wie sie etwa Grundlage der Theosophie und Anthroposophie sind, wird uns dabei interessieren. Zweifellos finden

sich hier viele Verbindungslinien, wie doch auch einige entscheidende Differenzierungen und Ergänzungen notwendig sind.

Besonders springen zunächst die Parallelen zwischen Niederen Selbst und „Emotionalkörper“ (in der traditionellen Esoterik „Astralleib“ oder „Astralkörper“) ins Auge. Alle typischen Charakteristika des Niederen Selbst - in der reichen Skala seiner emotionalen Impulse - beziehen sich auch auf ihn.

Und doch: In der Ausdrucksform eines „Nihilipili“ scheint er nur wie in einem Ausschnitt gesehen. Hier wird es auf genaue Begriffsklärungen ankommen.

Ebenfalls in das spirituelle Menschenbild der traditionellen Esoterik gehören die „höheren Seelenkörper“ oder „höheren Wesensglieder“, die Bestandteil jeder menschlichen Seele sind und deren eigentlicher Kern das „höhere Selbst“ ist.

Was bedeutet dieses „höhere Selbst“ in der traditionellen esoterischen Betrachtung, wenn wir es dem „Hohen Selbst“ der Kahunas gegenüberstellen? - So sehr wir die vergleichbaren Qualitäten erkennen, so sollten wir doch gegenüber einer Gleichsetzung Zurückhaltung wahren.

Wieder bedarf es einer differenzierenden Betrachtungsweise, für die es jedoch viele hilfreiche Schlüssel gibt.

(Der Autor hat sich für das Wort „Kahuna-Lehre“ entschieden, weil es inzwischen so in den allgemeinen Wortgebrauch übergegangen ist. -

„Kahuna“ selbst heißt übersetzt: die „große Lehre“. Insofern ergibt sich im Wortgebrauch „Kahuna-Lehre“ eine eigentlich unsinnige Verdoppelung. – Die Sprachentwicklung nimmt ihre eigenen Wege.

Lassen wir das Wort „Kahuna“ stehen wie einen eigenen magischen Klang, ohne literaturwissenschaftliche Worterklärungen.)

VON DER TEILINKARNATION DES MENSCHEN

*„Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich
seines transzendentalen Selbst zu bemächtigen,
das Ich seines Ichs zugleich zu sein.“*

Novalis

Der Wirklichkeitstraum des wachen Ich

Bei C.G. Jung gibt es die rätselhafte und bemerkenswerte Schilderung einer Traumerfahrung, in der er sich plötzlich auf einen kleinen Trabanten, ein asteroidengleiches Gebilde, weit über der Erde versetzt sieht. Dort, eine Kapelle betretend, erkennt er sich selbst - als Yogi in tiefer Meditation sitzend, und bei diesem Anblick des meditierenden Yogis weiß er: *Er* träumt mein Leben. Wenn er erwacht, so ist mein Leben beendet. („Gedanken, Erinnerungen, Träume“)

Jung war hier offenbar einer großen Erfahrung sehr nahe, die unmittelbar zum Ausdruck bringt, was ein zentraler Punkt seines ganzen eigenen Denkens und Forschens wurde. In zunächst eher unbestimmten Konturen schlug es sich nieder im Archetypus des „Selbst“ (für das Jung in vielen Variationen die Symbolform des Mandalas wählte). Bezeichnenderweise schloss sich Jung auch niemals dem vor allem durch Freud geprägten Begriff des „Unterbewusstseins“ an, sondern sprach, freilassender und umfassender, immer vom „Unbewussten“.

Vor allem der Begriff des „Unterbewusstseins“ ist längst in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen. Unter Freud wurde er gleichsam zum Sammelbecken für alle eher „trüben Seelengewässer“, die den Blick des Tagesbewusstseins scheuen und den Schutz der Verborgenheit suchen. – Gegenüber einem Großteil dieser „trüben Gewässer“, speziell der zur Zeit Freuds mit vielen Tabus belegten Sexualität, haben wir gesellschaftlich inzwischen eine ganz andere Offenheit gewonnen, ein Fortschritt, der sicher auch Freud zu verdanken ist.

Freud spricht von den „Es-Strebungen“ – es sind alle Emotionen naturhafter, kreatürlicher Art, vor allem die menschliche Sexualität - die in Konflikt mit den gesellschaftlichen Normen stehen, die er das „Über-Ich“ nennt. Häufig müssen sie sich diesen Normen unterwerfen, sie werden „verdrängt“. Doch damit sind sie nicht unwirksam gemacht, im Zustand ihrer Verdrängung rumoren sie im Unterbewusstsein weiter und können zu eruptiven und damit meist zu destruktiven Ausbrüchen führen; wie anderseits psychische doch auch körperliche Erkrankungen oft gravierender Art die Folge sein können.

Zweifellos hat Freud mit seiner Arbeit viele destruktive psychische Mechanismen aufgedeckt. Allerdings hat sich die Hoffnung, mit der Befreiung einer widernatürlich eingegengten Sexualität auch eine Auflösung aller destruktiven Triebe herbeizuführen, nicht erfüllt. – Besonders innerhalb der sog. „68-er-Generation“ war dies ein oft wiederholter Glaubenssatz: Man sah die Lösung vieler gesellschaftlicher Probleme in einer befreiten Sexualität. Es folgte die sog. „sexuelle Revolution“, die alle Tabus der früheren Generationen rigoros über Bord warf. Doch niemand könnte im Rückblick behaupten, dass damit die destruktiven Triebe gelöscht oder auch nur reduziert worden wären, weder im persönlichen noch im gesellschaftlichen Bereich.

Freud unterlag der Faszination seiner eigenen Konzepte und sein Blick blieb einseitig auf die Sexualität fixiert. (Und sehr persönlichen Erfahrungen gab er den „Stempel“ der Allgemeingültigkeit; ein „Ödipus-Komplex“ etwa lässt sich auf breiterer Basis nicht bestätigen.) Freud warnte vor der „Schlammflut des Okkultismus“ – das heißt, jeder spirituellen Betrachtungsart. Mag er damit zu Recht ein Aufräumen mit religiösen Dogmen gemeint haben, sein Welt- und Menschenbild musste damit doch unvollständig und einseitig bleiben. Was im Menschenbild der Kahunas als das „Hohe Selbst“ seinen Platz hat, erscheint bei ihm nur noch als dessen Karikatur im „Über-Ich“, der Gesellschaftsnorm.

Wir werden auf beide Begriffe, den des „Unbewussten“ und des „Unterbewusstseins“, zurückkommen. Vorerst doch wenden wir uns jener „Instanz“ zu, mit der wir uns üblicherweise identifizieren. Es ist, was in der Kahuna-Lehre das „Mittlere Selbst“ genannt wird - jene Bewusstseinsinstanz, die wir „Ich“ nennen.

Üblicherweise ist es zunächst dieses „Ich“, das die Rolle des eigentlichen Lebensgestalters für sich beansprucht.

Mit dieser Vorstellung wird es erfolgreich sein, solange es die „Lebensschauspiele“, in die es sich selbst verwickelt sieht, mit Zustimmung erlebt und möglicherweise auch genießt; solange es sie jedenfalls in Übereinstimmung mit den eigenen Wünschen und Lebensplänen empfindet - die kleinen Hemmnisse eingeschlossen, die es als Herausforderung, gewissermaßen als „Würzstoff“ des Lebens in Kauf nimmt, als Ansporn zu ihrer „Überlistung“, Beseitigung.

Erst mit dem, was sich einstellt als Lebenskrise und „Schicksalsschläge“, als die Erfahrung des Scheiterns und eigener Ohnmacht, wird es seine zentrale Rolle als dieser tatsächliche Lebensgestalter in Frage stellen.

Es erfährt Unrecht - und kann sich selbst als Verursacher nicht erkennen. Es erlebt Körperleiden, Körpergebrechen, die seine Lebenspläne durchkreuzen, sie manchmal für immer zunichte machen.

Seine Empfindung, der „Herr seines Schicksals“ zu sein, kann sich in solchen Lebenssituationen manchmal geradezu in das Gegenteil verkehren. Immer erneut von Schicksalsschlägen geschüttelt, von Unglück „verfolgt“, kann es sich wie gefangen erleben in einem „dunklen Traum“, der von unbestimmbaren Mächten regiert wird, die sich achtlos über all seine Belange hinwegsetzen.

Wer tief im Glauben verwurzelt ist, wird in allem den „Willen Gottes“ sehen und sich diesem Willen beugen. – Das ist den meisten Menschen unserer Zeit nicht möglich. Und doch hat sich bei vielen ein vager Begriff von „Schicksal“ erhalten, durch das manches auf geheimnisvolle Weise vorbestimmt scheint; etwas jedenfalls, das manchmal jenseits unserer Planungen etwas wie eine eigene Ordnung erkennen lässt.

Für den ganz materialistisch geprägten Menschen ist auch eine solche Vorstellung nicht möglich (und auch nicht der vielleicht damit verbundene Trost). Für ihn ist alles ein blindes Spiel von Zufälligkeiten. Er allein ist „seines Glückes Schmied“ – erfolgreich oder erfolglos, wie es sich in diesem Spiel der Zufälligkeit ergibt.

Wenn wir uns, ohne ideologische Festlegung, ganz auf die Rolle des Beobachters einlassen, so werden wir immer wieder einmal eine bemerkenswerte Feststellung machen:

Dass wir - manchmal nach einem langen Weg durch Ratlosigkeit, durch Widrigkeiten und Chaos - plötzlich erneut einen sinnversprechenden Lebensfaden entdecken, der eben in diesem Chaos gesponnen wurde. Es erscheint wie das Geschenk eines unerwarteten Glücks. Wir hätten

ihm in den selbstgeplanten Lebenskonzepten in dieser Gestalt nie einen Platz zugesprochen, es musste gewaltsam darin „hervorbrechen“.

Oder wir treten mit einer bestimmten Intention eine Reise an, die aber entgegen jeder Planung eine ganz eigene Wendung nimmt (vielleicht wieder unter dramatischen Begleitumständen, die wir eher gescheut hätten). Es stellen sich auf diese Art aber ganz neue Begegnungen und schließlich Lebenskonstellationen ein, die zu einem entscheidenden Knotenpunkt unserer Existenz werden können.

Erfahrungen wie diese sind keineswegs von besonderer Seltenheit, wir erleben sie selbst oder entdecken sie in anderen Lebensläufen. Der Gegenwartsmensch allerdings neigt dazu, rasch wieder darüber „hinweg zu träumen“ und dann doch einfach von „Zufall“ zu sprechen.

Irritierende Fragen kann auch ein anderes Phänomen auslösen: das des Kartenlegens: Ein Kartenleger gibt uns an Hand des ausgelegten Kartenblatts Auskünfte, die unsere nahe Zukunft betreffen – und wir können erkennen, dass die vorausgesagten Ereignisse, auch die sehr konkret formulierten, tatsächlich eintreffen.

(Dem Autor ist bewusst, dass nicht wenige Menschen dem äußerst skeptisch bis ablehnend gegenüberstehen, vor allem in Intellektuellenkreisen sieht man diese Art von „Orakeln“ eher mit Belustigung. Fragt man genauer nach, so hat eine Person, die in dieser Art urteilt, nie den konkreten Test gemacht. - Dann ist ihr Urteil nichts wert. Natürlich gibt es auch auf diesem Markt die Scharlatane, die nur geschickten Trickser sind. Doch man kann im Vorfeld Erkundigungen über die „Trefferquote“ eines Kartenlegers/einer Kartenlegerin einholen. Wer es tut, wird die erstaunliche Erfahrung machen, dass ein Vorgang wie der des Kartenlesens tatsächlich funktioniert. Er darf seine gesunde Skepsis behalten, doch sollte er erst abschließend urteilen, wenn

er den Test mehrmals selbst gemacht hat.)

Wie auch immer der Vorgang einer Voraussage verläuft und sich diese dann als zutreffend erweist – sie muss die Frage aufwerfen, wer oder was jene Ereignisse in der Zukunft bereits festgelegt hat. Das Tagesbewusstsein weiß meist nichts davon. Wie weit ist es tatsächlich der Regisseur auf der eigenen „Lebensbühne“?

Eigentlich niemandem sind Empfindungen wie diese völlig fremd, die sich zuspitzen zu der Frage: Hat dieses gesamte Schauspiel vielleicht überhaupt nur die „Wirklichkeit eines Traums“? („Live is nothing but a dream“ lässt Shakespeare seinen Helden Hamlet sagen.)

Das Ausmaß unserer Reduzierung - jener „Bewusstseinszentrale“, mit der wir uns als „Ich“ identifizieren - ist uns üblicherweise in der Tat wenig bewusst.

Wir folgen Gefühls- und Gedankenimpulsen, deren Herkunft uns vielfach unbekannt ist und nennen sie großzügig die „eigenen“. In Übereinstimmung mit diesen Impulsen und den tiefer liegenden Prägungen, denen sie entstammen, wird das Tages-Ich einfach Geborgenheit darin empfinden. Es muss ihnen gegenüber nicht zwingend eine fragende, zweifelnde Position beziehen.

Am „Konferenztisch“ der Entscheidungen allerdings, an dem es Regie zu führen meint, kommt ihm lediglich ein Platz neben anderen zu, manchmal ist es nur ein bescheidener Seitenplatz – wie die weiteren Ausführungen noch offensichtlicher darlegen werden.

Die Tiefenpsychologie hat dies lange erkannt und sich in einer mühevollen Arbeit auf die Suche gemacht: nach dem Ursprung unserer Verhaltensmuster und vieler unserer emotionalen Impulse, dies etwa in unseren frühkindlichen Prägungen, unserem „Kindheits-Ich“, wie in den uns anerzogenen, unbewusst verinnerlichten Glaubenssätzen.

So wichtig dieser Teil der zu vollbringenden Klärungsarbeit ist, die herkömmliche Psychologie verbleibt doch meist im Rahmen ihrer selbstverordneten Grenzen. Ihre Fragen schließen jene anderen nicht ein, die sich an den größeren Rätsels eines viel umfassenderen Gesamtkonzepts entzünden, wenn wir einen Blick „hinter die Kulissen“ zu werfen beginnen.

Dies geschieht, wenn wir uns mit Auskünften befassen, die über das uns gewohnte „Terrain“ der materiellen Welt hinausgehen. – Sind Auskünfte dieser Art „seriös“?

Es gibt sie heute in vielen Formen: der weite Bereich der „Grenzwissenschaften“.

Auch hier gilt, dass sich das so Erforschte im immer wiederholten Test bewähren muss.

Keine Zeit wie die unsere hat, inzwischen über Jahrzehnte hin, exakte Techniken entwickelt, mit denen Menschen, meist im Zustand einer „luziden Trance“ oder „Wachtrance“, befragt werden können und präzise Auskünfte über andere Dimensionen geben, die sich als sehr „lebensvolle“ Existenzbereiche erweisen.

Vergleicht man die Protokolle, die zu zehntausenden vorliegen, so kann man die Augen vor dem Phänomen nicht verschließen, dass immer wieder die gleichen Grundmuster auftauchen. Sie haben ihre Variationen, doch sie lassen etwas wie präzise „Landkarten“ entstehen.

Und so spielt auch die Frage nach dem eigentlichen „Lebensregisseur“ immer wieder eine entscheidende Rolle darin.

Wir wollen uns ihr hier von verschiedenen Seiten nähern.

Die Seeleneinheit im parapsychologischen Test

Im Folgenden werden wir uns mit einer interessanten, in vielen Aspekten erhellenden Forschungsarbeit von Dr. M. Rýzl befassen, die dieser mit einer Reihe sensitiver Testpersonen durchgeführt hat.

Dr. Rýzl kommt von den naturwissenschaftlichen Disziplinen, erst nach und nach begannen Phänomene der außersinnlichen Wahrnehmung ihn anzuziehen. Deren Erforschung wandte er dann für Jahrzehnte sein ganzes Interesse zu. Seine Bücher über außersinnliche Wahrnehmung weisen ihn als profunden Kenner seiner Materie wie als selbständigen und gedankenreichen Experimentator aus.

Bei allem ist Rýzl eine Art Prototyp des Naturwissenschaftlers geblieben, der als Forschungsergebnis nur anerkennt, was er klar konzipierten, wiederholbaren Experimenten und vor allem den kritischen Fragestellungen seines gesunden Menschenverstandes unterzogen hat. Seine Zweiflernatur kann ihm (jedenfalls in den früh veröffentlichten Büchern) den Blick auf naheliegende Antworten gelegentlich etwas verstellen. Innerhalb des gesteckten Rahmens jedoch darf als gründlich geprüft und gesichert gelten, was seine Billigung findet.

Als Beispiel seiner Arbeitsweise seien hier vorweg zwei von ihm mehrfach durchgeführte Experimente erwähnt:

Im einen Fall ging es um den Auftrag an sensitive Testpersonen, im Zustand der luziden Trance einen entfernten Schauplatz zu erkunden. Alle Einzelheiten, etwa einer Straßenkreuzung in einer entfernteren Stadt, konnten vom Arbeitszimmer des Experiments aus exakt wahrgenommen und beschrieben werden, auch in allen aktuellen Details, und diese ließen sich später in all diesen Details bestätigen.

Noch bemerkenswerter ein anderes Experiment, das im „Zeit-Raum“ verlief: So konnte die Vergangenheit eines Zimmers, also die Abläufe der vergangenen Tage, in Einzelheiten „bereist“ und geschildert werden - und so auch die Zukunft: Die Frage etwa, wer anderntags als erster das Zimmer betreten würde, fand eine exakte Antwort, die sich später bestätigte.

(Mit diesem Experiment können wir noch einmal an die Kahuna-Lehre anknüpfen. Dort gibt es den Begriff der „kristallisierten Zukunft“. Dies bedeutet: Es existiert - durch die Gedankenprojektionen und Gefühlsimpulse aller Beteiligten - bereits eine „vorgeformte“ Zukunft; je näher man dem Ereignis ist, desto mehr ist dieses bereits in eine festen Form „geronnen“. In der für uns noch fern liegenden Zukunft bilden sich „Wahrscheinlichkeiten“ heraus, von denen eine sich dann materiell verwirklichen wird.)

Kommen wir zum eigentlichen Experiment:

„Wolke“ und „Seele“

Rýzl beauftragte einige vielfach bewährte Testpersonen damit, „übersinnliche Komponenten“ der menschlichen Persönlichkeit zu erkunden. Diese Auskünfte, die unter klar definierten Testbedingungen und unabhängig voneinander erfolgten, ergaben ein sehr übereinstimmendes Bild, das wir im Folgenden vorstellen wollen.

Als erstes wurde von den genannten Testpersonen etwas geschildert, das der Experimentator analog den Darstellungen schlicht „Wolke“ nennt. Es zeigt sich aktiv bei allen bewussten denkerischen Tätigkeiten des Menschen wie doch auch bei manchen unterbewussten oder auch ganz unbewussten inneren Abläufen. „Ein Nebel, eine Wolke,

ein gasähnliches, nicht materielles Gebilde mit veränderlicher Form“.

Bei geistiger Beschäftigung tritt diese „Wolke“ vibrierend aus dem Gehirn aus, ihre Dichte um diesen Bereich ist von der Intensität der denkenden Betätigung abhängig. Im Schlaf und in der Narkose ist sie entsprechend viel weniger dicht - allerdings kann sie in Traumphasen wieder ein identisches Aussehen mit dem des Wachzustandes erlangen.

Außerdem stellt sie ein Verzeichnis der Lebenserfahrungen des einzelnen Menschen dar.

Eine zweite maßgebliche Wesenskomponente, von Rýzl „Seele“ genannt, wurde als ein Gebilde beschrieben, welches eine Art „Idealbild des Menschen“ enthält, „ein Leuchten und Funkeln ohne bestimmte Form“, „eiförmig, ohne innere Struktur“. Es spiegelt ebenfalls „das gesamte Leben“ des Menschen wie es zugleich seine mögliche „Vollkommenheit“ darstellt.

Diese „Seele“ ist offensichtlich mit der „Wolke“ verbunden, doch scheint ihre Funktion mehr die eines stillen Beobachters zu sein. Vor allem reagiert sie, wenn der Mensch starke ethische oder ästhetische Emotionen erlebt, in diesen Erfahrungsmomenten hellt sie sich auf. Sie erscheint mit der Geburt, beim ersten Atemzug des Kindes, und begleitet den Menschen durch das gesamte Leben.

Von der „Wolke“ wird im Weiteren gesagt, dass sie sich bei außerkörperlichen Wahrnehmungen durch die Stirn zum Schauplatz der Wahrnehmung hin entfernen kann und das Gesehene von dort auf das Gehirn zurückspiegelt.

Hier wird erneut, wie beim Hinweis auf die Aktivitäten während der Traumphasen, die Doppelnatur dieser „Wolke“ offensichtlich, die für ganz unterschiedliche Bewusstseinsprozesse zuständig ist, wie sie in unseren Kategorien geradezu kontrovers erscheinen.

Bei ihren außersinnlichen Wahrnehmungen wiederum

unterliegt die genannte „Wolke“, wie die Testpersonen es darstellen, einer bestimmten, aber nur schwer definierbaren Kontrolle der „Seele“. - Die eigentliche Bedeutung der „Seele“ allerdings wird erst mit dem Tod voll ersichtlich:

„Seele“ und „Wolke“ vereinigen sich in diesem Moment, und während dieses Vorgangs projiziert nun die „Seele“ - in ihrer Eigenschaft als ein Spiegelbild der Vollkommenheit („Spiegelbild Gottes, aber nicht identisch mit Gott“, sagte eine der Versuchspersonen) - das Verständnis von Gut und Böse, Wahrheit und Gerechtigkeit auf die „Wolke“.

Das ermöglicht dem Sterbenden, eine plötzliche Panorama-gleiche Rückschau auf sein Handeln und seine Taten in seinem Leben zu halten, sie aus dieser Perspektive zu bewerten und die guten und schlechten Folgen seiner Taten zu erkennen.

Diese Rückschau findet (wie auch viele Erlebnisberichte im Nahtodbereich es darstellen) in umgekehrter Reihenfolge zum Geschehensablauf während des Lebens statt; die jüngsten Ereignisse werden zuerst und die früher gelegenen später analysiert.

Mit dieser Rückschauerfahrung ist eine reinigende Wirkung verbunden, und die Reste der „Wolke“ gehen nun ganz in die „Seele“ ein - ein Vorgang, der als befreiend empfunden wird und ein übermächtiges Glückserleben hervorrufen kann. Die Seele wiederum kehrt in ihren eigentlichen Heimatraum zurück, wo sie sich mit anderen gereinigten Wesen verbindet, ohne ihre Individualität damit zu verlieren.

Wieder sind die Parallelen zu den Berichten „Klinisch-Toter“ und Wiederbelebter gut zu erkennen. Wobei durch diese Protokolle auch bekannt ist, dass es zu einem abweichenden Verlauf kommen kann und der Durchbruch in diese höhere Wesensdimension nicht gelingt.

Auch was in den Aussagen der Testpersonen im Weiteren über die nachtodliche Existenz hinzugefügt wurde, ist hier erwähnenswert: Der Weg der Seelen scheint hoch über die Erde hinaus an eine Schranke, eine Art „dichte Wolkenschicht“ zu führen. Die Seelen versammeln sich dort mit einem Empfinden von großem Glück und Erwartung. Allerdings gelingt es nur einem Teil, diese Wand zu durchdringen und einige kommen sehr bald als neugeborene Kinder zurück. Es scheint, dass anspruchsvollere Aufgaben jenseits der Schranke warten.

Personen, denen der Durchbruch möglich ist, werden als solche mit schöpferischen Begabungen, guter Denkfähigkeit und Unternehmergeist dargestellt. („Frommsein“, etwa in einem Nonnenleben, ist nicht genug.) Doch auch Kinder gehören in der Regel dazu, wie auch soziale Fähigkeiten hier von Bedeutung sind.

Die Illusion: „Der Mensch als Wolf des Menschen“

Die Ergebnisse dieser Befragungen können gewiss bewegen, berühren, vielleicht überraschen; in jedem Fall sind sie von größter Tragweite.

Über Jahrhunderte und Generationen hinweg war das Bild des Menschen immer wieder von der Vorstellung geprägt, dass dessen tieferer Kern von bedrohlicher dunkler Wesensart sei. Bekannt sind die Zitate, nach denen „nur ein dünner Mantel von Zivilisation“ den Wilden in uns überdeckt, ein Wesen, das von Naturinstinkten und animalischen Eigenschaften beherrscht ist und den Menschen „zum Wolf des Menschen“ macht.

Namhafte Geister ihrer Zeit, Dichter und Philosophen,

sprachen von den dunklen „Abgründen der Seele“. Pädagogen sahen einen entscheidenden Teil ihrer Erziehungsarbeit in der Aufgabe, diesen tiefwurzelnden destruktiven Seelenanteil des Menschen zu „zähmen“ (notfalls mit harter Zucht und Prügel – das Credo einer „schwarzen Pädagogik“). Humanistische Ideale mussten dem Heranwachsenden mit harten Drill „eingetrichtert“ werden, sie sollten ihm wenigstens ein Korsett mit menschlichen Zügen verleihen.

Die Kirche war von der abgrundtiefen „Verderbtheit“ der Seele, bedingt durch den einstigen Sündenfall, ohnehin überzeugt. Erlösung von diesem tief sündigen Wesenskern gab es einzig in der Hingabe an Gott und seine Gebote - die die Kirchenoberen den Menschen als identisch mit dem eigenen selbstgeschaffenen Moralkodex darstellten.

Dieses Menschenbild beherrschte, auch wenn es in den wechselnden Zeitepochen unterschiedlich dominant war, mit dem Siegeszug der Kirche das gesamte abendländische Denken. Und gerade die Psychologie und Tiefenpsychologie unseres wissenschaftlichen Zeitalters hat es variationsreich zur eigentlichen Grundlage ihres eigenen Denkens und Forschens gemacht.

In der hier vorliegenden Darstellung werden alle Denkmodelle dieser Art geradezu umgedreht.

Der „tiefere“ größere Wesensanteil des Menschen ist kein triebhaft-wildes und aggressiv agierendes Naturwesen. Im Gegenteil sind ihm alle Züge eigen, die uns als „Ideale“ erscheinen. Und so sind die Momente seiner intensiven Berührung auch Erfahrungen ethischer und ästhetischer Art. Er lässt sich nicht in die Wirbel unserer Alltagsemotionen hineinziehen, sondern verbleibt in der Position des ruhigen Begleiters und Zuschauers.

Die Auskünfte sind eindeutig und stellen eben diesen Wesensanteil unmissverständlich in die Position der dauer-

haften und übergeordneten Wesensinstanz. Er ist es, der die kleinere Bewusstseinsseinheit des irdischen Menschen zuletzt wieder aufnimmt und deren Fortexistenz garantiert; so wie er diese offenbar vorher ins Leben entlassen hat.

Unterbewusstsein und Überbewusstsein

Es hätte eine entscheidende Weichenstellung für das gesamte Denken des 20. Jahrhunderts bedeutet, wäre der Psychologie der Schritt gelungen, den Begriff des „Unterbewusstseins“ durch einen anderen zu ergänzen: den des „Überbewusstseins“.

Doch dazu hätte es in vielem einer ganz anderen Blickweise bedurft, beginnend bei den Fragestellungen. Man muss den psychologischen Forschungsergebnissen ihren Wert damit nicht absprechen – und sollte doch klar auf diesen Punkt ihrer Unvollständigkeit hingewiesen. Sicher, der forschende Blick konnte schließlich nichts finden, wo er nichts suchen wollte und nichts zu finden bereits im Vorfeld beschlossen hatte.

Letztlich hätte sich eine sinnvolle Ergänzung nur in einer unvoreingenommenen Öffnung gegenüber der spirituellen und parapsychologischen Forschung, dem ganzen Arbeitsbereich einer gesunden Esoterik einstellen können. Doch dies entsprach nicht dem „Zeitgeist“. Ein „Zeitgeist“ freilich wechselt, wie für eineinhalb Jahrzehnte etwa die „New Age“-Bewegung gezeigt hat. Sie war von nur kurzer Dauer. Doch schon oft hat ein neues Weltbild mehrfache Anläufe gebraucht. Geistige Evolution vollzieht sich in Wellenbewegungen. Dem „Wellental“ folgt naturgesetzlich ein „Wellenberg“. Wir werden, dann unter anderen Namen, wieder ein „New Age“ erleben.

Kommen wir noch einmal zurück zu Jung.

Der von Jung bevorzugte Begriff des „Unbewussten“ ist der Öffnung zu einer spirituellen Weltsicht natürlich näher als der Begriff des „Unterbewusstseins“ in der Prägung durch Freud. Wie überhaupt die Lebendigkeit der Jung'schen Begriffe und Lehrsysteme für sich einnehmen können und sich wohltuend von den schematischen Verknöcherungen anderer psychologischer Systeme abheben (auch gegenüber den gar nicht seltenen innerhalb der Esoterik).

Diese Begriffe Jungs bleiben damit gelegentlich auch etwas unbestimmt und beliebig; womit Jung zu einem immer wieder von allen Seiten und Strömungen besitzergreifend und maßgeblich zitierten Autor wurde.

Auch ist, wenn Jung - in Abgrenzung von Freud - prinzipiell vom „Unbewussten“ spricht, dies die unschärfere, undifferenzierte Formulierung. Denn vieles unterhalb unseres wachen Tagesbewusstseins ist „halb bewusst“, in jedem Fall manchmal der Oberfläche unseres Wachbewusstseins relativ nah. In keinem Fall lässt sich alles „Unterbewusste“ pauschal als „unbewusst“ bezeichnen.

Und doch: Der Schritt zu einer Kategorie des „Überbewusstseins“ hätte sich immer nur aus den Denkansätzen von Jung ergeben können, niemals denen von Freud.

„Wolke“ und ASW-Fähigkeit

Wir wollen zum Experiment von Rýzl zurückkehren.

Die Funktionsweise der von Rýzl so benannten „Wolke“ - ein Wort, das zweifellos Arbeitscharakter trägt - ist vielschichtig. So wurde schon geklärt, dass sie Aktivitäten ausübt, die sowohl im Bereich des Tagesbewusstseins wie dem unseres Unterbewusstseins liegen; sogar potentielle

Psi-Fähigkeiten gehören diesem Aktivitätsspektrum an.

Die Schlussfolgerung liegt nahe, dass unsere klar getrennten Kategorien in diesem Punkt relativ willkürlich sind, jedenfalls weniger eindeutig, als wir üblicherweise annehmen. Natürlich beruht unsere Wahrnehmung der materiellen Welt vor allem auf unseren physischen Sinnesorganen; doch ist sie auch von kulturellen und gesellschaftlichen Normen bestimmt.

Sowohl unsere bewussten denkerischen Aktivitäten wie die Bildschöpfungsprozesse unserer Träume führen zu einer erkennbaren Konzentration im Kopfbereich und einer Strukturierung der „Wolke“. (Auch bei höheren Säugetieren gibt es Anzeichen einer solchen Konzentration, allerdings wesentlich schwächer.)

Wir wollen hier einen ergänzenden Hinweis aufgreifen, der bei den Experimenten zur außersinnlichen Wahrnehmung (ASW) zur Sprache kommt. Dort heißt es, dass sich die „Wolke“ zum Schauplatz des Geschehens entfernt und das Gesehene auf das physische Gehirn zurückspiegelt.

Die ASW-Tätigkeit als ein bewusster Vorgang lässt somit im Gehirnspeicher verfügbare Erinnerungsbilder zurück. Im Gegensatz dazu existieren Formen halb- und unterbewusster ASW-Aktivitäten, bei denen diese Rückspiegelung auf das Gehirn nur bruchstückhaft oder auch gar nicht stattfindet.

Für unser Tages-Ich, unser „Mittleren Selbst“, ist es unverzichtbar, dass sich bleibende Bilder in das physische Gehirn einprägen. – Allerdings wird von den Testpersonen gesagt, dass es die „Wolke“ ist, die ein „Verzeichnis der Lebenserfahrungen des Menschen“ enthält. Dies bedeutet, dass sie gegenüber dem Gehirn der viel umfangreichere Gedächtnisspeicher ist, der auch alle unserem Tages-Ich unbewussten oder nur halb- und unterbewussten Erfahrungen bewahrt.

Erst wenn diese bewusst gemacht werden (etwa die Geschehnisse um ein frühkindliches Trauma), prägen sich bleibende Erinnerungsbilder auch dem Gehirn ein.

Der in dem beschriebenen Experiment von Rýzl „Seele“ genannte Wesensteil übt, so sehr er in einer höheren Rangordnung erscheint, während des Lebens offenbar keine Kontrollfunktion aus. Allein in Zusammenhang mit außersinnlicher Wahrnehmung wird eindeutig von einer solchen Kontrolle gesprochen; dass wieder erklärt, warum wir in der Regel nicht willkürlich darauf zugreifen können.

Der „stille Beobachter“

Wenden wir uns also dem von Rýzls Testpersonen „Seele“ genannten Wesensteil zu, der während der Lebenszeit der stille Begleiter und Beobachter bleibt.

Die Beschreibung der „Seele“ mag für den, der mit esoterisch-spirituellem Wissen vertraut ist, keine Überraschung bedeuten. Naheliegenderweise wird man hier die Parallele zu den sog. „höheren Geistkörpern“ („Kausalkörper“, „spiritueller Körper“, „höheres Selbst“) ziehen. Und doch mag verwundern, wie nah uns dieser Wesensteil auch während unseres alltäglichen Lebens ist. Er „mischt sich nicht ein“. Offenbar unterliegt er damit einem kosmischen Gesetz. Zum anderen macht er sich doch bemerkbar: in allen emotionalen Impulsen, die entstehen, wenn wir durch Schönheit und Ideale berührt werden.

Die Testpersonen scheuen die Wahl der großer Worte nicht: „Idealbild des Menschen“, „Spiegelbild Gottes, doch nicht identisch mit Gott“. Doch auch diese Instanz – die letztlich viel mehr als die „Wolke“ tatsächlich „wir selbst“ sind – durchläuft mit den Inkarnationen einen Prozess des

beständigen Wachstums.

Auch von dieser „Seele“ wird gesagt, dass sie das „gesamte Leben“ des Menschen spiegelt. Doch anders als die „Wolke“, deren Energiespeicher nur auf das jeweilige irdische Leben ausgerichtet sind, spiegelt sie die Gesamtheit seiner „kosmischen Existenz“, so auch die Gesamtheit seiner irdischen Inkarnationen, diese allerdings in einer „gefilterten Form“, in der sie zunächst einen Reinigungs- und Läuterungsprozess durchlaufen haben.

Wir haben das Novalis-Wort vorangestellt: „Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transzendentalen Selbst zu bemächtigen, das Ich seines Ichs zugleich zu sein.“ – Das wird auf dem hier geschilderten Hintergrund nochmals verständlicher. Freilich deutet Novalis auf einen Zustand hin, in dem es zur bewussten und beständigen Kommunikation mit diesem „transzendentalen Selbst“ kommt, ja, indem es sogar einen übergeordneten Platz in der Identifizierung einnimmt.

Gewöhnlicher Weise erfolgt diese neue Identifizierung erst wieder mit dem Moment des Todes, wenn die „Seele“ die „Wolke“ in sich auf nimmt.

Rückführungsbegleiter oder Rückführungstherapeuten benutzen gelegentlich das Wort „Reinkarnationsperlen“, die die Seele sich „einverleibt“ und die bleibend in ihr verwahrt werden. Ein anderer Sprachgebrauch ist der des „Reinkarnationskokons“, in den alle Inkarnationen eingeschlossen sind.

Erinnerungen an andere Existenzen können im physischen Gehirn nicht gespeichert sein. Es sei denn, klar erlebte Träume hätten entsprechende Bilder im Gehirn zurückgelassen; oder es handelt sich um Bilder einer solchen genannten Rückführung, bei der während der „Wachtrance“ auch das Gehirn bewusster Beobachter bleibt.

Die „ungelernte Ethik“

Die Existenz einer „Seele“, wie sie in diesem Gesamtbild erscheint, mag uns vor allem wichtig in der Frage unserer „eigenen Unsterblichkeit“ sein - eine Frage freilich, auf die auch die Kirche und die Vielzahl der Religionen immer schon bestätigende und trostreiche Antworten bereit hielten.

Doch zeigen die Beschreibungen der genannten Testreihede Aspekte auf, die wesentliche Ergänzungen bieten.

Alle uns fühlbaren Empfindungen mitmenschlicher Moral und Ethik, sogar Kriterien der Ästhetik, sind keineswegs vorrangig Folge einer darauf angelegten Erziehung. Diese Erziehung kann sie sicherlich fördern. Doch ihren Ursprung haben sie tief im menschlichen Wesen selbst.

Sie sind die ureigensten Qualitäten seines Wesens, dessen natürliche Empfindungs- und „Wahrnehmungsart“ - so sehr sie oft auch verdeckt und verschüttet sein mögen und dem materiell verschlossenen Menschen letztlich ganz unbewusst bleiben.

Wohl zeigt der Mensch oft wölfische Wesenszüge – sie scheinen im Blick auf die menschliche Geschichte sogar über viele Zeitstrecken hin dominant zu sein. Und gewiss gibt es die „nachtschwarzen Abgründe“ der Seele – wie die Geschichte grausamer menschlicher Verbrechen es zeigt. Es ist eine gleichfalls immer wieder gegenwärtige Realität. Doch so tief und so schwarz sie sein mögen – sie bedeuten niemals „das Ende des Tunnels“.

Schreitet man an ihnen vorbei, noch „tiefer“ hinab, weiter ins eigentliche „Zentrum“, so begegnet man keinem lauernden „Wolf“, keiner schreckenerregenden Schwärze der Seele. Diese sind, in dieser tatsächlich tieferen Realität, nicht ihr wirkliches Wesen.

Ergänzen wir diese Betrachtungen durch eine noch andere Testreihe, wie sie mit Theaterbesuchern durchgeführt wurde. Hier ergab sich, dass die Pulsfrequenz während eines Szenenablaufs - ein klares Indiz für die Beteiligung der Zuschauer - ihre entscheidenden Höhepunkte keineswegs dann zeigt, wenn es zur Darstellung von brutaler Gewalt und erotisch Verfänglichem kommt.

„Sex und Crime“, die so rasch als Erfolgsmaschinen apostrophierten Show-Effekte unserer Zeit, stehen deutlich zurück hinter Szenen, in denen durch ein offenkundiges Unrecht Menschlichkeit verletzt wird: in der Unterdrückung und Demütigung Schwächerer, in der Ausnutzung Wehrloser; somit Szenen, die Mitleid und Erschütterung im tiefen Mitgefühl auslösen; Szenen zugleich, die mit der Gestaltung dieser Inhalte auch den Anspruch ästhetischer Kriterien erfüllen müssen.

Diese Qualitäten „moralischer Art“ erleben ihr helles bewusstes Aufleuchten eben im Anblick des anderen, ganz und gar Gegensätzlichen: der Unrechtstaten, der missbrauchten Macht und Gewalt. Womit ein wesentliches „Geheimnis“ des Bösen berührt ist, dem sich ein späteres Kapitel noch widmen soll.

Was wir auch immer an Szenarien menschlicher Destruktion, der Gewalt und Schrecken um uns erblicken mögen: Letztlich gibt es keine stärkere Kraft im Menschen als die, die sich in der Sehnsucht nach der Erfahrung menschlicher Qualitäten, Mitgefühl, Güte und Liebe, schließlich auch Schönheit, manifestiert.

X X X

Wir wollen damit auf die Frage nach dem „Lebensregisseur“ zurückkommen.

Welche Instanz tatsächlich ist es, die unsere Lebensschauspiele gestaltet?

Unser bewusstes Tages-Ich kann, wie wir gesehen haben, diese Rolle für sich allein nicht beanspruchen.

Viel zu häufig laufen die meisten dieser Schauspiele seinen eigenen Intentionen und Wünschen zuwider.

Was erstreben „wir“ mit der Inszenierung von „Schmerzschauspielen“, wie wir sie häufig erleiden?

Was ist der tiefere „Motor“, der uns in die Konfrontation mit Schauspielen des Unrechts, der Gewalt, des Bösen hintreibt?

Warum machen wir uns Denkungsarten des Materialismus, des Nihilismus zu Eigen, wenn uns das Unzulängliche, Unhaltbare solcher Weltbilder in einer anderen Seelenschicht doch völlig bewusst ist?

Der höhere Wesensanteil, lebenslang in der Position des stillen Betrachters verharrend, greift in unsere Lebensentscheidungen nicht ein, auch wenn sie verworrene Wege wählen.

Ist er der eigentliche Lebensregisseur – der allerdings nur den Entwurf liefert und sich dann auf die Position des stillen Beobachters zurückzieht?

War er sich zuvor der Folgen seiner Lebensentwürfe immer ganz bewusst?

Wie vollkommen – oder auch unvollkommen – ist er in seiner eigenen Weisheit und Planungskompetenz?

In welchem Geflecht übergeordneter Muster und Direktiven steht er selbst?

Einer der Wege, zu diesen Fragen Auskunft zu erlangen, ist der Blick auf den Inkarnationsantritt der Seele. Damit wollen wir uns Beschreibungen zuwenden, die sich mit den Erinnerungen an vorgeburtliche Erfahrungszustände befas-

sen.

Ein Vermerk zum Thema Hypnose und Trance:

In manchen Esoterikerkreisen erscheint ein Vorgehen, das sich dieser Techniken bedient, suspekt. Es wird argumentiert, dass das Ichbewusstsein des Menschen ausgeschaltet sei und er somit die Kontrolle über sich abgebe – zunächst an den Hypnotiseur, im weiteren möglicher Weise an Geistwesen zweifelhafter Ambitionen und niederer Rangordnung.

Dass Gefährdungen der unterschiedlichsten Art möglich sind, soll nicht in Abrede gestellt werden. Und doch, die zentrale Frage bleibt: Was geschieht?

Wenn ein verantwortungsbewusster, moralisch integrierender Therapeut am Werk ist, sollte man dies als eine Grundlage für glaubwürdige Aussagen sehen. Vor allem sollte man sich von den vielen verzerrenden Bildern lösen, die Hypnosetechniken im Bereich eines dubiosen Jahrmarktzaubers sehen.

Die Frage nach dem Ichbewusstsein des in Trance Befindlichen mag ihren Stellenwert haben, doch sie muss vom konkreten Geschehen ausgehen. In einer gesunden Kommunikation mit dem Therapeuten ist es nicht reduziert. Sinnvoll lässt sich von einer Fokussierung sprechen: Die Wahrnehmung der alltäglichen Umwelt wird abgedämpft, der „innere Blick“ wendet sich den Bereichen der Seele zu.

Man mag argumentieren, dass sich dem Meditierenden diese Bereiche der Seele in gleicher Art erschließen können – ohne Hilfstechniken und Fremdführung von außerhalb. Damit freilich wird ein hoher Anspruch gestellt: der einer üblicher Weise lebenslangen Übungs- und Schulungsarbeit. Wer diesen Anspruch erhebt, muss ihn vor allem auch an sich selbst stellen.

VORGEBURTLICHE ERFAHRUNGEN

Das Umfeld eines Experiments

Das Thema Reinkarnation und Reinkarnationsforschung ist in den letzten Jahrzehnten Thema vieler Bücher geworden.

Es wurde im „abendländischen Kulturraum“ des zwanzigsten Jahrhunderts gewissermaßen neu entdeckt - einem alten „Glauben“ nachspürend, der ohnehin immer ein fester Bestandteil im religiösen und kulturellen Bewusstsein der meisten Völker der Erde gewesen ist, nicht allein der asiatischen. Ein Glaube, den letztlich nichts ernsthaft erschüttern konnte: Auch in unserer „aufgeklärten“ Zeit sind über zwei Drittel der Menschheit von der Wirklichkeit der Reinkarnation überzeugt.

Der „neue Zugriff“ wollte sich allerdings nicht allein auf das „Glauben-Müssen“ beschränken, sondern versuchte der Tatsache der wiederholten Erdenleben mit „wissenschaftlichen Mitteln“ näher zu rücken - dies vor allem mittels der bekannten „Rückführungen“ in Trance- und Hypnosezuständen.

Ein in diesem Zustand beschriebenes früheres Leben, vielleicht eine Existenz als Handelskaufmann im Mittelalter, ist natürlich selbst kein „Beweis“, trotz der möglicherweise vielen genauen Details. Es könnte sich ebenso um das Produkt einer „Phantasiereise“ handeln – und diese kann als Therapieform oft durchaus sinnvoll ihren Zweck erfüllen, indem sie alte Konflikte widerspiegelt und neu verarbeiten hilft.

Erst wenn die beschriebenen Details einer genaueren Nachprüfung unterzogen werden, am besten durch eine Reise an die geschilderten Orte, und sich in dieser Nachprüfung bestätigen - wenn etwa das Vorhandensein längst verschwundener Straßenviertel, die plastisch geschildert wurden, durch alte Chroniken belegt werden können -, rückt das Phänomen in den Bereich der Beweisbarkeit; mit diesem Schritt allerdings unwiderruflich.

Was für die eine Seele gilt, die Wirklichkeit früherer Existenzen, kann für die anderen nicht in Abrede gestellt werden.

Belege und somit Beweise der genannten Art gibt es inzwischen in größerer Menge. Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang die Forschungsarbeit von Jan Stevenson *), der viele Jahre seines Lebens auf der Suche nach Fallbeispielen war und unermüdlich Recherchen an Ort und Stelle durchführte. Die Glaubwürdigkeit dieser Forschungsergebnisse ist vor allem durch den Umstand erhöht, dass viele Berichte mit genauen Details, die sich sämtlich bestätigen ließen, von Kindern stammten, womit sich eine andere Art der Informationsübermittlung mit Sicherheit ausschließen lässt.

Reinkarnationstherapeuten antworten auf die Frage nach dem Wirklichkeitscharakter und der Beweiskräftigkeit der geschilderten Inkarnationen häufig ausweichend -: dies sei nicht Mittelpunkt ihres Interesses. Das ist ihr gutes Recht, da in diesem Fall der therapeutische Effekt im Vordergrund steht. (Den u.U. auch eine „Phantasiereise“ gewährleisten kann.) Die Nachprüfbarkeit ist in der Tat ein anderer Arbeitsbereich, der in der Regel mit nicht geringem Aufwand verbunden ist.

Für den, der in verändertem Bewusstseinszustand (es muss nicht notwendig der der Trance oder Hypnose sein) tatsächlich in den „Bilderstrom“ anderer Existenzen einge-

taucht ist, stellt sich die Frage einer Beweisnotwendigkeit ohnehin kaum: Er hat „erlebt“ - häufig aufgewühlt, von heftigen Emotionen ergriffen, und dieses Erlebte spricht unzweideutig seine Sprache von Wirklichkeit.

Es erstaunt im Hinblick auf die zum Thema reich vorliegende Lektüre, dass die andere gleichfalls nicht unbedeutende Frage offenbar kein vergleichbares Interesse auf sich gezogen hat:

Wo befinden wir uns in den „Zwischenzeiten“? Was sind unsere „Aufenthaltsorte“ zwischen den Inkarnationen und was beschäftigt uns dort?

Mitteilungen durch unterschiedliche Trancemedien liegen vor - aus zuverlässiger und bewährter (wie auch manchmal zweifelhafter) Quelle. Doch etwas wie eine „systematische Ausforschung“ dieser Zwischenbereiche, wie sie in der Reinkarnationsforschung vorliegt, hat erst sehr sporadisch eingesetzt.

Dies mag mit den häufig so anderen, „irdisch entrückten“ Bewusstseinszuständen zusammenhängen. Freilich gibt es auch hier erste beachtliche Vorstöße - unter anderem eine breit angelegte Studie der amerikanischen Psychologin Helen Wambach *), der wir das folgende Kapitel widmen möchten.

Ein weiterer ernst zu nehmender Forscher für die genannten „Zwischenbereiche“ ist der amerikanische Hypno-therapeut Michael Newton. *) Die Einblicke, die sich durch die Aussagen seiner in Trance geführten Klienten ergeben, sind in ihrer Gesamtschau grandios. Wir werden darauf gleichfalls noch einmal zurückkommen.

Welche Auskünfte erhalten wir, wenn Menschen in einem Zustand befragt werden, der ihnen über die Schwelle des Lebensantritts hinaus Einblicke in vorgeburtliche Existenzbereiche ermöglicht?

H. Wambach arbeitete in den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts mit zahlreichen Testgruppen in verschiedenen Teilen der USA. Diese Gruppen, meist Studenten der von ihr angebotenen College-Seminare, beschrieben ihre in einem „luziden Bewusstseinszustand“ (nicht einer eigentlichen Hypnose) aufgenommenen Eindrücke am Schluss jeder Sitzung.

Tatsächlich ergibt sich mit der Auswertung der so entstandenen Protokolle ein faszinierender Einblick in die vorgeburtliche „Inkarnationswerkstatt“.

Nicht weniger als 90 Prozent der insgesamt 750 Befragten berichteten überzeugend und teils detailliert von einer Existenz vor dem Leben. Die oft höchst aufschlussreichen Auskünfte richten sich auf eine Reihe sehr konkreter, „erd-fester“ Aspekte wie: Wann verbindet sich die Seele mit dem Fötus? Was war der Gesichtspunkt für die Wahl des Geschlechts? Haben wir unsere Familie und unsere Freunde in anderen Lebenszeiten gekannt?

Schließlich: Warum sind wir hier auf der Erde? Was war der Grund für die Wahl der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts?

Die Dimension dieser Auskünfte wird ersichtlich, wenn man weiß, dass diese Einblicke für die Befragten nach eigenem Bekunden oft große Erhellungen teils auch Erschütterung auslösten, die verwandelnd auf ihre ganze Persönlichkeit einwirkten. Vor allem der klarere Blick in die vorgeburtlichen Daseinsregionen selber (der freilich nicht allen in gleicher Art möglich war) hinterließ Betroffenheit, ein tiefes „Berührtsein“, wie hierzu manchmal erklärt wurde, einen fast „verstummen machenden Erleuchtungsblitz“.

Die Glaubhaftigkeit der Aussagen bestätigt darüber hinaus die Tatsache, dass es in unterschiedlichen und von einander unabhängigen Testgruppen (etwa mit andersgearteten kulturellen Voraussetzungen) zu häufig fast identischen

Ergebnissen in der Auswertung kam.

Einschränkend anmerken lässt sich lediglich, dass der von den Befragungen angezogene Menschenkreis wohl nicht als der einer nur durchschnittlichen, ganz „beliebigen“ Bevölkerungsgruppe zu sehen ist. Darauf deuten auch einige Antworten hin. Ein gewisser Entwicklungsstand der „befragten Seelen“ liegt nahe.

Kommen wir zu den konkreten Fragen und Antworten.

Die Entscheidung geboren zu werden

Fassen wir gern den Entschluss, ein neues Leben in dieser Welt anzutreten?

Im Gegensatz zu unserer üblichen Haltung dem Tod gegenüber, der vielen als „Lebensverhängnis“ erscheint und Schmerz, Bedrückung und Furcht auslöst, betrachten wir in unserer irdischen Existenz die Geburt gewöhnlich als ein Ereignis der Freude, des Neubeginns und Versprechens. Dies relativiert sich entscheidend in der Betrachtungsart außerhalb der Inkarnation.

Nur 28 Prozent sahen der neuen Inkarnation mit tatsächlicher Freude entgegen. Die Antworten zeigen darüber hinaus, dass diese Freude in jedem Fall mehr die Erwartung eines „Bewährungstests“ als etwa die Aussicht auf eine „erbauliche Inkarnationsreise“ und „Erdexkursion“ ist. Gelegentlich besteht der dringende Wunsch, eine Aufgabe fortzusetzen, und die Umstände sind sorgfältig vorgeplant.

Aus den Zitaten:

„Ich hatte gegenüber der kommenden Lebenszeit des Gefühl, dass sie ein Test sei, eine Herausforderung, und ich entwarf zielbewusst ein Szenario, um zu lernen, was ich wissen wollte.“ *„Ich hatte ein angenehmes Gefühl bei der*

Aussicht auf das kommende Leben, und die Worte 'die Umstände sind günstig' schossen mir durch den Kopf.“ „Ich hatte eine sehr starke Empfindung, aus meinem ausgedehnten, zerstreuten Selbst in mein physisches Zentrum hineinzufließen. Ich konnte es kaum erwarten zu beginnen.“

Die insgesamt eher zögernde Haltung des großen (Fast-)Dreiviertels der andern Befragten, wie sie in den gleich folgenden Zitaten zur Sprache kommen wird, muss zugleich ergänzend gesehen werden durch diese andere Tatsache: dass immerhin 81 Prozent *s i c h s e l b s t* entschieden, geboren zu werden. Dennoch wird dieser Entschluss so gut wie niemals allein getroffen. Es gibt den Beistand „befreundeter Seelen“, meist sind es Wesen der gleichen Entwicklungsstufe, gelegentlich auch Berater mit der Ausstrahlung größerer Einsicht und Weisheit.

Die kommende Inkarnation wird gemeinsam vorausgeplant, auch gibt es verschiedentlich schulende Vorbereitungen. Doch die Aufbruchsstimmung ist in der Regel nicht von Begeisterung geprägt, eher erscheint der Lebensabstieg wie eine unangenehme, unerlässliche Reise, die man anzutreten gezwungen ist. (Etwa vergleichbar einem „Dienst in der Armee“, wie es drastisch und pointiert einmal ausgedrückt wird.) Wohl gibt es Möglichkeiten des Einspruchs und Widerstands, doch werden innere Verpflichtungen gefühlt, denen man widerstrebend letztlich doch nachgibt.

„Ich zögerte geboren zu werden, aber ich entschied mich selbst dafür. Jemand sagte mir, dass ich es wirklich tun sollte. Ich wollte eigentlich nicht herunterkommen und meine Wolkenseligkeit aufgeben und die Kälte und Isolation fühlen.“ „Ich wusste, es wäre nicht für lange, also machte es mir nichts aus zu gehen, aber ich blickte dauernd zurück. Ich wartete bis zur letzten Minute.“

„Vor meiner Geburt schien es so eine Art Konferenz ge-

geben zu haben, und ich verspürte Gefühle tiefer Liebe von Seiten meiner Ratgeber. Wir sprachen darüber, was ich lernen müsste, um meinen Lebensplan zu erreichen. Es schien da eine Gruppe von Autoritäten zu geben, die mir bei der Entscheidung halfen. Ich war nicht allzu neugierig darauf, diese Lebenszeit zu erleben, aber ich wusste, dass ich auf dieser Ebene etwas zu tun, etwas zu vollenden hatte.“

Ein Rat von „Autoritäten“ oder doch eng befreundeten Seelen taucht in zahlreichen Antworten auf. Der Eindruck von „Inkarnationsfamilien“ stellt sich hier ein, da enge karmische Beziehungen zu diesen Personen gefühlt werden. Nicht selten gehören auch spätere Lebensgefährten einer solchen Gruppierung an.

Was jedoch am meisten überraschen kann: Ein kleiner Prozentsatz nannte sogar Personen, die v o r ihrer eigenen Geburt bereits inkarniert waren - lebende Eltern, ältere Verwandte, Geschwister und Freunde. Auch diese gehörten dem beratenden Personenkreis an. Es scheint demnach im gegebenen Fall kein wesentlicher Unterschied zwischen Inkarnierten und Jenseitigen zu bestehen! (Was ein höchst interessantes Licht auf die unserem Tages-Ich verborgenen „Nachtaktivitäten“ wirft.)

Kommen wir zu den Aussagen von einigen der Befragten, es sind 19 Prozent, die angaben, sich nicht bewusst oder freiwillig für eine Inkarnation entschieden zu haben:

„Nein, ich entschied mich nicht dafür, geboren zu werden, aber irgendjemand sagte mir, dass ich musste. Meine Gefühle über das Geborensein waren, dass ich in einen eisigen Strom stieg, den ich zu überqueren hatte.“ „Bei der Frage, ob ich mich dafür entschied, geboren zu werden, fühlte ich, dass ich dies nicht tat, denn ich wollte gerade als Lichtstrahl durch das Universum schwirren... Meine Gefühle über die Aussicht, ein neues Leben zu leben, wa-

ren, dass dies wirklich eine Last sei. Das überrascht mich, weil ich das Leben doch so sehr liebe.“

Ein sehr geringer Prozentsatz, etwa drei Prozent, gab an, sich gegen den Rat befreundeter Seelen und Führer zur Inkarnation entschlossen zu haben:

„Ja, ich entschied mich dafür, geboren zu werden... Ich bemerkte jemanden, der mich warnte, aber ich fühlte, dass ich etwas zu tun, zu erledigen hatte.“ „Auf die Frage, ob mir jemand bei der Entscheidung half, bemerkte ich Führer, die große Lichtstrahlen zu sein schienen und die mich beeinflussen wollten, nicht jetzt geboren zu werden - aber ich war entschlossen... Ich hatte einiges zu erledigen und drei karmische Trips zu vollbringen.“

„Mir wurde klar, dass ich vorsichtiger hätte wählen und noch ein paar Jahre warten sollen.“

Diese Auskünfte sind deshalb sehr interessant, weil sie einen erhellenden Blick auf den offenbar bestehenden Freiheitsraum werfen lassen, der mit der Wahl eines neuen Erdenlebens verbunden ist. Vorbereitungen und Beratungen gibt es, oft wird auch freundschaftliche und begleitende Hilfe zugesagt. Doch keineswegs erfolgen von dieser Seite aus zwingende Direktiven - der gegebene Freiheitsraum scheint auch Irrtümer und Fehlplanungen einzuschließen. Dabei mag es sich, in einem größeren Rahmen, wieder um einen doch sinnvollen Lernprozess handeln. Doch offenbar sind die karmischen Freiheits- und Irrtumsgrade nicht auf den irdischen Lebensschauplatz begrenzt.

Vor allem diese Aussagen lassen erkennen, wie drängend sich oft der Wunsch nach Aufgabenerfüllung auswirkt - ein Motiv, das sich selbst gegen andere Einsicht und „besseren Ratschlag“ durchsetzen kann. Damit kommen wir zu einem weiteren Fragegebiet.

Aufgabenstellungen / Karmische Beziehungen

Die Entwicklung eigener Talente, die innerhalb der Inkarnation unsere Lebensplanungen häufig beherrscht, nimmt in den vorgeburtlichen Intentionen keineswegs einen zentralen Platz ein. Als von größerem Gewicht gilt die Ausprägung seelischer Qualitäten wie Mitgefühl, Liebe und Toleranz - also soziale Fähigkeiten, die sich unter den oft widrigen Umständen der irdischen Existenz durchsetzen und behaupten müssen.

Manchmal ist auch der Wunsch nach „Wiedergutmachung“, tätigem Ausgleich für begangenes Unrecht ein starkes Motiv. Doch wurden Schuldverstrickungen eher selten von den hier befragten Testpersonen als bestimmender Faktor genannt.

Neben dem Lernen-Müssen steht gelegentlich auch das „Lehren“. Deutlich wird eine Art Auftrag empfunden, ein bestimmtes Wissens- und Lerngebiet dieser Erde voranzutreiben.

25 Prozent der befragten Personen sprechen davon, lediglich mehr „Erfahrungen“ sammeln zu wollen:

„Mein Ziel ist einfach, weiterzukommen und zu vollenden, so gut ich kann - nur zu leben und zu erfahren.“ „In einem vergangenen Leben war ich in einer Massengesellschaft in Asien und lebte als kontemplativer Mönch. Niemand sah oder hörte mich. In diesem Leben geht es nun darum, mein Ego zu entwickeln.“ „Auf die Frage nach dem Zweck dieser Lebenszeit durchzuckte mich eine exakte Antwort, und sie lautete: 'Wie ein Pfeil in der Mitte der Scheibe zu sein. Schön zu sein, schön geschaffen zu sein.'“

In einigen Aussagen leuchtet auf, dass manche Entwicklungsziele zunächst noch offen sein können und dass die

Entscheidungsfreiheit sich auch auf den Abschluss kleinerer und größerer Lernstrecken beziehen kann:

„Auf die Frage nach dem Zweck hatte ich den Eindruck, dass es diesmal fast zu viele Lerneinheiten zu bewältigen gab. Ich bemerkte, dass man mir eine Gelegenheit bot, aufzugeben, wenn ich zu müde war; aber ich habe diesen Zeitpunkt schon durchgestanden, um die letzten zwei Einheiten zu beenden; eine, an der ich gerade bin, eine, die noch zu bewältigen ist.“

18 Prozent der Befragten betonten klar, dass es ihre wichtigste Aufgabe sei, vor allem zu lernen Liebe zu geben.

„Ich fühlte, dass meine Bestimmung im Leben darin besteht, ernsthaft zu lieben.“ *„Ich wusste, dass ich geboren werden wollte, um anderen Schmerz, Kummer und Sorgen abzunehmen. Ich wusste, dass ich so geleitet wurde, dass ich Eltern erhielt, die mir helfen würden, meine Aufgabe zu erfüllen.“* *„Mein Ziel für die Lebenszeit? Einfach zu lieben.“*

Zwei andere große Antwortgruppen teilen sich auf in eine erste, die den Vorrang betont, den eine Vervollkommnung ihrer karmischer Beziehungen einnimmt (ebenfalls 18 Prozent) und eine andere, bei der geistiges Wachstum und eigene Lehrerschaft wie Wissensvermehrung für diese Zeitepoche im Vordergrund steht (25 Prozent).

Damit sind die zwei schon genannten Themenkomplexe angesprochen: die Frage nach karmischen Bindungen; die Frage nach der Wahl der Zeitepoche vor der Jahrtausendwende.

Besonders die Antworten auf die erste Frage sind äußerst reichhaltig und bringen die ganze Palette bekannter Konflikte zum Aufleuchten, die in der karmischen Sicht nun eine andere Dimension gewinnen.

Die Vielfalt der dargestellten Beziehungen ist außerdem überraschend: Väter und Brüder in diesem Leben können Geliebte, Mütter und Schwestern, eigene Kinder und nahe Freunde gewesen sein - allerdings auch schon einmal Väter und Brüder.

In jedem Fall werden bekannte Seelen wiederentdeckt und oft konkret die Plätze früherer Begegnungen genannt. Offenbar allen Verwandtschaftsbeziehungen wie oft auch den Freundschaften scheint ein festes Netz der Absprachen zu Grunde zu liegen.

Dabei muss nicht erstaunen, dass Beziehungen einer besonderen Seelennähe nicht nur aus einem vergangenen Leben, sondern allein aus den „Zwischenstadien“ stammen können. Demnach erstreckt sich der seelische Verwandten- und Freundeskreis letztlich weit über das hinaus, was auf den Inkarnationsschauplätzen üblicherweise sichtbar wird.

Hier freilich kann die Feststellung nicht ausgespart werden, dass es nicht nur Liebe und wohlwollende Teilnahme ist, was „Inkarnationsfamilien“ oft über lange Zeit aneinander bindet. Unlösbar verkettet sind wir auch häufig mit denen, die wir hassen und fürchten. Ein Ziel vieler Inkarnationsreihen scheint es zu sein, alle solche Empfindungen negativer Prägung aufzulösen, bis alles in Mitgefühl und Zuneigung verwandelt ist.

„Ich kannte meine Mutter nicht, aber ich kannte meinen Vater. Es schien mir, als sei ich mit meinem Vater uneins gewesen wegen der Wahl seiner Frau, bis er mir erklärte, wie sehr sie uns beide brauchte.“ „Ich weiß, dass meine Mutter auch früher schon meine Mutter war. Mein Vater und ich waren Zwillinge, so dass wir einander sehr nahe standen. Ich bemerkte, dass zahlreiche andere verwandtschaftliche Beziehungen aus früheren Leben stammten. Ich war froh, eine Schwester statt die Ehefrau meines Bruders zu sein.“ „Ich kannte früher meinen Bruder als guten

Freund. Und da war eine Freundin namens June. Ich wollte, dass sie mitkäme. Aber sie sagte: ‚Nein, diesmal nicht!‘“

Auch dramatische Akzente klingen hier auf, wie damit zugleich deutliche Aufgabenstellungen formuliert werden:

„Meine Mutter war in einem früheren Leben ein enger Freund. Mein Vater war meine Frau, die ich meist grausam behandelte.“ *„Ich wurde gewahr, dass ich in einem früheren Leben meine Mutter sowohl wie meinen Vater wie auch mich tötete. Weder sie noch mein Vater erinnern sich daran, aber irgendwie träumte ich immer von diesem Erlebnis.“* *„Mein Mann war jemand, den ich fürchtete und nicht mochte.“*

„Ich fühlte stark, dass dieses Leben gewählt wurde, damit ich die Zurückweisung durch meine Mutter und meine Schwester erfuhr, und auch meine endgültige Loslösung, so dass ich nun mit meinen geistigen Aufgaben weiterkommen kann.“ *„Mir wurde klar, dass ein Teil meiner Aufgabe diesmal ist, mir der Gefühle meiner Mutter gegenüber bewusst zu werden und zu lernen, sie irgendwie zu lieben. Junge, Junge, ist das eine harte Nuss.“*

Wenden wir uns dem zweiten Themenkomplex, die Entscheidung für das 20. Jahrhundert, zu.

Die Frage liegt nahe, wie weit sich apokalyptische Visionen, wie sie ein immer wiederkehrendes Thema der Jahrtausendwende waren, hier in den Vordergrund drängen. Vorherrschend sind Aussagen, die einen bedeutsamen Entwicklungsschritt für unsere Menschheit betonen, der langfristig vieles verändern wird – sowohl auf wissenschaftlichem wie auf spirituellem Gebiet.

So wird diese Epoche vor allem in ihren positiven Aspekten gesehen, die jedem einzelnen ein neues geistiges Wachstum ermöglichen. Untergangsvisionen tauchen nicht

auf, wengleich manche Sätze auf eine wohl unruhige, krisenreiche Zeitperiode hindeuten.

„Dies ist eine wichtige Zeit für das Leben auf dieser Erde - das Bewusstsein wird sich auf eine höhere Stufe erheben.“ *„Dies ist eine höchst wichtige Zeit der Veränderung, und ich möchte deshalb hier sein.“* *„Ich fühle, dass diese Zeitepoche ein dichter historischer Knotenpunkt ist und monumentale Wandlungen vor sich gehen und vorgehen werden.“* *„Mit dem Ende des zwanzigsten Jahrhunderts ist ein Gefühl der Heiterkeit verbunden.“*

„Ich wählte die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts, weil es eine spannungsgeladene Zeit sein und gegen Ende eine große, weltweite Unruhe geben würde. Doch mir würde eine wesentliche Erziehung zuteil werden.“ *„Meine Aufgabe ist es, andere Seelen durch das Zeitalter des Übergangs zu führen, von der materiellen zur kosmischen Kultur.“*

Wahl des Geschlechts / Der Geburtsvorgang

Unter welchen Voraussetzungen findet die Wahl des Geschlechtes statt? Wie wird der Geburtsvorgang selber erlebt? Was bedeuten Zwillingsgeburten und Adoptionen? - Dies sind einige der verbleibenden Frage-Themen, die eher Einzelheiten betreffen, doch dabei nicht weniger aufschlussreich sind.

Die Art des Geschlechts - für unser Leben meist von zentraler Bedeutung - verliert in der vorgeburtlichen Perspektive an Wichtigkeit schon durch den Umstand, dass ein Wechsel ziemlich normal ist. Keineswegs folgt er einem festgelegten bestimmten Schema (also keineswegs etwa verlangt eine weibliche Existenz eine ausgleichend

männliche oder umgekehrt). Doch keine der Auskunft gebenden Personen beschrieb als eine zentrale Empfindung ihrer vorgeburtlichen Existenz, einem Geschlecht fest zugeordnet zu sein.

Offenbar gehört die Entwicklung weiblicher wie auch männlicher Wesensaspekte gleichbedeutend in das umfassende, große „Erziehungsprogramm“ jeder Seele und wird mit einer gewissen Natürlichkeit jenseits der irdischen Wahrnehmungsgewohnheiten auch so empfunden.

Interessant sind die unterschiedlichen Attribute, die die befragten Personen der männlichen oder weiblichen Wesensart zusprechen. Interessant im weiteren, dass der Festlegung auf ein bestimmtes Geschlecht gelegentlich wenig Aufmerksamkeit zukommt - bis an den Punkt der Vernachlässigung, was zu der verspäteten Einsicht führen kann, hier nicht die korrekte Wahl getroffen zu haben.

Aus den Antworten:

„Nein, ich habe mein Geschlecht nicht gewählt. Es war einfach Zeit zurückzukehren, und ich habe genommen, was verfügbar war.“ *„Mein Geschlecht war für meine Aufgabe nicht von Bedeutung.“* *„Ich entschloss mich, ein Mann zu werden, um in meinem Charakter einen Sinn für Beherrschung zu entwickeln.“* *„Ich entschloss mich für das männliche Geschlecht in dieser Lebenszeit, weil die Proben dann härter würden.“* *„Ich war ein Mann in meinem letzten Leben, und ich wollte dort weitermachen, wo ich aufgehört hatte und Wissenschaftler werden.“*

„Ich wollte eine Frau werden, weil die Frau liebevoller, ausdrucksvoller, mehr im Einklang mit sich selber ist.“ *„Ich entschied mich, eine Frau zu werden, weil dies einen besseren Zugang zur ursprünglichen Liebe ermöglicht; ein Mann kann sich nie so hingeben wie eine Frau.“* *„Ich fühlte, dass es für eine Frau leichter sein würde, den Menschen zu helfen. Sie würden Hilfe leichter von einer Frau anneh-*

men als von einem Mann.“ „Meine Gefühle bei der Aussicht, dies Leben anzutreten, waren, dass ich diesmal geschlafen habe, denn ich hätte ein Mann werden sollen...“

Wann verbindet sich die Seele mit dem werdenden Fötus? Ist sich das Kind der Gefühle der Mutter bewusst?

Die Tendenz, sich um den wachsenden Fötus zu „kümmern“, ist unterschiedlich, in der Regel (90 Prozent) wird er erst nach dem sechsten Monat bezogen. Doch auch dann beschränken sich viele Seelen nur auf ein „probendes Eintauchen“, die feste Verbindung wird - was erstaunen kann - von gut einem Drittel erst nach der Geburt hergestellt; in seltenen Fällen kann es sogar erst Tage danach zur völligen Inbesitznahme kommen.

Die Auskünfte sind hier sehr abweichend, und das Interesse spiegelt den eigenen Inkarnationswunsch wider, die starke, bewusste Zuwendung kann manchmal fast Formen eines eigenen Mitgestaltens am Embryo annehmen. Eigentlich immer besteht eine enge Gefühls- und Gedankenverbindung zur Mutter. Gemütsschwankungen, auch ablehnende Haltungen gegenüber dem Kind werden mit Deutlichkeit registriert - und natürlich auch Abtreibungsdiskussionen zur Kenntnis genommen. Gelegentlich entschließt sich eine Seele vor der Geburt auch selber wieder zur Umkehr. (So über vorangegangene Geschwister und Totgeburten berichtet.)

„Es scheint, als habe ich mich mit dem Fötus erst verbunden, als er schon besser entwickelt war... Aber auch dann noch ging ich ein und aus.“ „Ich ging erst in letzter Minute in den Fötus hinein. Ich war anderswo zu beschäftigt und glücklich, um überhaupt daran interessiert zu sein.“ „Ich schien ein Fischfötus gewesen zu sein, der immer Runden in der Gebärmutter schwamm... Meine Mutter war ganz ruhig und sehr glücklich.“ „Ich war außen. Ich

war stolz auf den Fötus und fühlte mich als sein Beschützer.“

„Ich hatte das Gefühl, dass der Fötus eine Art Brennpunkt war, der an Intensität zunahm und mein ausgebreitetes Ich konzentrierte sich langsam auf ihn, als würde es eingeschleust. Und während ich bis zur Geburt mehr und mehr hineinfluss, verschwanden meine Bande außerhalb der physischen Realität, und es war, als würde ich hier auf der Erde allein zurückgelassen.“

Wird der Aufenthalt im Mutterleib als überwiegend angenehm dargestellt, so erscheint der Geburtsvorgang selbst dagegen als größte Strapaze - auch für das Kind. Der Empfang in der irdischen Welt ist verwirrend, wird meistens als grell und als kalt empfunden.

„Sobald ich heraus war, hatte ich ein starkes Gefühl der Trennung, der Kälte und Schutzlosigkeit.“ „...Ich bemerkte helles, schreckliches Licht. Ich stellte fest, dass meine Mutter mich nicht haben wollte, und ich war überrascht und enttäuscht, dies zu entdecken.“ „Ich sah, dass mein Geist alles klar überblickte. Ich trat erst Augenblicke vor der Geburt in den Körper ein. Mein Gefühl nach der Geburt war, dass der Klaps des Arztes überflüssig war. Ich war entrüstet.“

Wie wenig ist Eltern und Kindern üblicherweise von diesem klaren Erlebniszustand bewusst! Keineswegs sind es „Kinder“, die da zur Welt kommen:

„Das Licht war sehr hart. Ich war erschrocken, weil ich nichts hatte, woran ich mich festhalten konnte. Mir war weinerlich zumute, wieder so hilflos zu sein, obgleich ich die Intelligenz eines Erwachsenen hatte.“ „Direkt nach der Geburt hatte ich das Gefühl, dass alles recht spaßig war. Mein Gefühl war, dass die Leute im Entbindungssaal nichts wussten und dass ich alles wusste. Und das kam mir

wie ein kosmischer Scherz vor. “

Es ist naheliegend, eine enge Schicksalsverbindung zwischen Zwillingspaaren anzunehmen. Das bestätigt sich bei den Befragungen - wie es umgekehrt sehr enge Verbindungen gibt, als deren Hintergrund eine Zwillingspaar-Existenz in einem früheren Leben erkannt wird.

In diesem Zusammenhang sei eine „Reinkarnations-Theorie“ erwähnt, nach der für angebliche Wiedergeburtserinnerungen DNA-Moleküle als Träger des Erbmaterials verantwortlich sein sollen. Dieser Theorie nach sind alle zentralen Erfahrungsmuster der Spezies, damit auch die der Urahnen des einzelnen Individuums, in Codeform darin gespeichert.

Einer wissenschaftlichen Betrachtungsart liegt diese Denkweise nahe. Wäre sie zutreffend, so müssten folgerichtig bei eineiigen Zwillingen identische Lebensrückblicke auftauchen. (Bekanntlich lässt sich auf winzigen Chips eine große Fülle von Informationen speichern. Die detaillierte Bilderflut Dutzender von Inkarnationen auf den mikroskopisch kleinen Erbbausteinen gespeichert zu denken, stellt freilich eine nicht geringe Herausforderung an unsere Phantasie dar - viel mehr als jede Reinkarnationstheorie.)

Wir können den Test befragen. Identische Lebensschilderungen bei Zwillingen, auch den eineiigen, gibt es nicht. Immer werden vollständig eigene, klar von einander abweichende Inkarnationen geschildert. Eine direkte Zugehörigkeit zur eigenen Ahnenlinie (der Stammbaum ist über einige Generationen ja meist bekannt) konnten die Befragungen dagegen nirgends sichtbar machen.

“Kurz vor der Geburt verbanden wir uns mit dem Zwillingstötus. Wir stritten uns darum, welchen Körper wir nehmen wollten, den blonden oder den braunhaarigen.”

In einem anderen Fall entschließt sich der Zwillingenbru-

der wieder zur Umkehr:

"Wir wählten Zwillingssäten. Kurz vor der Geburt bemerkte ich mit wachsendem Elend, dass Louis sich von seinem Fötus zurückzog... Er sagte zögernd, er könne nicht mitkommen, aber er würde in meinen Träumen sein und mir helfen, das zu ertragen, was man ein schwieriges Leben nennt... Ich fühlte mich allein gelassen und wollte nicht bei den anderen Menschen sein. Ich war in einer Welt von Fremden und verloren ohne Louis."

Was hat es auf sich mit Adoptionen?

Die Auskünfte zeigen, dass es auch hier keine Zufälle gibt, eher verstärkt sich der Eindruck einer präzisen Vorausplanung. Seltener bestehen karmische Beziehungen zu den leiblichen Eltern, diese werden oft nur gewählt, um ein bestimmtes Erbmaterial zur „Verfügung zu stellen“. Dagegen sind schicksalhafte Bindungen zu den Adoptiveltern üblich. Wenige Ausnahmen allerdings zeigen, dass manchmal auch dies nicht zutrifft - eben weil die Erfahrung des Ausgesetztseins und Fremdseins für den Beginn des eigenen Lebens gesucht wurde.

„Ich suchte mir meine Adoptiveltern aus und ich wusste im Voraus, dass sie mich adoptieren würden, denn ich brauchte die Umgebung, die sie mir bieten konnten. Ich wählte einen Satz Eltern für den genetischen Hintergrund und einen anderen für die äußeren Lebensbedingungen.“

Aussagen wie diese bestätigen auf wunderbare Art, was eigentlich ohnehin beständiger Teil unserer Lebenserfahrung ist: dass unsere Beziehungen zu Menschen nicht primär auf Blutsbanden beruhen - obwohl sich gerade in diesen häufig karmische Vergangenheit spiegelt. Doch können wir uns einem Freund weit näher fühlen als einem Bruder oder einem leiblichen Elternteil.

All diese Einblicke aus vorgeburtlicher Perspektive heben vor allem eine Bestimmung unserer irdischen Inkarnationen hervor:

Diese erscheinen als eine Bewährungsaufgabe, als mehr oder weniger selbstauferlegte Seelenprobe, die geistiges Wachstum ermöglichen soll; ein Wachstum, das immer auch geistiges Begreifen und die vorbehaltlose Einbeziehung anderer Seelen und Wesen anstrebt.

Abgetrennt von seinem größeren spirituellen Wesensanteil sucht das inkarnierte Ich dieses Wachstum und seine Entfaltung in der Auseinandersetzung mit der Materiewelt, ihren Gesetzen und Widerständen; in der Begegnung mit dem Ich der anderen Menschen.

Wie jede Bewährungsprobe, jeder „Test“, kann dies sowohl zu einem Gelingen wie einem Scheitern führen. Offenbar sind die uns verfügbaren Freiheitsräume in der Inkarnation weit gesteckt. Wie auch unser „ganzheitliches Wesen“ in den vorgeburtlichen Dimensionen, trotz seiner weit größeren Einsichts- und Übersichtsgabe, keineswegs allwissend und frei von Irrtumsmöglichkeit ist.

Alle Versuchspersonen lehnten es ab, den Sinn irdischer Existenzen in materiellem Reichtum, Status und Macht zu sehen. Übergreifend stellt sich immer die tiefer gefühlte Erkenntnis ein, dass Gesetze der Ethik der „Grundstoff“ des gesamten Universums sind und somit der Weg durch die Inkarnationen vor allem eine Schulung zu Liebe, Mitgefühl und Verstehen bedeutet. Verstärkt bleibt die Empfindung zurück: Wir alle sind lebendiger Anteil eines großen, umfassenden Seelenorganismus und auf einer höheren Ebene als gesamte Menschheit verbunden.

Die entscheidende „Stimmung“ einer solchen Erfahrung fassen noch einmal die folgenden Sätze zusammen:

„Die stärkste Empfindung war keineswegs Angst, wie ich irgendwie befürchtet hatte... Nein, es war mehr die Erfah-

rung eines tiefen Mitleidens. Ich empfand Mitleid nicht nur für das Kleinkind, das ich selber war, sondern auch mit meiner Mutter und mit jedem, der sich im Entbindungssaal befand.

Es war, als verließ ich einen wunderbaren, hellerleuchteten Ort, an dem mir viele Dinge offen standen, um in eine sehr geschlossene und verwirrende Umgebung zu kommen. Es war, als wüsste ich von all den Schwierigkeiten, die vor mir lagen und als fühlte ich, was für ein Verlust es ist, dass wir Menschen nicht verstehen...

Es schien mir ganz klar, dass das Leben in einem Körper bedeutet, von unserem w a h r e n I c h isoliert und entfernt von allem Wissen zu sein....

Ich wusste, dass es notwendig war, durch die Erfahrung dieses Lebens hindurchzugehen. Doch es erschien mir wie eine Tragödie, dass meine Mutter, der Arzt und auch alle anderen nicht wirklich wussten, was Leben ist.“

X X X

Auch zum Thema Wiederverkörperung hat Helen Wambach Hervorragendes geleistet, indem sie nach dem gleichen Prinzip Befragungen bei unterschiedlichen Testgruppen vornahm - eine wiederum breitangelegte Studie, die hier nur kurz erwähnt werden soll.

Die Auskünfte - reichhaltige, sich durch viele Jahrhunderte hinziehende Skizzen von Kurz-Biographien - erhalten ihren besonderen Wert durch die sorgfältige statistische Auswertung. Dem naheliegenden Einwand, die Testpersonen hätten lediglich phantasiert und eigene Wunschvorstellungen halluziniert, steht die Tatsache gegenüber, dass das statistische Resümee in jedem Fall zu immer plausiblen Durchschnittswerten führt:

Beschrieben werden die Inkarnationen von Bauern, von

Fischern und einfachen Handwerkern, nicht die „Traumexistenzen“ in einem fürstlichen Schloss oder die historischer Größen. In der Ausgestaltung von Wunschphantasien nähmen fraglos ganz andere Biographien den entscheidenden Raum ein.

x x x x

Die hier vorgestellten Befragungen durch Helen Wambach haben in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts stattgefunden.

Damals gab es bereits viele Bücher zum Thema Reinkarnation, zunehmend auch solche von Rückführungstherapeuten, die Protokolle veröffentlichten.

Doch es war es neu, geradezu eine Pionierarbeit, auch die vorgeburtlichen Existenzstadien mit der Technik einer luziden Trance zu erkunden. Helen Wambach war hier eine Vorreiterin.

Inzwischen gibt es sehr viel Literatur auch zu diesem Thema. Besonders hervorzuheben sind die vier Bücher von Michael Newton, der diesen Fragebereich – die vorgeburtliche Existenz – zu seinem zentralen Anliegen machte. Michael Newton kam von der traditionellen Psychoanalyse und war zunächst rein naturwissenschaftlich orientiert. Während seiner Therapiewerkarbeit stieß er selbst auf das Phänomen, dass er Fragen stellen konnte, die über den Zeitpunkt der Geburt hinausführten und dass er zunehmend in sich schlüssige Antworten darauf erhielt. Er feilte seine Techniken aus und wurde so zum Spezialisten eben für Fragen nach den „Zwischen-Aufenthalten“, also die Existenz der Seelen vom Tod bis hin zur neuen Inkarnation.

Im Lauf der Jahre fand er viele Schüler, die nach seiner Methode arbeiten. So ist inzwischen eine Fülle von Material zusammengelassen, in dem man zu eigentlich jedem Fragebereich innerhalb dieses Themas präzise Antworten findet.

Ein späteres Kapitel wird noch einmal kurz darauf eingehen.

DIE FRAGE NACH DEM LEBENSREGISSEUR

„Ich möchte das, was den Menschen spirituell beeinflusst, das Anti-Selbst nennen. Denn es ist nicht egozentrisch, nicht im eigentlichen Sinn inkarniert. Es ist außerhalb des Menschen und tut sich ihm nur in kurzen Blitzen kund, die Inspiration, Intuition, Prophetie und sogar Weisheit sein können.“

*Zitat aus „Swan on a Black Sea“ *)*

UNTERBEWUSSTSEIN UND INKARNATIONS-ICH

Das Menschenbild der traditionellen Esoterik

Wir wollen noch einmal zur Kahuna-Lehre und zu den Ergebnissen den von Rýzl vorgenommenen parapsychologischen Testreihen zurückkommen und eine Einordnung in das Menschenbild der traditionellen Esoterik versuchen. – Dafür sei dieses hier in Kürze selbst noch einmal vorgestellt. (Der esoterisch „beschlagene“ Leser kann die folgenden Absätze rasch überblättern.)

Dabei soll sich das Augenmerk vor allem auf das „Mehr-Körpersystem“ der traditionellen Esoterik richten, das seinen eigentlichen Ursprung in den jahrtausendealten indi-

schen Veden hat und schließlich zum Grundmodell esoterischer Bewegungen wie der Theosophie und der Anthroposophie wurde. Die Benennungen sind innerhalb der unterschiedlichen esoterischen Gruppierungen teils abweichend, doch immer wird ein übereinstimmendes Grundmuster sichtbar.

Innerhalb dieses „Mehr-Körpersystems“ bildet die unterste Stufe der physische Körper, den ein zweiter, ein „Ätherleib“ oder „Ätherkörper“ umgibt - im neueren Sprachgebrauch auch „Vitalkörper“ oder „Energiekörper“ genannt. Dieser „Vitalkörper“ (wir werden im Folgenden diese Bezeichnung bevorzugen) ist eng an den physischen Körper gekoppelt, er ist gewissermaßen der „Pflanzenkörper“ des Menschen, so wie der physische sein mineralischer ist.

Er lässt sich als eine Art übergeordnete Matrix des materiellen sehen, zuständig für den Ablauf der Wachstumsprozesse und alle Lebensrhythmen wie die körperliche Regeneration während des Schlafs. (Mit dem Tod, so die weitere Vorstellung, löst er sich vom physischen Körper ab, überlebt ihn jedoch in der Regel nur kurze Zeit.)

Diese Zweiheit wieder durchdringt ein „Astralleib“ oder „Astralkörper“ - hier hat sich inzwischen zunehmend die Benennung „Emotionalkörper“ durchgesetzt. Dieser Emotionalkörper ist, wie der Name es zutreffend schon sagt, Sitz aller Emotionen und in dieser Hinsicht, was sich der „Tierkörper“ des Menschen nennen ließe.

Über die naturhaften, somit auch „tierhaften“ Triebe hinaus ist er in einer reichen Palette von Ausdrucksformen präsent: Erfahrungsneugier, Impulsivität, materielle Genussfreude, Zuneigungssuche, Mitgefühl, Trauer, seelischer Schmerz, freilich auch Egoismus im eigenen Ausbreitungsbestreben.

In seinen tieferen, unserem Tages-Ich meist verborgenen

Schichten ist er von vielen Erfahrungsmustern unserer durchlaufenen Inkarnationen geprägt. Diese können sich in Begabungen und kreativen Fähigkeiten zeigen wie doch auch, im negativen Fall, in charakterlichen Schwächen wie unverarbeiteten Traumata.

Die Dreiheit von physischem Körper, Vitalkörper und Emotionalkörper vervollständigt in der menschlichen Inkarnation der „Mentalkörper“. (In manchen esoterischen Richtungen wird hier vom „Ich“ gesprochen.)

Es geht mit diesem weiteren Schritt um unser waches Tages-Ich, der „Mentalkörper“ ließe sich als „Gedankenkörper“ bezeichnen. Vor allem durch ihn ist das menschliche Wesen mit den Qualitäten begabt, die es sichtbar vom Tier unterscheiden.

Als Menschen verfügen wir über Erinnerung - nicht nur Gedächtnis, wie es als statische Summierung aller Erfahrungseinheiten auch die Tiere besitzen. (Natürlich gibt es Ansätze zur Erinnerung auch bei den höheren Säugetieren.) Das menschliche Ich kann, seine Erfahrungsinhalte „begreifend“, diese nach begrifflichen Bezügen und Prinzipien ordnen und ihnen gegenüber so eine neue Freiheit erlangen. Er kann sie, ohne auf ihre sinnliche Anwesenheit angewiesen zu sein, in seiner Fantasie neu kombinieren, was ihm ein reiches Feld eigener Kreativität eröffnet.

Wie uns der Emotionalkörper in seiner eigentlichen Wesensfülle zumeist verborgen bleibt, so verhält es sich auch mit dem Mentalkörper. Wir kennen ihn in seiner Tätigkeit meist nur als nützliches Werkzeug zur begrifflichen Deutung unserer materiellen Wahrnehmungswelt. In dieser Einseitigkeit und Beschränkung kann er, selbst wenn wir ihm eine gewisse Virtuosität antrainieren, schließlich zu seiner eigenen Karikatur werden - als ein intellektuelles Denken, dessen vorrangiges Ordnungsprinzip ein Zählen und Messen ist und das ganz der Oberfläche der Erschei-

nungen verhaftet bleibt.

Sein eigentliches „Heimatrecht“ hat der Mentalkörper in der Welt der Gedanken, Ideen - wie sie als eine eigene Realität etwa Platon beschrieben hat. Im Sinn Platons handelt es sich dabei keineswegs um Schemen, abstrahiert aus der reichen Fülle der Erscheinungswelt. Es sind die ideellen Muster und gedanklichen „Grundentwürfe“ jeder Art Schöpfung, der menschlichen genauso wie es im Großen die „Urmatrizen“ der Natur und des Kosmos sind. Diese gedanklichen Grundmuster zu erkennen, mit ihnen zu „kommunizieren“, ist die eigentliche Wahrnehmungsart unseres Mentalkörpers.

Noch mehr verborgen ist uns eine weitere „Wesens-Dreiheit“, in der sich unser Gesamtwesen über den Mentalkörper hinaus fortsetzt. - Die eindeutigen Charakterisierungen werden hier zunehmend schwierig, auch innerhalb der unterschiedlichen esoterischen Strömungen sind sie keineswegs immer einheitlich und auch die Benennungen weichen voneinander ab.

Ein späteres Kapitel wird darauf eingehen.

Zunächst ist es sinnvoll und ausreichend diese obere Dreiheit unter der Bezeichnung „spirituelles Selbst“ oder „höheres Selbst“ zusammenzufassen.

Es erscheint in den esoterischen Darstellungen, was nicht verwundern kann, häufig in genau jenen Wesensmerkmalen, wie sie auch für die „Seele“ in dem dargestellten Experiment von Rýzl genannt wurden. Man kann es als den „göttliche Grundentwurf“ jedes Menschen sehen, sein geistiges Ur- und Idealbild. Als direkter „Ausfluss“ der ursprünglichen göttlichen Quelle bleibt es auch immer Teil davon.

Es untersteht nicht den Begrenzungen von Raum und Zeit, in diesem Sinn bewahrt es durch alle Entwicklungsstapen seinen unverletzlichen „göttlichen Kern“; wie es

zugleich am gesamten Wachstums- und Entwicklungsprozess des Menschen teilhat, durch den es selber wächst und sich verdichtet.

Chris Griscom*) nennt es ein „Megaphon“, einen „Botschafter, der von innen heraus an die Peripherie kommt“. Als solches kann es sein Licht auf alle Manifestationen der Seele und des Geistes in der Erscheinungswelt werfen, diese durchleuchtend, selbst jede Form annehmend, unsere „Empfindungen auf eine höhere Oktave“ umstimmend, da alle Wahrnehmung in ihm „Verzückung, Beseligung“ ist.

Soweit, modellhaft und in knappen Grundzügen, das Menschenbild der traditionellen Esoterik.

Kehren wir so noch einmal zum „Niederen Selbst“ und zum „Mittleren Selbst“ der Kahuna-Lehre zurück. Und auch die Frage nach dem „höheren Selbst“ und dem, was im Sprachgebrauch der Kahunas das „Hohe Selbst“ ist, wird noch einmal zur Sprache kommen.

Das mehrschichtige Unterbewusstsein

Was von den Versuchspersonen in Rýzl Experiment als „Wolke“ beschrieben wird, ist das breite Spektrum unserer Bewusstseinsaktivitäten – hier nicht unterschieden zwischen einem „Mittleren Selbst“ und einem „Niederen Selbst“. Gedankliche Tätigkeiten unseres wachen Tagesbewusstseins lassen eine Aktivität dieser „Wolke“ genauso erkennen wie eine parapsychologische Wahrnehmung oder ein lebhafter Traum.

Wir wollen uns unbefangen nochmals auf jene Wesenschichten einlassen, die nicht in direkter Art Anteil unseres Tages-Ichs sind und doch beständig Signale zu diesem

schicken: Gefühlsbotschaften und Handlungsimpulse.

Die Erfahrungen sind uns bekannt: Wir begegnen einem Menschen zum ersten Mal und entdecken ihn auf Anhieb als „Freund“. Und mit sofortiger Abneigung und Ablehnung betrachten wir einen anderen. Wir lassen uns spontan von diesem und jenem Abenteuer verlocken, in das wir uns leichtfertig hineinstürzen – und meiden unter traumatischen Ängsten ein anderes.

Fortwährend sind wir mit solchen emotionalen „Botschaften“ konfrontiert, die uns in ihren Hintergründen unverständlich bleiben und die uns möglicher Weise selbst als irrational erscheinen. Sie können allen Konzepten des Tages-Ich zuwider laufen. Manchmal lassen sie etwas wie eine eigene Logik erkennen, ein „eigenes Handlungskonzept“, das konsequent ein uns verborgenes Ziel ansteuert.

In den Erklärungsmodellen der Esoterik entstammen die emotionalen Impulse des Unterbewusstseins dem sehr konkreten Erfahrungspotential des Emotionalkörpers. Es reicht in ferne Vergangenheiten zurück, weit über das gegenwärtige Leben hinaus. Nun scheinbar befinden sich unsere „Vergangenheiten“ in einem abgeschlossenen Zustand der Ruhe. Untergründig sind sie immer präsent, spürbar vor allem im breiten Spektrum unserer Sympathien und Antipathien, damit folgenreich wirksam auch in unseren täglichen Entscheidungen.

In unserer herkömmlichen Denkungsart gebrauchen wir den Begriff des „Unterbewusstseins“ relativ undifferenziert. Wir sehen es in seinem Kontrast zum Tages-Ich, sehen es seltener in seinen eigenen Gegensätzlichkeiten und unterschiedlichen Schichten. Diese Schichten können sehr alt sein – wie sie zum anderen sehr jung sein können.

Von einem Menschen, der sich als bibelgläubiger Christ bekennt, können wir etwa feststellen, dass er geheim und „unterbewusst“ dennoch zweifelt, dass er Gott und Himmel

und jedes Überleben des Todes in Frage stellt. Sein „Unterbewusstsein“ zweifelt - was aber doch in Wirklichkeit wieder nicht zutreffen kann.

Eben dieses Unterbewusstsein ist sich in anderen Schichten all seiner unterschiedlichen Inkarnationsexistenzen bewusst - und somit logischerweise auch seiner „Unsterblichkeit“.

Oder wir beobachten uns selbst in einer kritischen Lebensentscheidung, etwa konkret einer Prüfungssituation. Auch wenn wir uns möglicherweise der Probe gewachsen und gut gerüstet wissen und unser Tagesbewusstsein sich dieses vielmals bestätigt, kann eine heftige Unruhe aus dem „Unterbewusstsein“ hervorsteigen - möglicherweise von weitgehend irrationalen Komplexen genährt, gegen die wir doch machtlos sind.

Dem steht gegenüber, dass sich das Unterbewusstsein in tieferen Schichten dieses Prüfungsausgangs völlig gewiss ist. Je mehr für die zukünftige Lebensgestaltung davon abhängen wird, desto exakter wird seine eigene Planung sein und von „Zufallsfaktoren“ nicht zu beeinflussen.

Die Benennung „Unterbewusstsein“ stellt eine eigentlich unzulässige Vergrößerung dar. Wieder etwas vereinfacht ausgedrückt müsste mindestens von einem „zweifachen Unterbewusstsein“ die Rede sein:

Zum einen von jenen Unterbewusstseinsschichten, die unserer aktuellen „Inkarnationsform“ zugehören - als die gesammelten unterbewussten Erfahrungsinhalte unserer gegenwärtigen Existenz, etwa denen unseres Kindheits-Ichs. Es ist ein Unterbewusstsein der gewissermaßen noch „frischen Prägespuren“, meist relativ dicht unter der Oberfläche des Tages-Ich.

Zum anderen gibt es jene Unterbewusstseinsschichten, die Träger eines umfassenderen „kosmischen Wissens“

und lange ausgeformter karmischer Muster sind. Um den korrekten und konsequenten Vollzug eines karmischen Plans in die Wege zu leiten, wird es mit diesen Mustern wirksam, wie es sich auch der in der neuen Inkarnation gewachsenen halb- und unbewussten Gefühlsstrukturen bedienen kann.

Die sehr lesenswerten Bücher „Welten der Seele“ und „Weisheit der Seele“ *) bieten in diesem Punkt eine Unterscheidung zwischen „Psyche“ und „Seele“ an.

Zur Definition der „Psyche“ ließe sich somit sagen: Es handelt sich um die spezielle emotionale Prägung des einzelnen „Inkarnations-Ich“. Es ist jenes „emotionale Selbst“, wie es sich in der neu verfügbaren „Matrize“, dem neuen physischen Körper und seinem „Vitalkörper“, nach und nach ausformt. - Die „Seele“ meint in diesem Gegensatz die viel größere Erfahrungssumme der gesamten Existenzen. Es ist ein gut zu handhabendes Modell.

(Die heutige Psychologie wiederum definiert „Psyche“ nicht auf Emotionen beschränkt, sondern schließt mit diesem Begriff auch kognitive Fähigkeiten ein.)

Wir wollen an dieser Stelle die schon genannte Bezeichnung „Inkarnations-Ich“ einführen, weil mit diesem Wort sogleich ein spiritueller Hintergrund angedeutet ist. Es ist im Wesentlichen identisch mit dem, was Rýzl „Wolke“ nennt, und gleichfalls immer in zwei Aspekten zu sehen: einem emotionalen Selbst, dem „Niedereren Selbst“ der Kahuna-Lehre, und einem kognitiven Selbst, also unserem „Mittleren Selbst“ und damit dem Tagesbewusstsein.

Wie fügt sich an dieser Stelle der Begriff des „Emotionalkörpers“ ein?

Er ist der „Tierkörper“ des Menschen genannt worden. Dies doch bezeichnet nur den Aspekt, in dem er sich vom Vitalkörper, also vom „Pflanzenkörper“, unterscheidet. In

seinem Entwicklungs- und Reifeprozess kann er mehr und mehr die Färbungen der „Seele“ annehmen. Deshalb wird er in der Esoterik in einer großen Spannweite gesehen: als Sitz der animalischen Instinkte genauso wie als „Hervorbringer“ großer Kunstwerke, als Träger der Begierden genauso wie der hoher Ideale.

Neben die Benennungen „Niedereres Selbst“ und „Mittleres Selbst“ wollen wir im Folgenden gleichwertig die schon eingeführten Begriffe „emotionales Selbst“ und „kognitives Selbst“ stellen. „Niedereres“ und „Mittleres Selbst“ suggeriert immer zugleich eine Wertung, die im einen Fall ihr Recht haben mag, wie sie im anderen Fall auch als Vorurteil wirkt.

Wie das „emotionale Selbst“ eine reduzierte Sicht auf den Emotionalkörper in seiner Gesamtheit darstellt so das „kognitive Selbst“ im Hinblick auf den Mentalkörper. Es zeigt diesen in seiner konzentrierten Ausrichtung auf die Alltags- und Materiewelt, für die es genau in dieser Funktion ein unentbehrliches Werkzeug bedeutet.

Das Inkarnations-Ich als „Spezialisierungseinheit“ „Niedereres Selbst“ und Kindheits-Ich

Die Darstellungen dieses Kapitels stützen sich vor allem auf die Resultate der Reinkarnationsforschung, die sogenannten „Rückführungen“, zu denen es wiederum zahlreiche Protokolle gibt.

Noch einmal wollen wir in Erinnerung rufen, dass alle Kategorisierungen, wenn man sie in einem strengen Korsett zu halten beginnt, am konkreten Leben vorbeigehen. Das eigentliche Leben zeichnet sich aus durch einen be-

ständigen Austausch aller Ebenen, die ihre in alle Höhen und Tiefen verzweigten Berührungslinien haben. Letztlich ist alles die „Identität“ des einzelnen Menschen. Und selbst diese wieder ist keine in sich geschlossene Einheit und steht im beständigen, bewussten und unterbewussten, Austausch mit anderen Identitäten.

Das einzelne Inkarnations-Ich schöpft aus dem reichen Potential seines Unterbewusstseins, gestaltet eigene Wesensstrukturen aus, indem es bestimmte Eigenheiten und Qualitäten dieses Unterbewusstseins hervorhebt und weiterentwickelt und andere vernachlässigt.

Dies gilt insbesondere für erworbene Fähigkeiten und Begabungen früherer Inkarnationen. So wie sie aufgegriffen und weiter gesteigert werden können, so bleiben sie manchmal ganz zugedeckt, weil die größere Seeleneinheit, ihrer vorgeburtlichen Planung entsprechend, ihre Konzentration einem neuen Tätigkeitsfeld zuwenden will.

Es ist korrekt, von jedem Inkarnations-Ich als einer „Spezialisierungseinheit“ zu sprechen: weiterhin in das Gesamtgeflecht eingebettet und das größere Gesamtwesen spiegelnd - wie doch auch auf die unterschiedlichen Spezialisierungsformen reduziert, die gerade in dieser reduzierten Form ihren Zweck erfüllen.

Natürlich auch das gedanklich reflektierende Tages-Ich, das „Mittlere“ und kognitive Selbst, fügt sich in diese Spezialisierungsform ein. Eine schon einmal gewonnene Kompetenz und Einsichtsgabe kann vernachlässigt werden oder sogar wie ausgelöscht erscheinen, weil nur ein bestimmter Zustand des Unwissens die gesuchte Erfahrung und das gewünschte „Inkarnationsschauspiel“ ermöglicht.

Jeder Eintritt in die neue Inkarnation hat seine Chancen des Lernens wie auch seine Gefährdungen. Wie die gesuchten Einschränkungen bestimmte Weltinterpretationen

und Glaubenssätze erschaffen, die der Seele eine „neue Farbe“ hinzufügen, so können sich diese Glaubenssätze doch auch über die gesuchte Erfahrung hinaus verhärten und zu einer Art „Gedankengefängnis“ werden.

Dem Gewicht unserer Glaubenssätze wird sich noch ein anderes Kapitel widmen.

Wer sich viel mit Reinkarnationsforschung beschäftigt, erkennt, dass unser Unterbewusstsein in der Regel ein „ur-altes Wesen“ ist: mit vielen Vergangenheiten behaftet, Erfahrungen, die das ganze Spektrum irdischer Erlebnismöglichkeiten in ihren Höhen und Tiefen durchmessen.

Darüber hinaus ruhen darin, wenn auch meist tief und verborgen, gleichfalls die Erfahrungen völlig anderer Dimensionen: die unserer vielgestaltigen Jenseitsaufenthalte wie die reiche Welt unserer Träume, die uns meist auch nur bruchstückhaft bewusst ist.

Das einzelne Inkarnations-Ich kann immer nur ein „Fragment“, ein ausschnitthafter Anteil dieser größeren Wesensform sein. Dafür muss es vorübergehend den Ausschluss anderer Bewusstseinsanteile in Kauf nehmen, dies auch in radikalerer Form.

Dies ist ersichtlich allein durch den Umstand, dass wir im Verlauf unserer irdischen Inkarnationsreihe unser Geschlecht häufig wechseln. Der Emotionalkörper gestaltet dann im physischen vorrangig seine männliche oder weibliche Wesensseite aus - dies üblicherweise bis zu einem Punkt, dass wir uns ganz selbstverständlich mit der gewählten Geschlechterrolle identifizieren.

Es ist sinnvoll und wichtig, sich beider Blickweisen bewusst zu bleiben: Das Wesen des Menschen in seiner großen „Auffaltung“, seinem vielstufigen Entwicklungsprozess über viele Jahrtausende hin zu sehen, wie andererseits den Stellenwert des einzelnen Inkarnations-Ich im Auge zu

haben, das eine große Eigenständigkeit annehmen kann.

Die herkömmliche Psychologie, in der ein Wissen um die Abfolge vieler Inkarnationen keinen Eingang fand, hat sich in beachtenswerter Anstrengung bemüht, den Grund für „irrationale“ Verhaltensweisen unserer Psyche in den frühen Formungen unseres „Kindheits-Ich“ zu suchen.

Zweifellos war es wichtig zu erkennen, von welcher fundamentalen Bedeutung viele unserer frühkindlichen Prägungen sind. Wie doch für den, der gründlicher mit diesem Arbeitsbereich vertraut ist, ersichtlich ist, dass viele der auf diesen kleinen „Ausschnitt“ des Menschen gerichteten Erklärungsversuche unzureichend bleiben.

So können wir fragen: Warum treten als Resultat gleicher Umweltbedingungen und Umwelteinwirkungen, etwa bei Geschwistern, häufig ganz andere Prägungen auf? Warum führen gleiche Bedingungen in einen Fall zu Krankheitssymptomen im anderen Fall dagegen zu positiven Charaktermerkmalen, etwa einer starken Persönlichkeit?

Zugleich darf man feststellen, dass viele Therapien, die sich gezielt dem Kindheits-Ich und seinen Verletzungserfahrungen zuwenden, zu Heilerfolgen führen.

Das hat – neben der aufmerksamen Zuwendung, die an sich schon ein gewisses Angebot an Therapie bedeutet – wieder mit einem Umstand zu tun, der zu einer zentralen Erkenntnis der Reinkarnationsforschung gehört.

Was unser Kindheits-Ich entscheidend anrührt und prägt, ist kaum jemals nur „Zufall“. Diese „Geschichte der Prägungen“ steht immer auch im Zusammenhang mit dem gesamten Inkarnationsgeflecht. Sie stellt häufig sogar „modellhaft“ dar, was bereits über einige Leben hinweg „Thema“ und Konfliktbereich der betreffenden Seele gewesen ist. Die Beschränkung des Blicks auf das einzelne Leben ist somit immer auch auf ein „Modell“ gerichtet, das

über die einzelne Existenz hinausweist.

Natürlich entwickelt jede Inkarnation ihre „eigene Realität“, wächst in eigene Reaktionsformen hinein, drückt sich in eigenen kreativen Impulsen aus – wie sie zugleich immer Prägungen des größeren Gesamtwesens trägt. Lösungsangebote im kleineren Bereich der einzelnen Inkarnation beziehen sich somit meist wiederum zugleich auf die Wesensmuster der größeren Einheit.

Kehren wir zum „Niederer Selbst“, zum „Nihilipili“ der Kahunas zurück, für den wir nun das Wort „emotionales Selbst“ setzen wollen – als der kleinere Ausschnitt des Emotionalkörpers, wie ihn jede Inkarnation neu hervorbringt. In vielen seiner Eigenschaften hat es sogar die Züge eines „Kindheits-Ich“.

Wir wollen es damit nicht nochmals reduzieren und doch auf diesen Punkt hinweisen – da mit ihm das emotionale Selbst jener jungen Naturvölker abgebildet ist, zu denen die Kahuna-Lehre ursprünglich gehört. Und doch hat es im „Drei-Stufen-Modell“ der Kahunas seinen fundamentalen Platz und kann auch für weitere Betrachtungen ein nützliches Werkzeug sein.

Der Emotionalkörper als Dramatiker

Die Erfahrung ist jedem bekannt: dass wir aus einem uns tief bewegenden, aufwühlenden Traumdrama erwachen und analysierend feststellen, dass ein mehr oder weniger alltägliches Erlebnis der letzten Tage offenbar Thema dieses dramatischen Traumschauspiels war.

Eine wortreiche Auseinandersetzung gestaltet sich in der Version einer tückischen Mordgeschichte, ein drohender Abschied erscheint in den Bildern von Sterben und Tod,

das schlechte Gewissen und der Wiedergutmachungswunsch hinsichtlich einer vernachlässigten Freundschaftsbeziehung drückt sich unzensiert in einem innigen Liebesakt aus.

Unser Emotionalkörper liebt es, sich als Dramatiker zu betätigen. Es ist seine ureigenste „Handschrift“, mit der er keineswegs einzig unsere Träume prägt.

In den nun folgenden Charakterisierungen wollen wir ihn im ganzen Spektrum seiner gegensätzlichen Eigenschaften darstellen. Im einzelnen Individuum wird er sich niemals in all diesen Eigenschaften zugleich zeigen. Und je mehr ein Mensch ihn in gedanklicher Ordnungsarbeit bereits „diszipliniert“ hat, wird er die Rolle des Dramatikers nur noch in gemäßigter Form spielen.

Die folgenden Beschreibungen gelten einem Emotionalkörper in seiner eher noch urwüchsigen „Rohform“, wie damit die Charakterisierungen doch klarer werden.

Gemäß den Grundregeln jedes Schauspiels, das sich in seiner Dramatik einzig durch Polaritäten und ihre spannungsgeladenen Konfrontationen entfaltet, widmet der Emotionalkörper sich bevorzugt dem Aufsuchen von Gegensätzen, von Widersprüchen, Konflikten. Er kann eine urwüchsige Spiel- und Aktionsfreude darin entwickeln.

Üblicherweise beschränkt er sich nicht auf die Rolle des Zuschauers, er liebt die lebendige Aktion, in die er auch selbst verwickelt ist. Somit ist er allen Lebensschauspielen zugetan, die ihn auch selbst in Konflikte und Herausforderungen stellen.

Er liebt die Bedrohung im Abenteuer, in der Gefahr. (Er treibt Menschen „sinnlos“ die schwindelerregenden Steilwände eisiger Bergriesen hinauf, jagt sie in „sinnlosen“ Wettkampfrunden über lebensbedrohliche Rennstrecken.) Jeder Erfahrungsschauplatz des Kräftemessens, auf dem er sich selbst erproben kann, der ihm Selbsterfahrung und

Selbstentfaltung gewährleistet, ist ihm willkommen.

In diesem Sinn lebt er in einem eigenen „Unschuldszustand“, dem einer wie unerschöpflichen Neugier auf immer neue Erfahrungsabenteuer. Je mehr sie unter großen Gefahren bestanden sind, desto größer das eingehandelte Glück.

Doch das Pendel kann ebenso in die andere Richtung ausschlagen: in Zustände der Resignation und inneren Erstarrung, schließlich Lethargie. Auch diese können ihm intensive Erlebnisformen bedeuten, „dramatische Effekte“ einer anderen Art, die er ganz ausschöpfen will.

Oder er entfaltet eine weitere Variante in einer intensiven Genussuche und strebt eine satte Behaglichkeit an. Er zeigt sich als ein „Genusswesen“, das sich ganz von den irdischen Sinnesfreuden vereinnahmen lässt und in diesen seinen tieferen Lebenssinn zu finden meint.

Doch in seine Rollen der Selbstgenügsamkeit und Lebensträgheit verfallend, sieht er sich auf Dauer oft von einer anderen Seite bedroht: einer Routine, die Stillstand und Langeweile zu werden beginnt.

Ereignislosigkeit, Langeweile können für ihn zum elementaren Existenzproblem werden. Und wieder öffnet sich die Tür in ein anderes Extrem: einer hektischen Betriebsamkeit, die einem selbstgewählten Gegenstand gilt, einem „Schauspiel“, das er ganz zu seinem eigenen macht.

Es wird seine Obsession, sein unerschöpflicher „Arbeitsstoff“, von dem er sich - trotz aller Arbeitsmühen - um keinen Preis lösen will; und dem er oft eine Bedeutsamkeit beimisst, die aller Vernunft widerspricht.

Unser Emotionalkörper ist weitgehend ein „Egoist“. Doch in seiner Vielschichtigkeit, seinen Widersprüchen sind auch die ganz anderen Qualitäten angelegt: die der Hingabe, die sich etwa in tiefer religiöser Inbrunst und familiärer Zuneigung ausdrücken kann.

So wie er den Kampf- und Bewährungsschauspielen zugetan ist, so liebt er auch die der innigen Verbrüderungen. Er kann sich den Idealen unverbrüchlicher Treue und Freundschaft verschreiben, auch alle Reue- und Sühneschauspiele können ihn heftig vereinnahmen, bis zu denen des Selbstopfers.

Immer ist er gefährdet, sich in seinen Schauspielen ganz zu verlieren – die seiner Erfahrungsabenteuer, die seiner Schmerzen und Trauer, die seiner Genussentfaltung, die seiner selbstgeschaffenen Ambitionen.

Damit blicken wir auf das Szenario unserer alltäglichen Wirklichkeit. Die Spiele des zunächst unschuldigen Kräftemessens verselbständigen sich, sie füllen sich mit verbissenem Ehrgeiz und werden zur feindlichen Konfrontation, das spielerische Ausbreitungsbestreben wird zum Kampf um etablierte Machtpositionen, die natürliche Aggression zur Gewaltsamkeit, manchmal zuletzt zur Zerstörungslust.

Unser Emotionalkörper liebt auch Spiele der Dekadenz. Es kann sich ihnen in Anteilnahme verschreiben, kann sie, in der Besessenheit eines schaffenden Künstlers, sich selbst zum Schöpfungsstoff wählen.

Er kann sich regellos seinem Anteil der Natur- und Tiertriebe überlassen. Kann, alle menschlichen Empfindungen und Ideale preisgebend, aus seinen Jagd- und Beuteinstinkten agieren. Kann Schauspiele der Gewalttätigkeit, der grausamen Schrecken erschaffen.

Hier stehen wir plötzlich an den „nachtschwarzen Abgründen“ der Seele. Begegnen jener Instanz, die den Mensch zum „Wolf“ des Menschen macht.

DIE ROLLE DES TAGES-ICH

Das Dilemma des „Steuermanns“ / Das Textbuch der Glaubenssätze

Es gibt die deutliche Aussage innerhalb der Kahuna-Lehre, dass das „Niedere Selbst“ der Führung des „Mittleren“ bedarf.

Das Problematische einer Rangordnung ist schon angesprochen worden. Doch sicher kann gesagt werden, dass es sich bei allen Unzulänglichkeiten des „Niederen Selbst“ zugleich um die des „Mittleren“ handelt - seine Unfähigkeit, den Impulsen des „Niederen“ sinnvoll Formen und Ziele zu geben. Zum anderen ist es oft seine Weigerung, an der naturgegebenen Lebendigkeit des „Niederen“ teilzunehmen.

Häufig trifft es auf eine „chaosträchtige“ Lebensfülle, durch die es sich überfordert fühlt.

Um es im Bild zu sagen: Seine Manövrierfähigkeit muss sich auf einem Schiff mit „zahlreichen Ladekammern“ und unterschiedlichen „Antriebsmotoren“ bewähren.

Wir sollten uns dieser Komplexität bewusst zu sein, wenn wir als „Steuermann“ sinnvoll unseren Platz einnehmen wollen. Denn wie das zu steuernde Schiff immer wieder unsere deutlichen Zielvorgaben verlangt, so hat es doch seine verborgenen „Schätze“ an eigener Weisheit und Logik und für manche Fahrtrouten dürfen wir diesen durchaus den Vorzug geben.

Dies ist zum einen die „Körpervernunft“, die dem „Niederen Selbst“ auf Grund seiner eigenen Körpernähe zu Eigen ist. Damit hat es Teil am Naturerbe – einer Jahrmillionen-alten Evolution, die ihre eigene „Weisheits-

Mechanismen“ entwickelt hat. In diesem Sinn besitzt es ein klares Wissen um existenzsichernde Verhaltensweisen, zu denen auch eine gesunde Aggression gehören kann.

Fassen wir wieder das „größere Schiff“ ins Auge, so sehen wir zugleich eine schon längere Wegstrecke durch viele Inkarnationen, die reichlich ihre Prägespuren hinterlassen hat. Das Resultat ist nicht notwendig Weisheit, doch überall gibt es Spuren ordnender Gedankentätigkeit und schon vollzogene Klärungsprozesse, die ein Angebot zur Weiterarbeit sind. – Wie es die Abgründigkeiten gibt, die ungelösten Konflikte, die Traumata.

Wechseln wir im Folgenden zu den Begriffen „kognitives Selbst“ und „emotionales Selbst“.

Natürlich wird die Art, wie sich das kognitive Selbst dem emotionalen gegenüber verhält, immer zu einem großen Teil von den gelernten und verinnerlichten Glaubenssätzen abhängen. Diese sind in der Regel die seiner Zeit und entsprechen Gesellschaftsnormen, die sich manchmal über viele Generationen halten und dann wieder radikale Veränderungen durchlaufen. – Damit sind wir beim Thema der Glaubenssätze.

So wie die Gefährdung des Emotionalkörpers und somit auch des emotionalen Selbst seine unkontrollierte „chaos-trächtige“ Aktionsfreude ist, so ist es die des kognitiven in seinen einmal gefassten Glaubenssätzen zu erstarren.

Diesen Glaubenssätzen unserer Wahl hat freilich immer zunächst und ursächlich das emotionale Selbst prägend seinen „Stempel“ aufgedrückt - in der reichen Palette seiner Sympathien und Antipathien.

Doch diese Glaubenssätze beginnen gleichfalls ihr Eigenleben zu führen und sich zu verselbständigen. Ihr großes Versprechen ist: Orientierung, Sicherheit, Stabilität.

Diese nimmt für das kognitive Selbst angesichts des

„chaotisch rumorenden“ Energiepotentials des emotionalen einen hohen Stellenwert ein.

Diese Glaubenssätze können bei nüchterner Betrachtung fernab aller Logik liegen, wie sie überhaupt in den unterschiedlichsten und in sich selbst konträren Inhalten Gestalt annehmen. Ihre Inhalte etwa sind: dass ein karges Leben und Armut adelt; dass wir der Achtung und Liebe der anderen nicht würdig sind – oder dass wir nur Wert erlangen in der Anhäufung von Statussymbolen, die uns aus der Masse der anderen herausheben; oder dass – ein äußerst trauriges Lebensresümee – es wahre Freundschaft nicht gibt, immer nur Zweckbündnisse, denen kühle Berechnung zu Grunde liegt.

Das emotionale Selbst wiederum wird, sofern einem Glaubenssatz seine Sympathien gelten, jeden solchen Glaubenssatz dienstfertig mit seinen eigenen Energien ausfüllen - wie es anderen diese Zustimmung verweigert. Beide Haltungen entwickeln ihre eigene Problematik und auch Dynamik, mit der wir in unserer Lebenswirklichkeit nur allzu vertraut sind.

Im einen Fall kann das emotionale Selbst die Haltung der engagierten „Dienerrolle“ schließlich auch gegenüber jenen Glaubenssätzen einnehmen, die seiner eigenen Lebendigkeit zutiefst widersprechen. (Ein Beispiel wäre das Zölibat.) In diesem Fall müssen die Glaubenssätze ein anderes „verlockendes“ Angebot darstellen: das einer Aufgabe, eines Ideals, dem es sich mit Eifer verschreiben kann.

Im Fall der Verweigerung kommt es zur anderen bekannten Erfahrung: Das kognitive Selbst, um den Erhalt seiner Glaubenssätze und seine Rolle als „Steuermann“ bemüht, muss erkennen, dass seine eigenen Direktiven wenig Wirkungen zeigen. Die „unteren Instanzen“ gehen dann ihre ganz eigenen Wege, um ans Ziel zu gelangen, manchmal auf höchst trickreichen, verschlungenen Pfaden.

– Wir alle kennen die Geschichte eines sich verselbständigenden Lasters; wie auch jede Liebeskomödie reichlich Stoff aus diesem Umstand bezieht.

*„Zuchtmeister“ und
„innerer Schweinehund“*

Sobald sich das kognitive Selbst der Widerstände und untergründig einsetzenden „Gegenstrategien“ bewusst wird, kann es sich zunehmend für die Rolle des Kontrolleurs und strengen, kompromisslosen „Zuchtmeisters“ entscheiden.

Dies bedeutet immer ein „Kampfspiel“, das gelegentlich extreme Formen annehmen kann. Die Gegnerschaft in diesem Kampfspiel ist klar konturiert - sie erscheint in Vokabeln wie der vom „inneren Schweinehund“. Die Folge kann eine Fülle rigoroser Kontrollmechanismus sein, die alle im Dienst der eigenen Strategie stehen: auf ein eigenes „sauberes“ Bild von Menschenwürde und Anstand gerichtet.

Seine andere Entscheidung ist Anpassung und Resignation. In diesem Fall kann es dem „inneren Schweinehund“ oder auch nur dem inneren „Lustwesen“ unter Umständen hemmungslos freien Lauf lassen. Diese Einstellung wird es, seinen Glaubenssätzen entsprechend, mit Vokabeln wie Toleranz und der Titulierung als „Lebenskünstler“ aus schmücken; wie es sich im geheimen auch in einen beständigen Konflikt von Scham und Selbstverachtung verwickeln kann.

In den meisten Fällen wird es die unterschiedlichsten Kompromisse eingehen. Indem es die radikalen Haltungen einnimmt, wird es auch mit den ebenfalls radikalen Konse-

quenzen konfrontiert sein.

Überlässt es sich resignierend einer Haltung des willenslosen Dahintreibens, so geht es die Gefahr eines zunehmenden Kontrollverlusts ein. In der Rolle des harten „Zuchtmeisters“ wiederum wird es sich zunehmend von der lebendigen Fülle seiner reichen Kraftpotentiale abschneiden. Zumal es in diesem Fall das Bild der erstrebten „Zucht“, sein Ideal, häufig bekannten gesellschaftlichen Direktiven und Normen entnimmt – und damit äußeren Glaubensinstanzen.

Selten durchschaut es zunächst, dass diese Glaubenssätze und Normen selber lediglich Menschenschöpfungen sind und ihre suggestive Macht überwiegend einem Massenkonsens entspringt, einem simplen Gewohnheitsfaktor. Ursächlich sind sie häufig von denselben Unzulänglichkeiten, Ängsten und Ratlosigkeiten geprägt, die auch seine eigenen sind. Und gerade mit einem nicht geringen Teil dieser gesellschaftlichen Normen und Zwänge begegnet es wieder den Resultaten, die einer ungestalteten, unbegriffenen Emotionalität entstammen.

Sobald das einzelne Ich den „Überbau“ der Gesellschaftsnorm als unzulänglich erkennt und möglicherweise als „lebensfeindlichen Zwang“ zu empfinden beginnt (nicht selten in der „Sturm- und Drangzeit“ der Jugendjahre), erstrebt es die „Befreiung“ erfahrungsgemäß meist in den radikalen Gegenpositionen. Gerade damit bleibt es oft den vorgegebenen Zuständen, wenn auch in „spiegelverkehrter Wirkung“, weiter verhaftet. Vor allem doch bleibt es meist ein Spielball emotionaler Impulse. In ihnen mischen sich ungeordnet hohe Ideale und naturhafte Instinktmechanismen, die - oft unschuldig und ungesehen - auf eigene Machtentfaltung und Profilierung gerichtet sind.

Fast alle Revolutionen der Geschichte tragen, den strengen gedanklichen Konzepten zum Trotz, diese Zeichen

einer letztlich überbordenden „pubertären“ Emotionalität. In dieser liegt auch ihre Kraft. In dieser liegt zugleich der Keim ihres häufigen Scheiterns.

Es ist ein weites Konfliktfeld. Wie jedes Konfliktfeld stellt es zugleich ein reiches Arbeitsfeld und kreatives Angebot dar.

Wir wollen nicht übersehen, dass sich der „menschliche Geist“ in diesen Herausforderungen oft in beachtlicher Weise bewährt hat, im kleinen wie auch im großen Maßstab.

So etwa ist mit dem Einsetzen demokratischer Staatsverfassungen eine wichtige Etappe fort von den alten aristokratischen, oft absolutistischen Staatsformen genommen worden und ein entscheidender Schritt im Ringen um eine humane Gesellschaft gelungen. So sehr diese demokratischen Lebensformen noch von Mängeln gekennzeichnet sind, so sollten wir sie doch würdigen und nicht unerreichbare Ideale einfordern; damit würden wir nur wieder in die Rolle des Zuchtmeisters verfallen.

Die Wiederholungskreisläufe / Der Zwang zum Ausbruch

Unser Augenmerk soll weiterhin der zentralen Frage gelten: Wie weit erfüllt das kognitive Selbst, unser Tages-Ich, die ihm zugedachte Funktion und Aufgabe - den Dienst einer tatsächlich *lebendigen Kommunikation*?

Wir haben das emotionale Selbst in der Vielzahl seiner Impulse und kontroversen Energiepotentiale dargestellt und wie diese zu seinen Gefährdungen führen können.

Eine dieser Gefährdungen ist, dass es in Gewohnheits-

kreisläufen zu rotieren beginnt, gestützt durch erstarrte Glaubenssätze. Es kann sich dabei in einer hektischen Betriebsamkeit befinden, die sich doch von den lebendigen Quellen, die seiner eigentlichen Wesensart entsprechen, weit entfernt hat.

Immer liegt ein Versäumnis auch des kognitiven Selbst vor. - Häufig hat sich dieses lediglich der Anpassung an die gesellschaftliche Norm überlassen, den wohlgeordneten „Verhaltensstraßen“, die die Gesellschaft ihm anbietet und die Sicherheit versprechen. Es nimmt vorlieb mit den kleinen Abenteuern, die keine Herausforderung mehr bedeuten, wenn sie auch ein kleines, sorgsam überwacht Chaos nicht aussparen.

Der unterbewusste Seelenteil ist sich, in seinen tieferen Schichten, der Einengung wohl bewusst. Gleichgültig ob an den „Oberflächen“ in einem Zustand scheinbar satten Behagens „dahin schaukelnd“ oder in Fleiß und Betriebsamkeit fortrotierend, wächst quälend ein Empfinden von Ungenügen in ihm. Er wird die Kreisläufe schließlich mit Gewalt zu durchbrechen versuchen.

Für die eingepresste, erstarrte Seelenenergie sieht er die Befreiung oft einzig durch einen gewaltsamen Akt – den er etwa in Form eines Unfalls „materialisieren“ kann, der zu einem markanten (durchaus auch schmerzhaften) Lebenschnitt wird.

So wie für die einzelne Biographie kann dies für ganze Völkerschicksale gelten, wenn das Gefüge gesellschaftlicher Verhaltensregeln in eine Generationen-lange Erstarrung gerät. Es können religiöse Dogmen genauso wie langanhaltende materialistische Gesinnungen sein, die das kollektive Unbewusste zum gewaltsamen Ausbruch drängen. (Medialen Aussagen zufolge können ganze Naturkatastrophen auf diese Weise „herbei-materialisiert“ werden.)

Meist äußert sich der Ausbruch in Revolutionen und

Kriegen – und schafft Schauspiele eigener Art, denen sogar Faszination anhaften kann; und doch geht es, auch im Fall einer tatsächlich geglückten Befreiung, immer mit einem hohen Preis einher.

Üblicherweise ist uns bei einem Leiden verborgen, zu welchen Anteilen es sich möglicherweise um eine „karmische Vorplanung“ handelt - etwa im Sinn eines Reue- und Sühneschauspiels für ein als karmische Last empfundenenes Unrecht; oder auch einfach als Prüfung und Härtetest.

Selbst die uns sichtbaren Wiederholungskreisläufe mögen gelegentlich ihren karmischen Zweck erfüllen; vielleicht indem sie etwas wie sich steigernde Übungsetappen darstellen, in Vorbereitung eines so angezielten neuen Bewusstseinssturzes.

Dennoch: Gewohnheitskreisläufe, die uns in nicht endender Mühsal, schließlich auch Lethargie gefangen halten, sollten wir immer mit besonderer Aufmerksamkeit hinterfragen. Der Inhalt unserer Existenz soll Lernen sein, Bewusstseins- und Kräfteschulung - durchaus an Widerständen und Widersprüchen, den äußeren wie den Konfliktfeldern der Seele selbst.

Dem Prinzip nach soll es ein *freudiges Lernen* sein.

Hier ist es Aufgabe des Tages-Ich, seine Glaubenssätze auf eben ein solches freudiges Lernen auszurichten. Dies wiederum wird ihm nur gelingen, wenn es in seinen Entscheidungen die enge Partnerschaft mit den lebensvollen Anteilen des Unterbewusstseins sucht. Nicht wenige der „chaoträchtigen“ brodelnden Energien können sich als kreative Potentiale erweisen. Und das halb- und unterbewusste emotionale Selbst wird die ordnende Gedankenarbeit des Tage-Ich respektieren, wenn es sie als seinem Wesen gemäß und heilsam empfindet.

Ein „aufgeräumtes“ emotionales Selbst ist wie ein gut

zugerittenes Pferd. Keineswegs ist es in seinen Energien reduziert, im Gegenteil. Und keineswegs wird es den Reiter abschütteln, es empfindet Freude, ihm seine Energien zur Verfügung zu stellen.

Der Zustand „in der Isolation“

Wie die Auskünfte im Hinblick auf unsere vorgeburtlichen Intentionen zeigen, bedeutet jede Inkarnation ein Abenteuer, ein Bewährungstest. Das heißt: Konflikte und Kampfproben sind unverzichtbar Bestandteil jedes Lebens.

Wir haben im Hinblick auf andere Menschen manchmal die Neigung, ihr Leben als unbelastet und frei von Konflikten zu betrachten. Das aber kann es nicht sein. Wäre es für einen Zeitraum tatsächlich davon frei, so würde das Unterbewusstsein schließlich einen neuen Konflikt „herbeiziehen“ – als ein Angebot zu weiterem Wachstum. Sonst ginge der Inkarnation ihr eigentlicher Sinn verloren.

Wie die Auskünfte einer vorgeburtlichen Sichtweise weiter zeigen, gibt es für jede Inkarnation ein weites Netz der Vereinbarungen und genauen Absprachen. Doch eine konkrete Erinnerung daran ist in uns gelöscht. Wir nehmen, was unsere Absprachen waren, nur in emotionalen Impulsen wahr – die manchmal sehr klar und bestimmend sein können, dann wieder schwach und sich verwirrend mit anderen Impulsen mischen.

Wir befinden uns in einem Zustand des „partiellen Blindseins“, der so sehr ein Zustand der Verwirrung sein kann wie doch eine wichtige Chance.

Unser „partiellen Blindsein“ bedeutet zugleich ein Auslöschen belastender Vergangenheitsbilder. Wir können vergleichbaren belastenden Situationen in einer neuen Un-

befangenheit gegenüberreten; und in einer neuen Unbefangenheit auch Menschen wieder begegnen, mit denen wir einmal eine schwere dunkle Vergangenheit teilen.

Offenbar ist gerade durch unser „Nicht-Wissen“ die Vorlage geschaffen, die für das einzelne Inkarnations-Ich zum kreativen Arbeitsfeld wird. Es kann neue, noch nie erprobte Wege für sich entdecken – freilich immer auch mit den Gefährdungen der Verirrung und neuer Verstrickungen.

Jeder Weg in die irdische Existenz bedeutet immer auch, von seinem eigenen höheren Selbst getrennt zu sein und einen Weg in die Isolation zu gehen - die manchmal wie der Weg „durch einen eisigen Strom“ empfunden wird.

Hier sehen wir, wie sich die Existenzen der Menschen sehr unterschiedlich gestalten. Manche scheinen die „leisen“ Verbindungswege über weite Strecken des Lebens hin (manchmal sogar für ein ganz Leben) offen zu halten – über die Kunst, über fest verankerte religiöse Empfindungen, über ein intensives soziales Engagement, das aus der Quelle einer tiefen lebensbejahenden Empathie kommt. Ein spirituelles Wissen muss nicht bewusst darin auftauchen. Es genügt der lebendig gefühlte Kontakt zu den „wissenden Schichten“ des Unterbewusstseins.

Doch auch das andere gilt: In manchen Fällen erscheint die Trennung radikal. Das irdische Ich hat sich ganz in seinen irdischen Kampfschauspielen verloren. Alle „spirituellen Fenster“ scheinen verdunkelt.

Von außen ist kein Urteil darüber zu fällen, wie sehr auch ein solches Leben damit vielleicht einem „karmischen Plan“ folgt.

Sprechen wir vom Großteil der Menschen, so ist sicher zu sagen, dass es in jedem dieser Leben Momente gibt, in denen die Trennung hart spürbar wird: Momente der Verstörung und Einsamkeit, Momente, in denen wir „frieren“.

Es kann uns an den Punkt führen, dass uns unsere gesamte Existenz als sinnlos erscheint. Und wir kämpfen verzweifelt an gegen ein Empfinden eigener Winzigkeit und Bedeutungslosigkeit.

Wer die Menschen daraufhin beobachten lernt, wird erkennen, dass es in vielen oft über lange Lebensstrecken hin diesen Kampf gegen die eigene Winzigkeit, gegen die selbst empfundene Nichtigkeit gibt.

Dies kann Antrieb vieler Aktivitäten werden und uns veranlassen, einen „Sinn zu erschaffen“ – in positiver Form, indem wir etwas Gutes, Bleibendes in die Welt zu bringen versuchen.

Es kann aber auch zur Folge haben, dass wir uns gewaltsam „Bedeutungen“ erkämpfen, die über das Lebensrecht anderer gewissenlos hinweggehen.

Viele leiden an einer „Profilierungsneurose“ und suchen unaufhörlich nach Wegen, sich ihren Selbstwert von anderen bestätigen zu lassen. Ein Großteil unserer gesellschaftlichen und persönlichen Wettkämpfe resultiert daraus.

Immer ist es, tiefer verstanden, die Suche nach dem, was wir verloren haben: unseren Geborgenheitszustand in einer Existenz, in der wir eine bedingungslose Bejahung erlebten – ohne jeden Zweifel am Sinn unseres einfachen So-Seins und eine Liebe, die durch keine Verdienste erkaufte werden musste: unsere vorgeburtliche Existenz.

Die Abstürze in eine Welt der Kälte, die von Ehrgeiz- Macht- und Gewaltspielen bestimmt ist, können extrem sein. Auch sie bedeuten, in einem größeren Kontext gesehen, Erfahrungsschauspiele und Lernen. Und doch blicken wir in ein dunkles Gesicht.

Oft begegnen wir nur den kleinen schattenhaften Grimassen. – Doch es gibt auch die schwarzen Abgründe.

DAS PHÄNOMEN DES BÖSEN

Die Lust am Schauspiel – die Lust am Bösen

Wir wollen auf die Frage nach der Macht des Bösen gleich mit dem Satz eingehen, der oft in Zusammenhang mit schockierenden Mordfällen zu hören ist: „Es gibt eine Faszination des Bösen.“

Ist es so, dass das Böse uns fasziniert? Und wenn ja, warum?

Gehen wir von unserem ganz alltäglichen Verhalten im Umgang mit dem großen Medienangebot in Film und Fernsehen aus. Fesseln uns Schauspiele, die Menschen bei friedlichen Abendgesprächen auf der Veranda zeigen? bei ihrer beglückenden Gartenpflege? bei ihren einträchtigen Verwandtenbesuchen, die sie singend und torteessend in gemeinsamer Freundschaft verbringen? - Jeder Filmregisseur wüsste, dass er mit Schauspielen solcher Art kein Publikum halten kann.

Es gibt eine Alternative: Auch Schauspiele, in denen Naturgewalten und Naturkatastrophe Menschen vor Herausforderungen stellen, die ihnen alles abverlangen, können uns bannen. Und auch der verzweifelte Kampf gegen Hunger und Armut kann uns berühren.

Und doch – die ehrliche Beobachtung sagt: Am meisten faszinieren uns die „Schauspiele Bösen“.

Wie wird sich der „Held“ im Kampf mit diesen Mächten des Bösen bewähren? wird er siegreich daraus hervorgehen? wird er selbst die Vernichtung erleiden?

Wir „leben mit“ dem Helden - der in dieser seiner Heldengestalt nur erscheinen kann, wenn die Bedrohung durch

das Böse real ist. Je klarer dieses Böse selbst in seinen Konturen erscheint, desto klarer konturieren sich die Qualitäten des Helden: Mut und Entschlossenheit, Klugheit, Kraft, uneigennütziges, bedingungsloses Engagement.

Unsere Parteinahme ist eindeutig. Immer ersehnen wir den Sieg des Helden, den Sieg des Guten. Je finsterer das bedrängende Dunkle, desto überzeugender und strahlender der Sieg - desto größer auch unsere eigene Anteilnahme und der schließlich mitempfundene Triumph.

Noch jeder Krimi lebt von dieser unserer Sehnsucht nach der letztlich vollzogenen Gerechtigkeit. (Man stelle sich eine Serie von Krimis vor, in der jedes Mal die Ganoven den Sieg davontragen!) Mehr oder weniger alle großen Bühnenschauspiele der Welt, angefangen bei der Antike, haben kein anderes Anliegen verfolgt, als mit der Konfrontation durch das Böse die Qualitäten des Menschlichen - Ethos, Moral - zum „helleren Leuchten“ zu bringen.

Wenden wir den Blick ab von den künstlich geschaffenen Schauspielen auf der Bühne und im Film zu den realen des Weltgeschehens. Durch alle Jahrhunderte leuchten jene Momente auf, in denen es kein intensiveres Bestreben zu geben scheint, als das Leiden blutiger Kriege endlich hinter sich zu lassen und einen dauerhaften Frieden zu erschaffen. – Es ist, weltweit gesehen, der Menschheit bisher nicht gelungen.

Könnte es sein, dass es im kollektiven Unbewussten der Menschheit gleichfalls jene Faszination an den Schauspielen des Bösen gibt? Schauspiele, die sich in kriegerischer Aggression und Zerstörung manifestieren und in denen gleichfalls in Lager aufgeteilt (unterschiedlich in der Perspektive der unterschiedlichen Nationen) „Gut“ und „Böse“ gegeneinander antreten? Könnte es sein, dass diese Faszination jede Sehnsucht nach Frieden überstrahlt und diese Sehnsucht so wirkungslos bleiben muss?

Es wäre wie ein finsterner Traum, der das kollektive Unbewusste der Menschheit gefangen hält.

Blicken wir auf Europa. Dieser Kontinent hat sich über Jahrhunderte in grauenhaften Kriegen zerfleischt. Kriege erschienen als ein unverzichtbarer Bestandteil der Politik. Ein Herrscher, der sich nicht mit wenigstens einem glorreichen Krieg profilierte, drohte als blasse Figur in der Historie unterzugehen.

Dieses Europa hat es geschafft, seit über siebenzig Jahren jeden Krieg zweier größerer Nationen gegeneinander zu vermeiden. Wünschen wir uns in die alten Zeiten zurück? – Nein, wir haben erfahren, dass die Liebe zur eigenen Nation sich nicht in kriegerischen Handlungen ausdrücken muss. Und dass wir unser Selbstwertgefühl nicht aus der Zugehörigkeit zu einer Nation ziehen müssen. Und wollen wir einen gewissen Nationalstolz dennoch bewahren, so tragen wir unsere „Kriege“ in sportlichen Wettkämpfen aus.

Allerdings - es war ein quälend langer Weg bis an diesen Punkt. Und können wir sicher sein, dass wir unsere Lektion für immer gelernt haben und wissen, dass ein dauerhafter Friede für uns gedeihlicher ist als ein nichtendendes Schlachtenschlagen?

Kehren wir zu den Betrachtungen des Anfangs zurück, zu den „künstlich“ geschaffenen Schauspielen in Film und Fernsehen und auf der Bühne und zu unserer Feststellung:

Es ist die Konfrontation mit dem Bösen, das dem Helden auf Seiten des Guten seine Strahlkraft verleiht; das alle Ideale der Menschlichkeit in klareren Konturen in uns aufscheinen lässt.

Erinnern wir uns in diesem Zusammenhang auch an die parapsychologische Testreihe von Rýzl und die Kommentare seiner spirituellen Medium zu der größeren Wesens-

einheit, die Rýzl die „Seele“ nennt: Diese „Seele“ leuchtet auf bei allen Berührungen durch Ideale und Schönheit.

Könnte es sein, dass alle Faszination durch das Böse nur immer im Kontrast liegt, den es gegenüber dem Guten erschafft, das wir siegen sehen wollen?

Es ist nur ein Teil der Wahrheit.

Es gibt auch eine Faszination des Bösen an sich.

Diese Faszination hat eine irrationale Komponente wie doch auch eine rationale, die wir benennen können:

Es ist das Versprechen von Macht – des Stärkeren über den Schwächeren, des Listigen über den Naiven.

Wer kann ganz sicher von sich behaupten, nicht davon infiziert zu sein? (und sei es nur in einem tief versteckten Winkel seines Unterbewusstseins?)

Und wie steht es mit unseren Idealen?

Sind unsere Ideale ein Garant dafür, dass wir das Gute tun? - Wieder lehrt uns der Blick in die Geschichte bedauerlicher Weise häufig das Gegenteil.

Nehmen wir als ein Beispiel die Kreuzzüge: Die ins „Heilige Land“ aufbrechenden Ritter waren überzeugt davon, in der „Niederwerfung der Heiden“ und der Befreiung der „heiligen Stätten“ ein Gott-gefälliges Werk zu tun. Sie zogen aus mit „flammendem Herzen“, angetrieben von den Idealen, die ihr christlicher Glaube ihnen eingepflanzt hatte und bereit, ihr eigenes Leben hinzugeben.

Sie haben grausame Vernichtungskriege und Verwüstung in diese Länder der „Ungläubigen“ getragen, das blutige Gemetzel schonte auch Frauen und Kinder nicht und dauerte über Generationen.

Viele ähnliche Beispiele ließen sich nennen.

Man kann nüchtern Bilanz ziehen und sagen: Die größten kriegerischen Verbrechen der Völker untereinander waren nicht nur von Machtgier bestimmt, sondern fast immer auch von Idealen begleitet, allen voran die Religions-

kriege. In diesen Religionskriegen beanspruchte jede Seite „Gott“ für sich, jedes noch so grausame Verbrechen schien damit gerechtfertigt.

Ideale können eine verführerische Macht ausüben, sie können Menschen zu Taten verleiten, die sie aus eigenem Antrieb nie tun würden. Über den Taten des Bösen „leuchtet“ das Ideal – etwa: seiner Nation zu dienen, ein Volk zu dem „einzig wahren“ Glauben zu bekehren - und macht für das Böse blind.

Das bewusste Böse / Das „Böse“ als Tiererbe

Wir wollen das Böse in seinen unterschiedlichen Facetten betrachten.

In einigen Esoterikerkreisen hört man oft: „Es gibt kein Böses. Denn alles ist Gott. Und Gott ist Weisheit und Liebe. Das Böse erscheint uns als böse nur aus unserer begrenzten Blickweise.“

Wir sollten vorsichtig sein mit Sätzen wie diesen. In einer sehr hohen Sichtweise mögen sie sogar ihre Gültigkeit haben.

Doch auf der Ebene unserer Alltagserfahrung und auf der Bühne unserer irdischen Schauspiele gibt es das Böse als spürbare Realität: als Verlust- oder Schmerzzufügung, die von einem Menschen gegen einen anderen ausgeht. Geschieht dies um eines eigenen Vorteils willen, absichtsvoll und wissentlich oder auch nur in der bloßen gleichgültigen Inkaufnahme dieses Schmerzes, handelt es sich um das Böse, und es muss als solches benannt werden.

Wenn wir von einem Verbrechen erfahren - möglicherweise eines Gewaltverbrechens gegen ein Kind oder sonst

ein wehrloses Opfer – können wir keine Zuflucht nehmen zu einer Formulierung wie der: „Es gibt kein Böses.“ Zunehmend absurd wird ein solcher Satz, wenn wir uns die Gräueltaten und Schreckenstaten eines Naziregimes vor Augen halten.

Gewalt, wissentlich ausgeführte Gewalt, ist in der Definition unserer menschlichen Begriffe das Böse.

Doch eben diese Frage nach dem Anteil des Wissens ist wiederum unverzichtbar.

Ein Tier, ein menschenzerfleischendes Krokodil, kann nicht böse genannt werden. Es handelt instinkthaft aus seinen Naturtrieben. Nur ein „wissendes Böses“ kann korrekt als ein solches benannt werden.

Doch wie weit ist dem böse Handelnden seine Bosheit tatsächlich bewusst?

Auch wir Menschen tragen ein Tier-Erbe in uns. – Haben wir gezielt in böser Absicht gehandelt oder agierten wir aus unterbewussten und halb-bewussten animalischen Trieben heraus?

Dieses Tier-Erbe in uns ist stark. Es drückt sich aus in einem Jagd- und Beuteverhalten, in Revierkämpfen, in der Verdrängung des Schwächeren durch den Stärkeren.

Wie es in der Natur sein Recht hat, so zerstört es in einer Gesellschaft doch dessen humane Züge. Es wird das Böse.

Wir können weiter fragen: Gibt es das tatsächlich „wissende Böse“ – ein Böses, das in vollem Bewusstsein ausgeführt wird, ein Unrecht zu tun?

Dies haben Verhaltensforscher, Soziologen und Biologen viel diskutiert. In gemeinsamem Konsens schränken Rechtsvorschriften das Ausagieren unbremster Tierinstinkte und Raubtiermechanismen ein. Diese sind beim „durchschnittlichen vernunftbegabten Zeitgenossen“ auch in einer Art sublimiert, dass sie keine existenzielle Bedro-

hung für ein etabliertes Rechtssystem darstellen. Und doch „fristen sie ihre Existenz“ weiter in vielen Nischen der Seele – eben sublim und meist unbewusst.

Je mehr wir das Böse als tatsächliche „Bewusstseinsfrage“ erkennen, desto mehr wird uns deutlich, wie wenig Bewusstsein es in den meisten Taten des Bösen gibt.

Den besten „Test“ hierzu stellt eine Erfahrung dar, bei der wir uns plötzlich selbst als Urheber eines Unrechts gebrandmarkt sehen. Auch wenn es den „Fehltritt“ tatsächlich gab - die meisten Vorwürfe und Vorhaltungen werden uns mit einem Bild konfrontieren, in dem wir uns grob verzerrt sehen. Leicht wird uns eine Absicht zum Bösen in einer Art unterstellt, die wir als Unrecht empfinden.

Häufig war etwas Entscheidendes unserer „Aufmerksamkeit entgangen“, worauf wir gleichfalls mit Schuldgefühlen und Scham reagieren mögen. Doch selbst wenn es sich um eine kleine trickreiche Aktion handelte, werden wir dies mit einer Reihe „einsichtiger“ Motive vor uns gerechtfertigt haben.

Natürlich wissen wir von den Grenzbezirken der beständigen kleinen „Gefährdungen“, wie jeder auch die Stimme des leisen „Beschwichtigers“ in sich kennt, wenn wir die Regeln des „Fairplay“ ein wenig verlassen. Diese Stimme führt meist gute Argumente ins Feld - etwa indem sie auf die diversen Gebotsübertretungen der anderen verweist; vor allem aber auf die uns selbst widerfahrenen Benachteiligungen.

Dem stehen die Schuldzuweisungen gegenüber, die schnell ihr Eigenleben entfalten und monströse Gestaltung annehmen können, indem sie den Täter schonungslos „einschwärzen“. Es ist das bekannte „Dramatisierungsspiel“ – jenes der ungehemmten Projektionen eigener ungelebter Schattenaspekte, die sich über der Unrechtstat und ihrem Verursacher entladen. Diesen können sie damit wieder in

eine Reaktion der unmäßigen, unkontrollierten Abwehr treiben, womit er das ihn zu Unrecht entstellende Bild auf einmal bestätigt.

Wieder handelt es sich um Abläufe, die vor allem Dramatisierungsschauspiele des emotionalen Selbst sind. Sie entspringen seiner bekannten „Spielfreude“, damit auch seinem eigenen Schattenpotential, damit wiederum seinem Tiererbe.

Das in vollem Umfang wissentlich ausgeführte Böse ist der extreme Ausnahmefall. Wie wir dies für uns selbst erkennen, so sollten wir dies auch allen anderen Menschen zubilligen.

Und blicken wir genauer auf dies wissentlich ausgeführte Böse, so liegt erfahrungsgemäß fast immer eine eigene Verletzungsgeschichte vor. Der Schmerz einer solchen Verletzung, vor allem das Ohnmachtsempfinden ihr gegenüber, hat einen Seelenkomplex hinterlassen, der – im Entwickeln innerer Schutzmechanismen - nach und nach „stumpf“ und unempfindlich geworden ist.

In der extremen Ausprägung führt ein solcher Prozess der Verstupfung und seelischen Abtötung zum „kalten Killer“. Die Gedanken- und Empfindungsschienen sind auf einen Gewohnheitsmechanismus der Gewalt eingestellt. Von hier aus ist es nur noch ein kleiner Schritt in den Befund einer pathologischen Abweichung - der Feststellung eines Krankheitszustandes.

Und damit muss auch gerade wieder für diesen Fall die Frage der tatsächlich freien Entscheidung gestellt werden – die identisch ist mit der nach der Schuldfähigkeit.

Sicher, die Formen der Schuldverstrickung können extrem sein. Sie führen beklemmend vor Augen, wie sehr sich das inkarnierte Selbst vom eigenen größeren Gesamtwesen abschneiden kann.

Die Tyrannen und Schreckensgestalten der Geschichte, „die Hitlers, die Stalins, die Neros“ und das Heer ihrer Helfershelfer – wie weit folgte ihre Lebensgestaltung möglicher Weise einem karmischen Plan? Von welchem Punkt an begann ihre selbstverursachte Gewaltverstrickung, das Abgleiten in unfassbare Taten der Inhumanität und Grausamkeit?

Alle ihre Gewaltspiele haben eine Kehrseite, mit der sie doch unweigerlich konfrontiert sein werden.

Das wissentlich ausgeführte Böse markiert in Wahrheit den tiefsten Punkt *menschlichen Unwissens* - oder exakter: unseres Wissensverlustes.

Es ist legitim, das Böse der willentlichen Schmerz- und Gewaltzufügung als einen „Krankheitszustand“ der Seele zu bezeichnen. Jedenfalls bedeutet es einen Zustand extremer Bewusstseinsverdunkelung. - Auf welchen Punkt während dieses oft langen Erkrankungsweges können wir zeigen und sagen: Hier gibt es „Schuld“?

Lernen als Kontrastprogramm / Die Dimension der irdischen Schauspiele

Wir haben dargestellt, wie die Bilder des Bösen – im reichen Angebot unserer Medienwelt - ihren Zweck erfüllen, indem sie uns das Gute in seinem Kampf mit diesem Bösen und dem letztlichen Sieg in seiner Wesensart und seinen Qualitäten immer aufs Neue bewusst machen.

Offenbar steht die Sehnsucht einer immer wieder gesuchten Erfahrung dahinter.

Doch es gibt in unserer heutigen Medienwelt auch zahlreiche Angebote, in denen die Darstellung von Schrecken

und Gewalt zum Selbstzweck wird und die die Faszination des Bösen, die es in sich selbst hat, zelebrieren. – Wir sollten wissen, in welche Richtung hier unsere Wahl geht.

Kehren wir zu den Schauspielen unseres realen Lebens zurück; und damit auch wieder zur Frage nach unserem „Lebensregisseur“.

Wie weit lag es in seinem eigenen Plan, uns Schauspiele des Bösen durchleben zu lassen, in der Täter- oder der Opferrolle? Wie weit kann ein solcher Plan auch in Abgründe der Gewalttätigkeit und des Verbrechens entgleiten, die weit über die vorgeburtliche Planung hinausgehen? Und warum greift dieser „Lebensregisseur“ dann nicht ein?

Ja, es ist – wie wiederum die Protokolle zeigen - möglich, dass der Mensch seinen „karmischen Plan“ verlässt, er kann sich in dunkle Irrwege dabei verlieren. Oft handelt es sich darum, sich einer Probe noch einmal zu stellen, die in einer vorangegangenen Existenz nicht bestanden wurde. Und es kann erneut geschehen, dass die negativen Muster aktiv werden und die Oberhand gewinnen.

Ein Lernen in Freiheit muss diese oft vielfachen Irrwege in Kauf nehmen.

Ein fundamentales Prinzip dieses Lernens ist, das es durch die immer wieder durchlaufenen Kontrastprogramme wirkt. Dies gilt nicht allein für das Böse, doch hier in besonderem Maß. Je intensiver die negative Erfahrung einem Menschen seinen Stempel „aufgedrückt“ hat, desto nachhaltiger wirkt sie zuletzt. Jede Probe wird sooft erneut durchlaufen, bis sie schließlich bestanden ist.

Jeder kennt den Satz des Philosophen Leibniz von „der Welt als der besten aller Welten“. Angesichts einer Welt, in der an vielen Orten maßloses Elend und Armut, Unterdrückung, Krieg, Gewalt und Chaos regieren, kann dieser Satz nur wie Hohn klingen.

Sieht man diese Erde als einen Schauplatz des Lernens, so ergibt sich eine veränderte Perspektive.

Ist diese Welt „die beste aller Welten“, eben weil sie mit ihren vielen Unzulänglichkeiten und auch Abgründigkeiten eine dauernde Herausforderung darstellt, Wege der Veränderung zu suchen? sie nach und nach zu einem humanen Wohnort für alle Bewohner zu gestalten?

Freilich, die Dimension irdischer Gewalt- und Schreckensschauspiele ist immens und kann uns nur immer wieder erschauern lassen. Blicken wir allein auf die vergangenen zwei Jahrtausende zurück, so löst von Jahrhundert zu Jahrhundert ein Schreckensschauspiel das andere ab: Völkermorde, gnadenlose Eroberungszüge, Ketzerverfolgung, Inquisition, Hexenverbrennungen; im zwanzigsten Jahrhundert: Todeslager, die einer Tötungsmaschinerie gleichen.- Ist es die die für uns Menschen tatsächlich unerlässliche Form des Lernens?

Gibt es eine kosmische Dimension, aus deren Sichtweise es sich auch bei diesen Schauspielen um ein „Bewusstseinsabenteuer“ der Seelen und ein „großes kosmisches Spiel“ handelt? Können wir so weit gehen, wie Dante von einer „Göttlichen Komödie“ zu sprechen?

Realer ist die Empfindung eines großen kosmischen dunklen Traum – eines Traums, den wir nur zu dem einen Zweck durchwandern: endlich daraus zu erwachen.

Die Frage nach einer „Überwindung des Bösen“ kann sinnvoll nur in dieser Weise gestellt werden: Wann haben wir den Punkt der vollkommenen Klarheit gegenüber dem Bösen erreicht, so dass es uns nicht mehr faszinieren kann?

Oder in einer simpleren, empfindungsnäheren Formulierung: Wie weit sind wir der Schauspiele des Bösen nach und nach müde und überdrüssig?

Werden wir wenigstens einmal jenen Punkt erreichen, wo sich Schauspiele der Konfrontation mit dem Bösen nur

noch auf Theaterbühnen und in Filmen abspielen? Und alle realen Schreckensschauspiele des Bösen aus unserem Leben verbannt sind?

Und werden wir dann möglicher Weise neue andersartige Schauspiele entdecken, denen in gleicher Art unsere Faszination gehört?

Mit dieser Frage soll sich vor allem das Kapitel „Formen kosmischen Bewusstseins“ befassen.

Sündenirrtum und „Selbstliebe“

Es ist eine zentrale Aussage der Kahuna-Lehre, dass jedes begangene Unrecht wie die damit verbundene Schuldempfindung und Sündenvorstellung eine Blockierung zum „Hohen Selbst“ bedeutet. In der Anschauungsart der Kahunas: Das „Niedere“ verweigert in diesem Fall die Begegnung und die Kontaktaufnahme.

Damit bringt das „Niedere“ die Zweiheit, die es mit dem „Mittleren“ bildet, um die Fürsorge und helfende Unterstützung des „Hohen“. Keineswegs ist es in diesem Verständnis die Abweisung und „richterliche“ Strenge des „Hohen“ selber, mit der die Seele in diesem Moment konfrontiert ist.

Auch ein Schuldempfinden, das nur durch den Vorstoß gegen einen gesellschaftlichen Moralkodex entsteht, führt diese Blockierung herbei. –

Greifen wir noch einmal den Satz von „der Welt als der besten aller Welt“ auf und verstehen wir ihn so, dass diese Welt uns ein Arbeitsfeld bietet, das immer neue Intentionen erfordert, die sie zum Besseren umgestalten.

Jede Umgestaltung der Welt scheitert, wenn sie sich nicht auch im einzelnen Menschen vollzieht und zu einem

Wandel auf der Bewusstseinssebene führt, der nachhaltig ist.

Also: begleiten wir jede dieser Aktionen mit der Arbeit auch an uns selbst. Suchen wir das spirituelle Wissen, das tief in uns selber schlummert – und uns eigentlich immer begleitet, wenn wir unsere „Wahrnehmungsfenster“ offen halten für unser eigenes spirituelles Selbst.

Nehmen wir die Arbeit der unerlässlichen inneren Klärungsprozesse an. Das heißt, nehmen wir uns auch an in unseren möglichen eigenen Schuldverstrickungen, indem wir unseren Motiven nachgehen und ihre Ursachen begreifen und somit uns selbst begreifen – mit klarem Blick, so dass die alten Verhaltensmuster sich auflösen können.

Alle Selbstverdammungs- und Selbstverachtungshaltungen sind immer nur wieder die Sprache eines noch kindlichen emotionalen Selbst wie das Resultat verhärteter Glaubenssätze.

Blicken wir in der gleichen Art, also ohne Herablassung oder gar Verachtungsgedanken, auf die Unzulänglichkeiten und möglichen Schuldverstrickungen der anderen.

Gott oder selbst Christus als „strafenden Weltenrichter“ zu sehen war ein lange gehegter Glaubenssatz durch viele Jahrhunderte kirchlicher Dominanz. Wir müssen ihn uns selbst nicht zu eigen machen.

Letztlich gibt es, wie die Todesschwelle-Erfahrungen noch zeigen werden, kein größeres Verlangen, keine größere Sehnsucht des inkarnierten Ich, als in den Zustand der umfassenden Liebe der vorgeburtlichen Existenz zurückzukehren.

Alle Achtung und alle Liebe, die wir mit unseren lebenslangen Bewährungskämpfen erstreben, mit unseren „Etappen“ der Erfolge und Siege und möglicherweise erringen, kann letztlich doch niemals einlösen, worauf diese tiefere Sehnsucht gerichtet ist.

Immer sind wir, durch alle Inkarnationsabenteuer hindurch, verbunden mit einem unbeschadeten Wesensteil, dessen kosmische Nähe wir nicht beeinträchtigen können und dessen Schönheit wir nicht wirklich trüben können.

Wie konkret die Wirklichkeit unseres höheren und spirituellen Selbst tatsächlich ist, zeigt der folgende Text. *) Eine sehr reife Seele wird innerhalb einer „Trancesitzung“ (wieder ist nur eine Bewusstseinsfokussierung auf seelische Inhalte gemeint) vom Therapeuten zu dieser Begegnung geführt.

„Nach der letzten Sitzung, nach der ich mich von Selbstzweifel und Selbstbewertung befreit habe, fühlt sich mein Körper klar und erfrischt. Ich fühle eine sehr reine Lavenelfarbe – weich und himmlisch...

Diese Farben und Energie kommen in meinen Körper unterhalb des Kinns und in der Kehlkopfgegend – sie haben meinen Kopf und meinen Brustraum erfüllt.

Seit die Farben sichtbar geworden sind, habe ich das allerschönste Bild eines Wesens in menschlicher Form gefühlt/gesehen, das ich je gesehen habe.

Schön jenseits aller Beschreibungen – ich finde nicht die geeigneten Worte, um diese Person zu beschreiben.

Reine Energie mit durchflutetem Licht. Es ist ein Mann. Aber es ist so schön, dass ich dachte, dass es eine Frau wäre. Spielt keine Rolle, männlich oder weiblich – es gibt keinen Unterschied. Es wird mir gesagt, dass dies mein SELBST in der Gegenwart ist. Ich habe Mühe, das zu glauben, weil diese Gestalt so schön und rein ist. Reine Energie, Bewusstsein – Gott. In unserer Kommunikation wird mir gesagt, dass dies die Form ist, die ich in diesem Leben auf dieser gegenwärtigen Ebene annehmen werde. Sie/er schwebt, strahlt ein wunderschönes Licht aus – das schönste Licht, das man sich vorstellen könnte. Gleißend

und weich. Intensiv und rein.

Es ist das Bild Gottes.

Mir wird von innen gesagt, dass ich alles, was ich tue und berühre, mit und durch dieses Licht geschehen soll. So etwas wie Zweifel und Versagen gibt es nicht!

Ich soll mit diesem Wesen durch meine Aktivitäten gehen. Ich soll mit dem fortfahren, was ich auch bisher gemacht habe, dieselbe Aktivität also, aber mit einer anderen Energie.

Mein irdischer Körper und dieser Lichtkörper verschmelzen. Es ist erstaunlich, wie vollkommen sie bis in die letzte Zelle übereinstimmen...

Der Punkt, wo wir verschmelzen, liegt im Chakra unterhalb meines Nabels.

... Ich habe meinen Alltagsjob, Routine, aber meine Hauptverantwortung ist, dieses Licht auszustrahlen und zu verbreiten.“

(C.G.: „Woher kam es?“)

„Es kam aus dem reinen Gottbewusstsein. Ein direkter Strahl aus der Gottesquelle. Es kam ohne Lebenszeichen von Karma... Dieser Lichtkörper ist immer da gewesen, aber er wurde mit Schichten von Karma bedeckt. Diese Erfahrungen meines Lichtkörpers, der mit meinem Lichtkörper eins wird, schmelzen die Masken des Karmas fort.

...Ich konnte alles, was ich wollte, mittels meines Lichtkörpers manifestieren: Frieden, Nahrung, Gebäude, totale Manifestation des Denkens. Ich kann keine einzelne lineare Aktivität herausgreifen, sondern schuf alles durch Gedankenvorgänge. Indem ich meine Aura projizierte, konnte ich alles manifestieren: Harmonie, Schutz, alles. Meine Gegenwart durchdrang alle Existenz.“

DER BLICK ÜBER DIE TODESSCHWELLE

Der Stand der Wissenschaft

Über Erfahrungen an der Todesschwelle ist in den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts viel an die lesende Öffentlichkeit gelangt. Es waren vor allem die beiden Bestseller von Moody „Leben nach dem Tod“, eine Auswertung zahlreicher Berichte Klinisch-Toter und Reanimierter mit ihrer immer wieder erstaunlich übereinstimmenden Darstellung der geschilderten Abläufe, die weltweites Interesse erregten.

Dieses Interesse hatte teilweise den Charakter einer Modewelle, die bald wieder verebbt war. Mit den Argumenten: „Diese Leute waren ja nicht wirklich tot“ oder: „All dies sind Halluzinationen und entsteht durch ein Wunschenken, das sich mit der Wahrheit nicht abfinden kann“, wurde dies Thema (dies vor allem in Intellektuellenkreisen) vielfach erfolgreich wegdiskutiert und schließlich abgehakt.

Dennoch ist festzustellen, dass sich das Gesprächsklima hinsichtlich dieser Fragen doch deutlich verändert hat und spürbar offener wurde. Wenigstens sind Gruppen, die sich weniger ambitioniert ihren bereits abgeschlossenen weltverbessernden Ideologien verschrieben haben, häufig geneigt, sich auf Vorstellungen dieser Art einzulassen.

Offenbar bedeutet es ein besonderes Handikap, wenn Menschen tief in ihre eigenen Arbeitsambitionen verstrickt sind und damit ein „Einsichtsangebot“ solcher Reichweite - einen greifbaren Beweis für die Fortexistenz nach dem Tod

- als Störung ihrer eigenen Aktivitäten empfinden. Nur so ist der harte, nicht selten geradezu irrationale Widerstand nicht nur aus Naturwissenschaftlerkreisen und der Ärzteschaft sondern auch der kirchlichen Institutionen zu verstehen, die hier ihr „höchst eigenes Terrain“ von Unbefugten betreten glaubten.

(Die „Siebenten-Tags-Adventisten“ etwa, eine Gemeinschaft mit immerhin über vier Millionen Mitgliedern, erklärten in ihren Broschüren, dass sämtliche Phänomene an der Todesschwelle ein raffiniertes Täuschungsspiel der Dämonenwelt seien - einschließlich des immer wieder genannten Lichtwesens. Nach ihrer Festlegung darf nur „Christus selber“ es sein, der die Seelen erlöst.)

Waren die „Klinisch-Toten“ und später Befragten nicht „wirklich tot“? Haben sie „halluziniert“? Kann man überhaupt Mitteilungen akzeptieren aus diesem „Land, aus dem kein Sterblicher wiederkehrt“? (Eine Definition, die schon als solche jeden denkbaren Brückenschlag ausschließt.)

„Ich wurde mir plötzlich bewusst, dass sich mein Bewusstsein mit einem anderen Bewusstsein verband, das ebenfalls ich war... Nach und nach erkannte ich, dass ich nicht nur meinen Körper sehen konnte und das Bett, in dem ich war, sondern alles in dem großen Haus und Garten, und dann merkte ich, dass ich nicht nur ‚Dinge‘ zu Hause, sondern auch im Umkreis von Hunderten von Kilometern sah, in der Tat überall, wohin sich meine Aufmerksamkeit richtete...

Ich war frei in einer Zeitdimension von Raum, worin ‚Jetzt‘ wie ein Äquivalent zu ‚Hier‘ war in dem normalen dreidimensionalen Raum des täglichen Lebens. Als nächstes erkannte ich, dass meine Vision nicht nur ‚Dinge‘ in dem normalen dreidimensionalen Raum einschloss, in dem ich war. Obwohl ich keinen Körper hatte, hatte ich das,

*was ein normales, zweiäugiges Sehen zu sein schien; aber was und wie ich es sah, das kann man nur in der Art beschreiben, dass ich mir eines psychischen Stroms bewusst war, der mit dem Leben durch die Zeit floss.“ *)*

Was gegen die These des Halluzinierens spricht, ist als erstes der schon genannte Umstand, dass es die immer wieder gleich geschilderten „Stationen“ gibt. Wir wollen sie hier noch einmal in Stichworten zusammenfassen: Der Weg in einen Tunnel und auf ein Licht zu; die Erfahrung sich vom Körper gelöst zu haben und sich in einem anderen, einem „Lichtkörper“ zu befinden, der sehr wohl mit eigenen funktionierenden Sinnesorganen die Umgebung betrachten kann – auch die des eigenen Sterbezimmers; schließlich die Begegnung mit einem Lichtwesen, das tiefe Liebe und Anteilnahme ausstrahlt, während sich ein Lebenspanorama zu entfalten beginnt und eine Auswertung des Lebens einsetzt.

Das zweite, vielleicht entscheidende Kriterium für die Glaubwürdigkeit ist die Exaktheit der Beschreibungen – gerade jener, die sich auf die materielle Ebene des Sterbeortes beziehen. Die mit anwesenden Personen werden genau gesehen, etwa die Ärzte und Krankenschwestern, und können später in ihren Aktivitäten beschrieben werden. Dies müsste nach dem Stillstand des Herzens, vor allem aber nach dem Aussetzen auch aller Hirnströme völlig unmöglich sein. – Wer ist es, der sieht? der detailgenau hört? der zugleich reflektiert?

Den von Moody zu diesem Thema durchgeführten Befragungen und statistischen Auswertungen folgten bald danach weitere, unter denen vor allem die von Dr. Michael Sabon bemerkenswert sind, die er in dem Buch „Erinnerungen an den Tod“ *) zusammenfasste.

Dr. Sabon stand Moodys Veröffentlichungen zunächst sehr skeptisch gegenüber, sie erschienen ihm in vielen As-

pekten unglaubwürdig, und ein Motiv seiner eigenen Nachforschungen war unter anderem, diese Unglaubwürdigkeit nachzuweisen. Der eigene Arbeitsprozess verwandelte diese Einstellung dann nach und nach völlig: Er fand die Ergebnisse von Moody nicht nur bestätigt, sondern konnte ihnen eine Reihe weiterer absichernder Fakten hinzufügen. Sein Buch wurde so, entgegen dem ersten Vorsatz, eine entscheidende Stellungnahme für die tatsächliche Fortexistenz nach dem Tod.

Welch schwierige Aufgabe dies auf medizinischem Fachgebiet ist, lernt man ermessen, wenn man die vielen Kapitel zur Kenntnis nimmt, in denen sich Dr. Sabon mit „Erklärungsmodellen“ der unterschiedlichen Psychologen, Neurologen und Ärzte befasst. Davon ein Beispiel:

Es ist inzwischen bekannt, dass das Gehirn eine Substanz zu produzieren imstande ist, die sich ähnlich verhält wie Morphin - das B-Endorphin. Könnte es sein, dass eine Überausschüttung dieser Substanz (die nachprüfbar schmerzlose, angenehme Zustände herbeiführen kann) für das immer wieder geschilderte Glücksempfinden während des Sterbevorgangs verantwortlich ist, wie einige Ärzte vermuten?

Nein! Denn die Phänomene stimmen einfach nicht überein. Wird Patienten, die Schmerzen leiden, Endorphin injiziert, so beträgt die Wirkungsdauer des schmerzfreien Zustands, der nach rund fünf Minuten einsetzt, ein bis drei Tage. Die Schmerzlosigkeit bei der Todeserfahrung setzt **a b r u p t** ein mit dem Erlebnis der Körperablösung - und ebenso **abrupt** ist der Schmerz in voller Stärke wieder vorhanden, sobald der Sterbende in den Körper zurücktaucht. Es sind prinzipiell andere Vorgänge.

Von ähnlicher fachlicher Inkompetenz gekennzeichnet sind Theorien hinsichtlich eines „Schläfenlappenanfalls“, mit dessen Folgeerscheinungen „alle von Moody registrier-

ten Phänomene erklärbar“ sein sollen (wie ein Professor der Neurologie zitiert wird). Dr. Sabon zeigt, dass diese Folgeerscheinungen in der konkreten Betrachtung eben ganz andere sind: verzerrte Wahrnehmung der Umgebung, der Geruchs- und Geschmacksempfindungen, Angst, Traurigkeit und Einsamkeitsgefühle, zwanghaftes Denken u.a. Nichts davon wird bei der Sterbeerfahrung berichtet.

Die Darstellung der tatsächlichen Grundphänomene (durch Dr. Sabon in vielen Tabellen ausgewertet, Alter, Konfession, Berufsausbildung, Häufigkeit der Kirchenbesuche usw. mit einbeziehend) deckt sich mit der bei Moody exakt, und wieder verblüfft die Tatsache, dass sich diese Grunderfahrungen meist unabhängig von den Anschauungen und Erwartungen der Betreffenden einstellen (etwa religiösen oder materialistischen Glaubenssätzen).

Häufig auch gab es Versuche, die euphorischen Zustände im Sterbeaugenblick mit dem einsetzenden Sauerstoffmangel zu erklären. (Was sogar Testreihen belegen sollten.) So weit „Euphorien“ für eine auswertende Messung überhaupt tauglich sind, so ist es doch hier nicht sinnvoll, sie als Einzelphänomen zu betrachten. Der immer wieder vernachlässigte Umstand ist die einfache Tatsache, dass der „Tote“, von seinem Körper losgelöst, seine Umgebung nachträglich exakt beschreiben kann und diese Beschreibung nachprüfbar ist.

Dazu die Schilderung eines „Klinisch-Toten“ wie diese: Nach der Körperloslösung bewegte er sich, in einem Zustand des mühelosen Schwebens, zunächst in den Flur, dann einer Treppe folgend zwei weitere Etagen in seiner Krankenstation hinauf und entdeckte in einer Fensternische einen abgelegten alten Turnschuh. Sobald er sich, Tage nach der Reanimation, wieder halbwegs bei Kräften fühlte, machte er sich auf den Weg in diese Etage – und fand in der Fensternische eben genau diesen Turnschuh.

In diesem Zusammenhang von „Halluzination“ zu sprechen, ist widersinnig und eine Zumutung an den gesunden Menschenverstand. Auch alle Details eines Wiederbelebungsversuchs werden exakt geschildert: Welcher Assistenzarzt mit Brille, welche Krankenschwester mit Dutt betrat zusätzlich den Operationsraum?

Ein weiteres Indiz für die Echtheit der Erfahrungen ist der einsetzende Kontakt zu früheren Verwandten und Freunden „auf der anderen Seite“, die den Sterbenden begrüßen. Immer werden nur Personen genannt, die tatsächlich bereits gestorben sind. Dies muss vor allem im Fall sterbender Kinder aufhorchen lassen. Ginge es um Wunschphantasien, so wären es hier an erster Stelle mit Sicherheit Mutter und Vater, die von solchen Kindern halluziniert würden. Das aber geschieht einzig dann, wenn diese Eltern tatsächlich nicht mehr am Leben sind!

Wir wollen uns mit der genannten Lebensrückschau, dann vor allem mit dem „Lichtwesen“ genauer befassen.

Lebensrückschau: Die Auswertung des Lebens

Die Lebensrückschau erfolgt, obwohl sie in allen Details das ganze Lebenspanorama entfaltet, offenbar nicht in Abhängigkeit einer uns messbaren Zeit.

Dies geht etwa auch aus Beschreibungen einiger Bergsteiger hervor, die sie nur während der wenigen Sekunden eines lebensgefährdenden Sturzes erlebten, auch in diesen Fällen kam es zu einer komplexen Gesamtübersicht des Lebens für den Betroffenen.

Eine gute Darstellung, die alle wesentlichen Punkte einer solchen Rückschau zusammenfasst, gibt die folgende

Schilderung eines Berichterstatters *), der Opfer eines Verkehrsunfalls wurde. Sich plötzlich vom Körper losgelöst fühlend, begreift er, dass er nun „stirbt“:

„Ich dachte ohne jegliche Angst: ‚Endlich bin ich so weit. Ich bin glücklich, dass ich jetzt sterbe.‘ Mit gewisser Neugierde wartete ich darauf, was noch passieren würde... Ich war glücklich, gespannt und neugierig wie ein Kind vor Weihnachten.“

Während er sich über dem Unfallort schweben sieht und mit Verwunderung (und sogar leiser Belustigung) die Rettungsbemühungen um den leblosen Körper beobachtet, bemerkt er plötzlich das Einsetzen eines Schauspiels, eines „phantastischen vierdimensionalen Theaterstückes“, wie er es nennt. Es ist aus unzähligen Bildern und Szenen zusammengesetzt, jede Szene hat der „Regisseur“ abgerundet, also mit einem Anfang und Ende versehen. Es ist sein „Lebensschauspiel“, nur dass es in umgekehrter Reihenfolge abläuft.

Er erlebt alles so, dass er Hauptdarsteller wie zugleich Beobachter ist. Er schwebt dabei „über sich selbst“, betrachtet sich von jeder Seite, hört zu, was er sagt, spürt auch, was er jeweils gedacht hat. (Wir erinnern uns an den „Stillen Beobachter“ im Experiment von Ryzl.)

Während dieser Konfrontation mit dem Lebenstableau findet eine Auswertung statt:

„Ich bewertete die Taten als positiv, die mit guten Absichten ausgedacht und durchgeführt wurden und sich ohne Zwang abspielten; ebenso wenn die Szene harmonisch ablief, wenn alle Beteiligten sie freiwillig und zustimmend erlebt hatten und sich dabei wohl fühlten... Bei diesen positiven Szenen war auch ein Faktor der geistigen Weiterentwicklung zu erkennen.

Als negativ wurden die Taten beurteilt, die einen böswilligen Ursprung beinhalteten wie Neid, Machtgier, Hab-

sucht, Eitelkeit, Eifersucht, Stolz usw. - alle Taten, bei denen ich aus egozentrischen Gründen gegen die berechtigten Interessen anderer handelte... Kurz: wenn ich nicht im Einklang mit der allgemeinen Liebe harmonisch handelte.“

Kein allmächtiger Gott, kein strafender Richter vollführt diese Auswertung. Der Erlebende selber zieht die Bilanz. Seine plötzlich „sensitiv und wie göttlich gewordene Seele“ kann in jeder Lage exakt das Urteil verspüren. Dabei erstaunt ihn zugleich, dass die Zuordnung zu „Gut“ oder „Schlecht“ keineswegs in Übereinstimmung mit den Gesellschaftsnormen erfolgt. Auch der Sittenkodex einer gängigen kirchlichen Moral erscheint ihm in den meisten Punkten als hinfällig.

„Ich beurteilte mich nicht nach irdischen Moralgesetzen, sondern nach dem kosmischen Harmoniegesetz der Liebe. Gut und Böse werden im Jenseits mit anderem Maßstab gemessen.“ Wichtig bleibt einzig der innere Impuls einer Tat oder eines Gedankens - ob er von Wohlwollen, Harmonie und Liebe erfüllt war.

Hier ist der Wertmesser strikt: Als negativ werden alle Taten empfunden, bei denen er einem anderen etwas aufzwingt - als Handlung, Idee oder Meinung. Immer erscheinen sie als unrechtmäßiger Eingriff und eine Einschränkung des freien Willens der anderen.

Und nochmals löst eine Entdeckung für den Betrachter Erstaunen aus: Dasselbe gilt gegenüber der eigenen Person. Auch diese muss mit Wohlwollen und Liebe geführt worden sein. Disharmonien empfindet er auch, wenn er sich selbst „vergewaltigt“ hat, zwangsweise Zurückhaltung und Askese gegen sich selbst geübt hat.

„Ich spürte, dass das ganze Leben eine Probe war, voll von Problemen, von Hindernissen und Hürden. Wichtig war, wie ich die Probleme im Sinne der Harmonie löste. Gelang mir dies, so verspürte ich große Freude, gelang es

nicht, so verspürte ich tiefes Bedauern über mein Versagen...“

Probleme und Proben erscheinen als unverzichtbarer, zentraler Bestandteil des Lebens. Wesentlich ist die Frage der harmonischen Lösung. Wohlklang und *F r e u d e* sollen erfahren werden, wie sie aus dem erfolgreichen Umgang mit den Problemen, der schließlichen Überwindung von Hürden erwachsen.

Manches, wie der Berichtende feststellt, muss er als unbewältigt erkennen. Doch er fügt an: „Durch das Verspüren einer echten Reue öffnete sich das Tor der göttlichen Vergebung.“ Er empfindet: Er wird diese Prüfung zu einer späteren Zeit wiederholen müssen. Doch noch einmal wird ihm eine „gute Chance gegeben werden“.

Dieser so positiven Darstellung soll der Vollständigkeit halber eine andere hinzugefügt werden, in der diese Rückschau unter einem ganz und gar anderen Vorzeichen steht - wenngleich auch hier das mehrfach betonte Motiv der Auswertung wieder zur Sprache kommt:

„Mir wurden die Auswirkungen meiner sämtlichen Handlungen auf andere Menschen gezeigt... Es war ein äußerst demütigendes, schreckliches Erlebnis.

Ich habe die Gefühlsreaktionen auf mein Tun gesehen. Ich habe mich geändert. Ich bin jetzt viel sanftmütiger.“

In einer anderen weniger dramatischen Beschreibung:

„Als ich von dort zurückkehrte, stand für mich fest, dass ich mich ändern musste. Ich war völlig zerknirscht. Mir missfiel das Leben, das ich bis dahin geführt hatte, und darum wollte ich ein anderes Leben beginnen.“

Die Lebensrückschau kann zum intensiven Läuterungsprozess werden, der den Sterbenden in der Konfrontation mit den Wirkungen seiner Taten - wie auch der Beschaffenheit seiner Gedanken, von denen es heißt, dass sie „alle

erhalten bleiben“ - mit keinem Detail verschont.

Moody setzt sich mit der Frage eines möglichen „Jüngsten Gerichts“ und der Existenz einer Hölle auseinander, die in konkreten Schilderungen nicht auftauchen, doch er kommt - auf die Gräuel und Verbrechen etwa während der Nazizeit hinweisend - zu dem folgenden Schluss:

„Wenn diese Männer dasselbe durchmachen müssen, was meinen Gewährsleuten widerfahren ist, dann müssten sie ja all diese Dinge vor Augen haben und viele andere noch, und zwar in höchst lebendigen Bildern. Und wenn ich meine sämtlichen Vorstellungskräfte anstrenge, kann ich mir doch keine Hölle ausmalen, die noch schrecklicher und unerträglicher wäre als diese.“

Das Lichtwesen: das Hohe Selbst

Eine der sicher bewegendsten, anrührendsten Schilderungen einer Todesschwelle-Erfahrung, in der es zu einer Begegnung und einem Gedankenaustausch mit dem ebenfalls immer wieder erwähnten Lichtwesen kommt, befindet sich in dem bereits genannten ersten Buch von Moody („Leben nach dem Tod“):

Einem Mann wird Tage vor der Operation durch das Lichtwesen der Raum und das Bett gezeigt, in dem er nach der Operation liegen wird - aber ohne im Körper je wieder aufzuwachen. Dies geschieht mit der Zusicherung, dass er dann abgeholt würde und diese Welt für immer verlassen könne.

Bald darauf schreibt der Mann einen Abschiedsbrief an die Frau, er macht sich Sorgen über den adoptierten Nefen, und plötzlich empfindet er angesichts seines Gehens eine ihn tief erschütternde Traurigkeit. Wieder

bemerkt er das Lichtwesen an seiner Seite, es ist erstaunt über seine Trauer, denn er hatte vorher gern folgen wollen. Er spricht von seinem Neffen, den er noch großziehen möchte, und die kaum begreifliche Antwort ist:

„Da du für jemand anderes bittest und dich um andere kümmerst, nicht um dich selbst, will ich dir deinen Wunsch erfüllen. Du sollst leben, bis du deinen Neffen erwachsen werden siehst.“

Die Operation verläuft glatt, der Mann erwacht genau in dem Bett, das er schon kennt. Für die Ärzte „stimmt etwas nicht“, keine der vielen Sonderapparaturen ist nötig, die man für ihn bereitgestellt hat. Allerdings, für „Erklärungen“ hat man im großen Krankenhausbetrieb keine Zeit...

Wir wollen noch ein weiteres Zitat aus diesem Buch anführen, das die Ausstrahlung dieses Lichtwesens in diesen wenigen Worten zusammenfasst:

„...Von dem Augenblick an, in dem das Licht zu mir zu sprechen begann, habe ich mich unendlich wohl gefühlt, geborgen, geliebt. Die Liebe, die es ausstrahlt, ist unvorstellbar, überhaupt nicht zu beschreiben. Es war ein Vergnügen, sich in seiner Nähe aufzuhalten, und es war auch humorvoll auf seine Art, ganz gewiss!“

Bereits im Zusammenhang mit der Kahuna-Lehre ist von einem „Hohen Selbst“, dem „Aumakua-Wesen“ gesprochen worden. Es wird dort genau in jenen Wesensmerkmalen und Qualitäten gesehen, wie die Darstellungen solcher Todesschwelle-Begegnungen es anklingen lassen.

Wir wollen damit nochmals auf die Frage nach dem „höheren Selbst“ der Esoterik und dem „Hohen Selbst“ der Kahunas eingehen.

Die von M.F. Long vorgenommenen Interpretationen haben vor allem hier ihre Unzulänglichkeiten. Man muss bedenken, dass er bei den Deutungsversuchen sehr intuitiv

und als Sprachforscher vorging, ohne selbst eine Einweihung durch die Kahunas erfahren zu haben. Das „Hohe Selbst“ vervollständigt in dieser Lehre die untere Zweiheit von „Niederem“ und „Mittlerem Selbst“ zur Dreiheit; eine Dreiheit, in der alle drei „Wesensinstanzen“ gleichwertig ihren Platz wie ihre Eigenständigkeit haben.

Die immerhin naheliegende Frage: Sind „wir selber“ dies „Hohe Selbst“? wird auf diesem Weg von M.F. Long auch beantwortet. Dem zufolge ist jede Wesensinstanz tatsächlich ihre eigene Einheit - in der Konsequenz, dass es für „uns selbst“, das begreifende Ich, eigentlich nur die wirkliche Identifizierung mit dem „Mittleren Selbst“ geben kann. M.F.Long geht sogar so weit, jedes „Niedere Selbst“, als eine eigene Wesenheit niederer Rangordnung, auf dem Entwicklungsweg zu einem „Mittleren Selbst“ zu sehen, während das „Mittlere“ sich in seinem Wachstumsprozess schließlich der Hierarchie der Aumakuas anschließt.

Weder die traditionelle Esoterik noch die neuere esoterische Forschung kann ein solches Welt- und Menschenbild bestätigen. Es ist ungleich sinnvoller, „Mittleres“ und „Niederes Selbst“ in einer „Lebensgemeinschaft“ zu sehen, die mit einem bestimmten Punkt der Evolution eine unzertrennliche Einheit bildet, auch auf ihrem Weg in höherrangige Bewusstseinsformen.

Diese „Einheit“ gehört unlösbar mit einem anderen „höheren“ Wesensanteil zusammen, der das substanziell Beständigste dieser Dreiheit ist - der aber doch wieder nicht mit den Qualitäten „göttlicher Vollmachten“ und umfassenden Wissens beschrieben werden kann.

Seine Wesensart zeichnet sich aus durch alle Qualitäten von Ethik und „kosmischem“ Mitgefühl, Wahrheits- und Schönheitsliebe. Er ist „zuständig“ für das umfassende „Lebenstableau“, das sich im Todesaugenblick vor uns ausbreitet und uns zu dem beschriebenen „göttlichen Wer-

temessen“ verhilft.

Das aber versetzt diesen höheren Wesenteil nicht selbstverständlich in den Rang eines Aumakua-Wesens, wie die Kahuna-Lehre dieses beschreibt und wie es, in seinem Vermögen und seinen Befugnissen alles Menschliche weit überragend, in den Todesschwelle-Erfahrungen auftaucht. Manche der Schilderungen machen es selber auch deutlich, wenn sie diesem „Lichtwesen“ einen eigenen „personalem Charakter“ zusprechen. (Manchmal wird es mit „Christus“ identifiziert.)

Vom „höheren Selbst“ des Menschen ließe sich sagen, dass es - um im Sprachgebrauch der Kahunas zu bleiben - ein „Hohes Selbst“, ein „Aumakua-Wesen im Werdezustand“ ist. Womit sich letztlich doch wieder bemerkenswerte Perspektiven eröffnen. Je mehr ein solches „höheres Selbst“ im Inkarnationsprozess an eigener Bewusstseinskraft und Fülle gewonnen hat, desto mehr kann es tatsächlich in die Qualitäten eines geistigen Führerwesens hineinwachsen.

Eine sehr eindrucksvolle Schilderung einer Lichtwesen-Begegnung befindet sich in dem bekannten Buch John Lillys „Das Zentrum des Zyklons“ *), auf das noch ausführlicher eingegangen werden soll.

Lilly berichtet davon im Zusammenhang mit einem lebensbedrohenden Unfall, der ihn - als Folge einer fahrlässig durchgeführten Injektion - acht Stunden lang in ein Koma warf.

„...Ich bin ein einziger Punkt, der aus Bewusstsein, aus Fühlen und Wissen besteht. Ich weiß, dass ich bin. Das ist alles. Es ist ein sehr friedlicher, ehrfurchtgebietender Raum, in dem ich mich befinde. Ich habe keinen Körper, ich habe kein Bedürfnis nach einem Körper. Ich bin einfach ich. Erfüllt von Liebe und Wärme und Strahlung.

Plötzlich erscheinen in der Ferne zwei ähnliche Bewusstseinspunkte, Quellen von Strahlung, von Liebe, von Wärme. Ich fühle ihre Anwesenheit. Ich sehe ihre Anwesenheit, ohne Augen, ohne Körper. Ich weiß, sie sind da, also sind sie da. Als sie sich zu mir herbewegen, fühle ich mehr und mehr von beiden, und sie durchdringen mein ganzes Wesen. Sie vermitteln mir ermutigende, ehrfurchtgebietende Gedanken. Ich erkenne, dass sie Wesen sind, die hoch über mir stehen. Sie beginnen mich zu belehren.“

Sie sagen ihm, dass er an diesem Ort von lichtvoller Wärme bleiben und seinen Körper verlassen kann. Gleichzeitig weisen sie ihn darauf hin, dass er noch ein Recht auf seinen Körper habe, dass es „noch nicht an der Zeit“ für ihn sei. Er hat die Wahl. Sie geben ihm unbedingtes Vertrauen, völlige Gewissheit über die Wirklichkeit seines Seins in diesem Zustand.

„Ihre erhabene, tiefe, machtvolle Liebe überwältigt mich fast, aber schließlich lasse ich sie zu. Als sie näher herankommen, finde ich weniger und weniger von mir und immer mehr und mehr von ihnen in meinem Wesen. Sie machen in einer bestimmten, für mich gerade noch ungefährlichen Entfernung halt und sagen mir, dass ich mich jetzt auf einer Entwicklungsstufe befände, auf der ich ihrem Druck nur innerhalb dieser bestimmten Entfernung standhalten könne.“

Sie erklären ihm, dass sie seine Wächter seien und eigentlich immer bei ihm, auch wenn er üblicherweise nicht in dem Stadium sei, sie wahrzunehmen; nur die Todesnähe sei gewöhnlich ein solches Stadium. Sie sagen ihm weiterhin, dass er sie in zwei trennen würde, weil dies die Art seiner Wahrnehmung wäre; doch in Wahrheit seien sie eins. Wenn er sich auf der Erde weiter entwickle, könne er möglicherweise die Einheit wahrnehmen, die sie mit ihm und vielen anderen bilden.

Hier kommt zur Sprache, was die Kahunas die große „Poe Aumakua“ nannten.

Auch davon soll an späterer Stelle noch einmal die Rede sein.

Alle diese Schilderungen sollten uns immer wieder auch Anlass geben, unser eigenes Gottes-Bild zu hinterfragen.

Der strafende „Richtergott“, der vor allem Einzug in das traditionelle Christentum hielt, der aber auch in vielen Variationen in den heidnischen Naturreligionen einen zentralen Platz einnahm, ist kein Bestandteil dieser Erfahrungen hinter der Schwelle.

Selbst die im Ablauf der Lebensrückschau vermittelten Fragen sind nicht in „göttlicher Strenge“ und nicht in der Art eines Vorwurfs gestellt - nicht so weit es das Lichtwesen betrifft und die Art des Schauens, in der es die Vorgänge begleitet. Die Art dieses Schauens und Wertens ist reine, verstehende Liebe. Darüber hinaus wird von diesem Wesen gesagt: Es besitzt Heiterkeit und Humor!

Dies sind somit auch die Eigenschaften und Qualitäten, an denen wir unser Gottesbild ausrichten sollten. Die in der Menschheit entworfenen und über Jahrtausende hin fest eingewurzelten Bilder Gottes in zürnender, strafender Richtergestalt sind Schöpfungen des irdischen Geistes, die diesen Geist in seinen Beschränkungen und selbstgeschaffenen Glaubenssätzen zeigen.

Wieder kann uns die Frage beschäftigen: Wenn es die Wächter- und Schutzwesen gibt – warum greifen sie nicht häufiger ein? Warum bewahren sie uns Menschen nicht vor oft maßlos erscheinendem Unglück, vor Lebenskatastrophen, vor der Vielzahl unserer Irrwege?

Möglicher Weise tun sie dies ja – in vielen Formen, die uns verborgen bleiben. Niemals freilich werden sie einschreiten, wenn ein „Schicksalsschlag“ uns ereilt – korrekt

in dieser Weise benannt, weil er einen Vollzug des „Schicksals“ bedeutet: eines Karmaplans, den unsere eigenen vorgeburtlichen Entscheidungen festlegten. Was immer es sei: eine Krankheit, ein Unfall – das Schutzwesen könnte nur einen helfenden Beitrag leisten, diese korrekt herbeizuführen.

Und abschließend wollen wir an einen Satz der Kahuna-Lehre erinnern: Dass niemals ein Aumakua-Wesen selbst zur Kontaktaufnahme mit dem irdischen Menschen drängt, diese gar erzwingt. Dies widerspräche zutiefst den Lernprozessen in der irdischen Inkarnation. So sehr diese vielgestaltig sein können, so beinhalten sie alle ein „Erwachsenwerden“ der Seele zu eigenem freien Entscheidungsvermögen.

Dieser Freiheitsraum der Seele ist unantastbar. Auch die höheren Schutzwesen respektieren ihn. Niemand kann einer Seele schenken, was die in Freiheit erworbene eigene Reife ist.

Die transzendentalen Landschaften

Die Darstellung jenseitiger Bereiche, die der Sterbende schließlich betritt, kann in höchstem Maß unterschiedlich ausfallen. So gibt es Schilderungen, oft nur stichwortartig das Wesentliche umreißend, wie folgende:

„Ein strahlend heller Ort, an dem liebliche Musik erklang.“

„Eine andere Welt - in ein strahlendes Sonnenlicht getaucht.“

„Wunderbarer blauer Himmel... Feld voller Blumen in verschiedensten Farben.“

„Himmelstor und Leute auf der anderen Seite... Überall

Menschen aller Nationalitäten, die sich handwerklich betätigen.“

*„Ich fand mich an dem bezauberndsten Ort wieder, den ich jemals besucht hatte. Die Schönheit übertraf alles, was ich bisher in meinem Leben gesehen hatte. Sie war so überwältigend, dass es absolut keine Möglichkeit gibt, die Freude und das Entzücken zu beschreiben, die ich beim Anblick dieses Ortes empfand.“ **

Dem steht eine Beschreibung wie die folgende gegenüber: (Sie stammt von einer Rückführungs-Klientin, die in Hypnose über den Sterbevorgang eines länger zurückliegenden Lebens berichtet, das sie als Herrscherin in Macht und Grausamkeit zubrachte.)

„Ich sterbe einen qualvollen, langsamen und einsamen Tod. Ich habe vor allem eine entsetzliche Todesangst, die mich fast von Sinnen bringt. Ich höre schrecklichen Lärm und Getöse und befinde mich dann auch in einer dunklen Sphäre, beziehungsweise bizarren Landschaft wieder. Alles ist furchteinflößend, alles zittert vor Angst.

Diese Landschaft ist disharmonisch, alles spitz, eckig, kalt und abweisend. Es ist windig, die Luft voll von ängstlichem Stöhnen... Es sind noch viele andere Wesen da, unter anderem auch rattenähnliche. Ich muss mich qualvoll lange hier aufhalten... Das schlimmste ist, dass man sich an dieses Grauen hier nicht gewöhnt...“

Auch was die „transzendentalen Landschaften“ anbelangt, ist in den genannten Büchern von Moody im Wesentlichen zusammengefasst, was das breite Spektrum dieser Erfahrungen ausmacht. Von „Orten des Wissens“, die großen universalen „Bibliotheken“ gleichen, ist dort die Rede (in der herkömmlichen Esoterik spricht man von der „Akasha-Chronik“) wie von „Lichtstädten“ (sie erinnern an die „goldene Stadt“ der Bibel), in denen „glückliche Menschen“ wohnen, die dort lernen, studieren und sich gebor-

gen fühlen.

Es gibt auch die anderen Darstellungen: von „Zwischenbereichen“, in denen die Verstorbenen der Erde zugewandt bleiben, doch ohne mit dieser tatsächlich weiter Kontakt aufnehmen zu können. Diese Seelen „dämmern“ dahin, treiben richtungslos durch den Raum, „graue Gestalten“ mit abwärts gewandten Köpfen, manche erscheinen wie in Ketten oder doch in Kreisbewegungen festgehalten, sie werden sich ihrer selbst und ihres Zustandes als nun Verstorbene nicht wirklich bewusst.

Die meisten Eindrücke sind den versuchten Schilderungen zufolge in überzeugender Fülle doch die, die uns das Bild einer Umwelt tiefsten Friedens vermitteln, beglückender Harmonie und unbedingten Geborgenseins.

Wir wollen an dieser Stelle die Frage nicht aussparen, die wir in der naiven und ganz direkten Form selten aussprechen und die doch auf ein „Sperrgitter“ in unseren Köpfen verweist, von dem sich wohl keiner völlig frei sprechen kann.

Wenn von Landschaften, Gebäuden und Gärten die Rede ist – „wo“ befinden sie sich? Wir schauen in einen glasklaren blauen Taghimmel hinauf oder in einen glitzernden Sternenhimmel – und nehmen nichts wahr. Ein „gläubiger Materialist“ wird mit einer gewissen gesunden Resoluthheit erklären: dass er dort, wo er nichts wahrnimmt, auch nichts als existent annehmen kann. Um die Realität anderer Welten doch zu akzeptieren, kommt es zu Überlegungen wie diesen: Gibt es diese Himmelswelten vielleicht auf fernen Planeten? Oder sind sie einfach „in uns“ – „real“ wie die uns bekannten „Traumwelten“, von denen wir doch wieder übereinstimmend sagen, dass sie als subjektive Realität nur in unseren Köpfen existieren?

Wir haben es mit einer immer gleichen Hürde innerhalb

unserer Bewusstseinsstruktur zu tun: die uns bekannte Materiewelt für „kompakt“ zu halten. Wie es längst Grundlage des wissenschaftlichen Weltbildes ist, handelt es sich jedoch um „strukturierte Energie“, um Wellen und „Kleinstpartikel“ (die bei fortschreitender Forschung doch nur in immer noch kleinere zerfallen) in einem bestimmten Schwingungszustand. In einem materiellen Körper lebend sind wir mit Sinnesorganen ausgestattet, die genau mit diesen Energieformen korrespondieren und in dieser Korrespondenz die uns bekannte Realität erschaffen. Ohne genau diese „Körperapparatur“ gäbe es diese Realität für uns nicht. Und leicht lässt sich folgern: Mit anderen Sinnesorganen, etwa denen eines „Geistkörpers“, würden wir uns in ganz anderen Wirklichkeiten wahrnehmen und diese „erschaffen“ – wieder völlig realen.

Deshalb muss man nicht abfällig von einer „Maya-Welt“, einer „Welt der Täuschung“ sprechen. Denn sie ist sehr zielbewusst in dieser Art eingerichtet und ermöglicht genau die Szenarien unserer „irdischen Inkarnations-schauspiele“.

Die anderen Realitäten sind keineswegs „Traumwelten“. Es wäre auch nicht hilfreich, im Sinn der Romantik von „Innenwelten“ zu sprechen. Jeder der Erfahrungen körperloser Bewusstseinsreisen kennt, weiß, dass die „Substanzhaftigkeit“ der anderen Lebensumwelten sich von irdischer Materie nicht unterscheidet. Das wird in allen Aussagen immer wieder bestätigt. Doch vor allem entscheidend ist dies: Es handelt sich um Welten konkreter Begegnungen mit anderen Wesen. Im Gegensatz dazu charakterisiert den üblichen Traum (sehen wir von Träumen im „Grenzbe-reich“ ab), dass wir dort in Kontakt mit personifizierten eigenen Seelenanteilen stehen.

Die Vorstellung anderer „feinstofflicher Welten“, die einander überlagern und durchdringen, sollte uns eigentlich

relativ problemlos zugänglich sein – eben dank eines durch die moderne Physik gewandelten Materiebegriffs. Diese hat Materie als scheinbar „feste Substanz“ buchstäblich aufgelöst und stattdessen als Energieform und Schwingungszustand zu verstehen begonnen. Das Tor ist damit geöffnet, unser herkömmliches materialistisches Weltbild in ein potentiell ganz anderes zu verwandeln: in eines der sich durchdringenden Schwingungsfelder unterschiedlicher Dichte und Qualität.

Alle Schilderungen transzendentaler „Himmelslandschaften“ sollte man nehmen als das, was sie sind: Einblicke einer Seele während der ersten Augenblicke, in denen sie den irdischen Existenzbereich hinter sich lässt.

In mancher Hinsicht scheint der Augenblick des Sterbens für viele einem großen Erleuchtungsmoment vergleichbar: Das Nahe und Ferne, schließlich Erreichbare und „Begreifbare“ zukünftiger Jenseitsregionen wird in der Art eines panoramahaften Überblicks offenbar. (Wie auch das irdische Leben mit solch einem Überblick abschließt).

Zudem erwecken diese Berichte nicht selten den Eindruck, dass hier „geplant“ ein Todeserlebnis durchlaufen wird, das mit der Rückkehr ein anderes Dasein zur Folge hat. Gewissermaßen im „Zeitraffertempo“ erfolgt ein eindrücklicher Einblick in Jenseitswelten, der den Erlebenden tatsächlich von Grund auf verwandelt.

Gelegentlich werden sehr erdverwandte Umwelten geschildert – Städte mit Wohnungen, Straßen und Fahrzeugen. Es scheint, dass diese Existenzebenen immer den Wünschen und dem geistigen Entwicklungsstand ihrer Bewohner entsprechen. Man könnte sie so für einen „halluzinären Massentraum“ dieser Bewohner halten. Doch eben dies gilt in gleicher Art für unsere Existenz in den uns vertrauten materiellen Umwelten. Sie sind ein „kollektiv

geträumter Traum“ – und in diesem Sinn real.

In jedem Fall setzt sich mit dem Eintritt in die Jenseits-ebenen Entwicklung und Lernen fort, keineswegs sind dies Orte eines zeitlosen „seligen Stillstands“.

*„Das Leben auf unserer Seite mag euch eine Traumwelt scheinen, aber es ist viel lebendiger als bei euch. Unser Leben ist wirklich. Arbeit, Gefühle, der Wunsch aufzusteigen, Erfahrungen zu sammeln - sie alle sind hier, zusammen mit einem wachsenden Vermögen, zu begreifen und zu verstehen.“ *)*

Und weiter:

*„Es ist eine traumhafte Süße um meinen gegenwärtigen Zustand oder Aufenthaltsort. Aber meine Umgebung ist mir vertraut und absolut wirklich... so wie sie die Natur und der Mensch erschaffen. Aber ich bin nicht an sie gekettet. Der Geist kann die Dinge in einer auf Erden nicht möglichen Weise beherrschen und verändern, vorausgesetzt, dass man die notwendige Anstrengung macht.“ *)*

Hier wird durchaus auf einen Unterschied der „Geistmaterie“ anderer Existenzebenen verwiesen: Sie kann direkt durch Gedankenkraft beeinflusst und umgestaltet werden. Gewiss bedarf es dafür einer geschulten Gedankendisziplin. Doch das Ergebnis ist, was wir in unseren irdischen Welten „Magie“ nennen würden.

Die wohl ergiebigste Fundgrube zum Thema Jenseitsbereiche und Jenseitsaufenthalte sind die Bücher des schon erwähnten Hypnosetherapeuten Michael Newton.

Auch er war zunächst nicht nur ein großer Skeptiker sondern sogar ein Agnostiker, mit einer ablehnenden bis spöttischen Haltung gegenüber spirituellen Phänomenen. Die jahrelange Arbeit mit seinen Klienten zwang ihn zum Umdenken. Indem er immer tiefer in die verborgenen Erinnerungszonen seiner Klienten vorstieß, musste auch er

feststellen, dass die Beschreibungen die immer wieder gleichen Merkmale aufwiesen. Hier lediglich Phantasieren zu unterstellen, wurde selbst mehr und mehr zur phantastischen Behauptung.

Wir können in einem Kapitel wie diesem auf das reichhaltige Angebot von Informationen nur mit wenigen Sätzen eingehen.

Zu den zentralen Aussagen gehört, dass ausnahmslos jeder Mensch einen geistigen Führer hat, mit dem sich nach dem „Schwellenübertritt“ auch wieder der bewusste Kontakt einstellt. Jeder „Heimkehrer“ wird nach der Rückkehr einer Reinigung seiner Energiekörper unterzogen, um sich dann wieder seiner „Geistfamilie“ anzuschließen. Er kommt „nach Haus“. Seine Gestalt ist einzig wieder sein spiritueller Körper, der seinem Seelenalter und seiner Entwicklung entsprechend in unterschiedlichen Aurafarben erstrahlt.

Jeder, auch dies wieder gilt ausnahmslos, ist Mitglied einer Geistfamilie, die aus fünf bis zehn Seelen besteht, und die wiederum Teil eines größeren Gruppenverbandes ist. Ein bedeutsamer Augenblick im Vollzug der Rückkehr und auch wieder bei Antritt einer neuen Inkarnation ist das Zusammentreffen mit einem Ältestenrat. Dies sind Seelen einer sehr fortgeschrittenen Entwicklungsstufe, die alle irdischen Inkarnationen hinter sich gelassen haben. Als die „Ältesten“ helfen sie den noch die Inkarnationen durchwandernden Seelen mit ihrer Weisheit und ihrem Rat. Für ihre Existenzebene taucht immer wieder das Wort „Gegenwärtigkeit“ auf: ein heiliger Raum, dessen Wesensart nur als eine intensive Strahlung von Liebe und hoheitlicher Empfindung beschrieben werden kann.

Begibt sich eine Seele erneut in die Inkarnation, so lässt sie einen Teil ihrer selbst in den jenseitigen Sphären zurück, der dort in einem Ruhezustand verbleibt und mit dem

sie sich nach der Rückkehr wieder vereinigt. Ihrem seelischen Alter entsprechend wird dies ein größerer oder ein kleinerer Energieanteil sein. Die sehr fortgeschrittenen Seelen verfügen über ausreichend Energie, um einen gleich großen Anteil in den Jenseitssphären zurückzulassen - der dort sogar seine eigene Existenz weiterführen und etwa eine Lehrerfunktion übernehmen kann.

Alle fortgeschrittenen Seelen, die die Erde als Schule demnächst verlassen werden, wissen von einem „Meer des Lichts und des unendlichen Wissens“, von dem ein großer Sog für sie ausgeht und in dem sie – mit jedem weiteren Schritt der Annäherung und Verschmelzung – eine „gottähnliche“ Existenz erwartet. Die Wahrnehmung dieses Urgrunds, dieser „Urquelle“ wirkt wie das Versprechen einer ungeheuren Erfüllung, neben der alles was ihnen irdisch erstrebenswert erschien, als eher wesenlos zurückbleibt. Und doch gilt: Es war von Beginn aller Existenzen an, schon im zartesten Keim der Seele, die treibende Kraft.

x x x

„Erkenne dich selbst“ war der Spruch der alten Mysterienstätten, in denen der Schüler den Weg seiner Selbstfindung antrat: durch viele Jahre der Selbstschulung, der immer neuen Bewährungsproben.

Wer als „Neophyt“ die Mysterienschule betrat, beendete den „Materieschlaf“ der gewöhnlichen Menschen, deren Gemeinschaft er hinter sich ließ. Selbsterkenntnis war ein stufenweises Erwachen, das Gewähr-Werden der tiefen Verwurzelung des eigenen Wesens in einem göttlichen Urgrund, jenseits der Materiewelten.

(„Einem aber gelang es, den Schleier zu heben. Was aber sah er? Wunder über Wunder: sich selbst.“ - Novalis.

„Die Lehrlinge zu Sais“.)

Die Kahuna-Lehre mit ihrem Menschbild eines „Dreifachen Selbst“ sagt nichts über den größeren evolutionären Weg der Seele. Dennoch bleibt sie ein wichtiger Grundbaustein spirituellen Wissens.

Und unsere Zeit verfügt – wie eigentlich keine andere Zeitepoche zuvor - ausreichend über andere Quellen, durch die wir dieses Wissen ergänzen können. Das haben die vorangegangenen Kapitel in vielen Details dargelegt.

Seit langen schon existiert eine andere Quelle des Wissens – in einer uns allen vertrauten Literaturgattung. Nuancenreich und detailgenau erzählt sie vom großen Schöpfungs- und Evolutionsdrama. Vom Aufbruch und Abstieg der Seele aus ihren kosmischen „Heimatbereichen“, ihrer Verbundenheit und Partnerschaft mit dem „Tierbruder“, dem Bären, dem Fuchs, dem Reh, von dem verzauberten Tierwesen, das Erlösung ersehnt, von den aufbrechenden Helden und Heldinnen, die nicht ruhen werden, bis alle Erlösungstaten vollbracht sind.

Wir wollen den ungewöhnlichen Weg gehen, kosmische Evolutionsgeschichte im Weiteren mit Hilfe der Märchen zu lesen. Und wieder wird sich die Kahuna-Lehre in vielen Fällen als hilfreicher Schlüssel erweisen.

II

DIE WIRKLICHKEIT DER MÄRCHEN

Der Weg aus dem Kosmos /

Der hundertjährige Schlaf

Froschkönig

Brüderchen und Schwesterchen

Dornröschen

Der verzauberte Tierbruder

Das Eselein / Der gestiefelte Kater

Der goldene Vogel / Die Gänsemagd

Schneeweißchen und Rosenrot

Die Kristallkugel

Die Zauberin, Hexe und Stiefmutter

Hänsel und Gretel / Rapunzel

Jorinde und Joringel / Rotkäppchen

Der Wolf und die sieben jungen

Geißlein

Die Gänsehirtin am Brunnen

Die Verkleidung der kosmischen Seele /

Die falsche Braut

*Die sechs Schwäne / Der Trommler
Die Gänsemagd / Allerleirauh
Aschenputtel / Schneewittchen*

Die Befreiung des schlafenden Riesen
Der Eisenhans / Froschkönig

„Märchenkunde“: Fragen des Ursprungs
und Kompositionsmuster
*Sterntaler / Hans im Glück
Das Wasser des Lebens / Frau Holle
Sechse kommen durch die ganze Welt*

Das Gesicht des Bösen:
Krabat, die schwarze Mühle

Die Märchen und viele Mythologien der Völker sprechen in Urbildern von einer Wanderschaft.

Diese Wanderschaft, durch viele Zeitalter dauernd, hat einen Anfang und hat ein Ziel.

In wechselnden Bildern erzählen die Märchen von einer Erfahrung des Mangels, eines „nicht zu stillenden Durstes“, der uns zum Aufbruch treibt.

Ihre unmissverständliche Mitteilung ist: das uns umgebende Szenario ist ein Schauplatz der Bewährung, des Kampfes.

Unsere Herausforderungen sind zahlreich: die durch materielle Armut, durch Hunger, durch Not; die durch Krankheit und Körpergebrechen; die durch den Kampf mit Naturgewalten, mit Wasser, mit Feuer, mit Sturm; durch den Kampf mit feindlich gesonnenen Menschen, den Kampf mit dem Bösen in unserer Umwelt - wie in uns selbst.

Ihre zweite tiefere Botschaft ist: Es gibt keine Vernichtung, keinen tatsächlichen Tod. Nur immer Stufen der Erneuerung und Verwandlung.

Dass es uns anders erscheint, ist Folge unseres Unwissens in jenem Zustand des irdischen „Traums“, den wir mit allen anderen teilen; wie überhaupt alle Aufbrüche, Abenteuer unserer Lebensstationen letztlich die eines bewegten, lebendigen „Traums“ sind.

Es ist unser Zustand in der „Verzauberung“.

Ein Zustand ohne ein Wissen unserer Herkunft, unserer verborgenen Antriebe im tieferen Kern unserer Seele; ohne ein Wissen „unserer selbst“.

Wir können uns dieses Zustands bewusst werden.

Plötzlich vom Anblick einer nie gesehenen Schönheit berührt - im Zauber einer uns nur scheinbar unbekanntem Gestalt - vom Versprechen eines nie erfahrenen Glücks, sehnen wir uns, die Räume des alten Traums zu verlassen.

Nichts kann den „Helden“ so unwiderstehlich in Bann ziehen, wie es der Anblick der „Königstochter“ vermag. Hat er sie einmal, und sei es nur durch ein Bild oder in einen Spiegel erblickt, wird er nicht ruhen, bis er sie sicher als seine „Gemahlin“ an seiner Seite weiß.

Sie lebt „gefangen“ in einem fernegelegenen, von undurchdringlichen Dornen umrankten Schloss, in einem finsternen Turm, von „Zauberern“, „wilden Tieren“ und „Drachen“ bewacht, ist ihm durch Meere entrückt - und doch wird er keine Gefahren scheuen, sie zu „erlösen“.

Unser Weg der Suche setzt ein - ein Weg der Abenteuer, der Ungewissheiten, der immer erneuten Prüfungen; der Ratlosigkeiten, der oft tiefen Verzweiflungen.

Es ist ein Weg der vielfachen Täuschungen. Wir verirren uns in den „Zauberwald“, geraten in den magischen Bann der „Hexen“ und „bösen Stiefmütter“.

Doch immer wieder auch gibt es die Helfer, die uns unerwartet zur Seite stehen; allen voran der „verzauberte Tierbruder“, den wir nur wirklich erkennen und „zähmen“ müssen - und damit gleichfalls Schritt für

Schritt erlösen.

Nicht selten geht das einmal klare Wissen des Ziels auch wieder verloren. Wir begnügen uns mit den kleinen zögernden Schritten, den halben Zielen - und verfallen der „falschen Braut“, wie das Märchen es sagt.

Und doch: Der verwünschten königlichen Gestalt folgen heißt, die alten Räume des Traums unwiderruflich verlassen; bis wir uns tatsächlich jener anderen Wirklichkeit nähern, die alles, was wir sonst Wirklichkeit nannten, weit überstrahlt.

So oft wir auch unterliegen, uns verlieren in Schmerz und Ratlosigkeit - es gibt kein Untergehen. Es gibt keinen Tod.

Auf die lange Wegstrecke hin gibt es nur Sieger und glückliche Heimkehrer.

Der Weg aus dem Kosmos / Der hundertjährige Schlaf

Die Königstochter spielt im Umkreis des Schlossgartens mit einer goldenen Kugel, ihr „liebstes Spielwerk“, so sagt das Märchen, plötzlich springt es ihr aus den Händen und rollt in den Brunnen.

Sie kann die Kugel nicht wieder heraufholen. Da taucht aus der dunklen Wassertiefe ein Wesen mit „dickem, hässlichem Kopf“ und glitschiger, grünlich schimmernder Haut auf: ein Frosch. Er ist bereit, die goldene Kugel wieder hinaufzubringen - unter der einen Bedingung: Sie muss ihn als Spielgefährten im königlichen Garten und Schloss akzeptieren.

Sie stimmt zu. Die Wiedererlangung der goldenen Kugel ist ihr, so scheint es, ein unverzichtbares Anliegen. Ingeheim freilich hofft sie, dass sie sich dem „einfältigen Wasserplanschler“, der „keines Menschen Geselle sein kann“, und ihrem Versprechen durch ihr rasches Davonlaufen einfach wieder entziehen kann. Die goldene Kugel schließlich voll Freude wieder im Arm haltend, springt sie einfach davon.

Sie täuscht sich. Am nächsten Tag bei der Mahlzeit im königlichen Schloss kommt etwas, „pitsch-patsch“, die Marmortreppe hinaufgekrochen, klopft an - und sie steht erneut dem Frosch gegenüber. Sie will ihn nicht in das Zimmer lassen, doch ihre Eltern - die alten Autoritäten und damit Bewahrer der Traditionen im „Königreich“ - bestehen darauf. („Was du versprochen hast, das musst du auch halten...“) Also muss sie ihn neben sich an der Tafel Platz nehmen lassen.

Sie ist entsetzt. Er will mit ihr von demselben goldenen Teller essen, und schließlich beharrt er darauf, mit ihr in

ihr Kämmerlein zu gehen und ihr seidenes Bett mit ihr zu teilen. Wieder muss der König eingreifen, um den Willen des Froschs durchzusetzen, zu groß ist der Widerwille der Königstochter. Mit zwei Fingern trägt sie ihn in die Kammer - und als er nun in der Tat in ihr Bett kriechen will, greift sie ihn einfach und schleudert ihn gegen die Wand.

Wir wissen schon, wie es endet: In ihrem Zimmer steht plötzlich ein junger Königssohn „mit schönen und freundlichen Augen“. Eine böse Hexe, so erzählt er, hatte ihn verwünscht, und nur sie allein, die Prinzessin, hätte ihn aus dem Brunnen erlösen können. Nach des Vaters Willen ist er nun sogleich ihr „lieber Gemahl“, und am nächsten Morgen führt er sie heim in sein Reich.

Ein anderes Märchen:

Brüderchen nimmt Schwesterchen bei der Hand und sagt: „Komm wir wollen miteinander in die weite Welt gehen!“ - Sie wandern über Wiesen, Felder und Steine, den ganzen Tag, bis sie abends in einen großen Wald kommen und dort einschlafen.

Am anderen Morgen steht die Sonne schon hoch am Himmel, und der Bruder fühlt Durst und nimmt die Schwester erneut bei der Hand, um einen Brunnen zu suchen. - Das Märchen sagt uns, dass ihre Stiefmutter, eine „böse Hexe“, alle Brunnen im Wald verwünscht hat, und nun hört das Schwesterchen aus dem Rauschen des Brunnleins auch eine deutliche Warnung: „Wer aus mir trinkt, der wird ein Tiger.“ - Sie kann ihren Bruder umstimmen, noch nicht zu trinken.

Doch auch der zweite Brunnen ist von dem dunklen Hexenzauber getroffen. „Wer aus mir trinkt, der wird ein Wolf“ - wieder hört es die Schwester am Rauschen, ein zweites Mal kann sie den Bruder überreden, vom Trinken abzulassen. Doch dessen Durst wächst mit der Wanderung

in der heißen Mittagssonne ins Unerträgliche, und beim dritten Mal kann kein Zureden der Schwester mehr helfen. Er kniet nieder und trinkt - und hat mit diesem Moment die Gestalt eines Rehkälbchens angenommen.

Beide finden schließlich Unterkunft in einer leerstehenden Waldhütte, die Schwester nimmt ihr goldenes Strumpfband und bindet es dem Reh um den Hals und verlängert es mit einem aus Binsen geflochtenen Seil. Sie tut dies mit dem Versprechen, ihn „nimmermehr zu verlassen“, und so leben sie nun ihr bescheidenes, aber nicht unglückliches Leben mitten im Wald.

Bis eines Tages ein ungewöhnlicher Einbruch in diesen Wald erfolgt: Ein König hält seine Jagd darin ab, er nimmt die Spur des Rehkälbchens auf, das von der Schwester freien Auslauf erbeten hat. Zweimal entwischt es ihm wieder, doch ein Späher hat die heimlichen Einlassworte erlauscht, und diese Worte bewirken, dass am dritten Tag die Tür der Hütte sich vor dem Königssohn öffnet und er so der Schwester des Rehs Auge in Auge selbst gegenüber steht.

Was für eine Freude leuchtet in diesem Moment auf seinem Gesicht! und gleichfalls auf ihrem.

Zweimal wird Evolutionsgeschichte uns vorgestellt - wie man sie in knapperen, treffenderen Metaphern kaum ausdrücken kann.

Etwas wie Schwermut fast Tragik liegt über der „kosmischen Schicksalswanderung“ von Bruder und Schwester - dem allmählichen Weg in die Tierverzauberung, der die eine Wesenshälfte in ihrem „Durst nach Dasein“ so unabweichlich schließlich verfällt. Dagegen zeichnet sich das Froschkönig-Märchen durch eine geradezu humoristische Komponente im Umgang mit seinen Personen und allen Ereignissen aus.

Kehren wir zu der in der Kahuna-Lehre dargestellten Dreiheit von „Mittlerem, Niederem und Hohem Selbst“ zurück (wobei wir uns weiter der Differenzierung im Hinblick auf das „höhere Selbst“ bewusst bleiben wollen).

Zweifellos sehen wir in der Konfrontation der Königstochter mit ihrem „Froschwesen“, das seinen Platz an der königlichen Tafel beansprucht und schließlich auch ihre Schlafkammer noch mit ihr teilt, in überzeugenden, durchaus auch drastischen Bildern die Realität und das „Grunddilemma“ unserer alltäglichen Wirklichkeit zum Ausdruck gebracht; genau dieser Wirklichkeit, die von den vielfachen Auseinandersetzungen mit unserem „Niederem Selbst“ gekennzeichnet ist.

Als ein Mittleres Selbst, das sich anteilig wohl der „inneren Königstochter“ bewusst ist, somit als ein Wesen einer verborgenen, doch zugleich sicher empfundenen „Königswürde“, fühlen wir uns häufig in den Zwiespalt geworfen mit jenem Naturwesen, dessen Tiereigenschaften uns plötzlich verwirren, manchmal pikieren, „beschämen“, vielleicht auch mit Abscheu erfüllen können.

Zugleich doch sind wir auch selber das „Froschwesen“ - der von der Königstochter im Wieder-Davonlaufen belächelte „Wasserplanscher“, können uns mit Natürlichkeit, vielleicht auch Vergnügen unserer Tiereigenart hingeben und damit identisch fühlen. Doch eben dies erscheint der „inneren Königstochter“ wieder verwirrend, beklemmend; zu groß ist der Sprung vom Waldbrunnenwasser bis in die Goldgemächer des Königshofs. Sie empfindet die Gegensätze in aller Schärfe und die nun eingehandelte Partnerschaft als schier unerträgliche Zumutung - so beschreibt es das Märchen.

Und doch: Es ist dieses Wesen, das in die Brunnentiefe hinabsteigt und ihr die goldene Kugel wieder ans Licht bringt. Sie hat ihr Versprechen gegeben, daran bleibt sie

gebunden, die „Eltern“ (hier offenbar eine höhere kosmische Institution, die wir in direkter Parallele zu den Aumakuas sehen dürfen) überwachen von Schritt zu Schritt dessen Einlösung.

Was hat sie beim Spielen im Waldbrunnen verloren? - Eine goldene Kugel! Es gibt - im Verständnis der Mandala-Form, der Jung so viele Studien widmete - kaum ein treffenderes Sinnbild der eigenen höheren Wesenseinheit. Sie ist ihr beim Spielen auf einmal entglitten; nur ein Naturgeschöpf, das die Stufen einer irdischen Evolution durchwandert hat, kann ihr die verlorene Einheit zurückbringen.

In diesem Märchen ist es der Frosch. Natürlich bleibt er in allen Ereignissen Teil ihrer selbst, sie kann ihn nicht plötzlich verleugnen im Einfach-Davonlaufen. - Doch wie gut, dass sie ihn immerhin letztlich verwandeln kann! Ein recht gewaltsamer Akt der scheinbaren Abwehr lässt seine Froschhaut zerspringen - und er zeigt sich tatsächlich in ganz und gar neuer Gestalt: als ein Königssohn. Welches Glück in dieser Verwandlung! Der die Naturreiche durchlebende Wesensteil ist zum Partner und würdigen Königsgatten geworden.

Eine weitere bemerkenswerte Gestalt rückt an dieser Stelle des Märchens ins Bild: Der „treue Heinrich“. Er war der Diener des verwunschenen Königssohnes, er hat sich „drei Eisenringe“ um das Herz legen lassen, um dieses davor zu bewahren, vor „Weh und Traurigkeit“ zu zerspringen. Jetzt, mit der Abfahrt der königlichen Kutsche, lösen sie sich Stück für Stück mit laut vernehmbarem Krachen. - Wir werden auf diese Gestalt im vorletzten Kapitel („Die Befreiung des schlafenden Riesen“) noch einmal zurück kommen.

Brüderchen und Schwesterchen haben sich in der Waldhütte eingerichtet; beide bleiben mit einem Seil und dem

goldenen Halsband verbunden. - Wieder handelt es sich um einen ins Bild gebrachten zentralen Teil der Kahuna-Lehre: Dort ist es der „Aka-Faden“ zwischen „Hohem“ und „Niederm Selbst“, der eine direkte Verbindung zwischen den beiden Wesensinstanzen schafft. Und wie schließlich findet der jagende König zur Hütte und damit zur Schwester? Indem er dem Reh folgt - dem einzigen Wesen, das in lebendiger Beziehung zur „kosmischen Schwesterseele“ geblieben ist.

Wer ist der „jagende König“? - Unser waches Tages-Ich - eine durch die Zeiten gewachsene neue Bewusstseinsart. Ingeheim weiß dieser „König“ um seine Unvollständigkeit - warum könnte ihn sonst das Reh so magisch in Bann ziehen und bald darauf das Geheimnis der Waldhütte?

Allerdings: mit dem Auffinden der Schwester ist diese noch längst nicht gewonnen. Wohl kommt es zur prächtigen Vermählung im Schloss, und beiden wird schließlich ein schönes Knäblein geboren. Doch die anfangs genannte Stiefmutter, von Schwester und Bruder längst tot geglaubt, erfährt von dem Glück und neidet es auf der Stelle. Sie hat eine eigene Tochter, „hässlich wie die Nacht“, und ihr ganzes Bestreben zielt nun darauf, die Königin von der Seite ihres Gemahls zu verdrängen und ihre eigene Tochter an diese Stelle zu setzen.

Sie lässt die Königin nach der Geburt im Bad ersticken, verkleidet ihre Tochter und legt sie ins königliche Schlafzimmer. Den eben von der Jagd heimkehrenden König hält sie mit Tücke und Ausreden vom Schlafplatz fern - was ihr offenbar für eine längere Zeit gut gelingt; vom Widerspruch des Königs erfahren wir nichts. Die „rechte Königin“ dagegen erscheint nun immer nur gegen Mitternacht, als „alles schlief“, sie stillt ihr Kind, schüttelt das Bettchen aus und streichelt dem Reh den Rücken.

Einzig die Kinderfrau beobachtet dies, und schließlich,

als die Königin die letzten zwei Male ihres Kommens ankündigt, berichtet diese Kinderfrau dem immer noch arglosen König von den sonderbaren nächtlichen Geschehnissen. Das führt die glückliche Wende herbei. (Hätte der König sie auch völlig verschlafen können? hätte er sich an die „falsche Königin“ nach und nach einfach gewöhnen können?) In der letzten Nacht springt er auf die Gemahlin zu, erkennt sie als „seine liebe Frau“ - und da ist sie, „durch Gottes Gnade“, wieder ins Leben zurückverwandelt.

Die Stiefmutter und ihre Tochter aber erwartet ein strenger Urteilsspruch des königlichen Gerichtshofs. -

Immer noch einmal begegnen wir in den Märchen einem solchen Verlauf: Die einmal errungene Königstochter, die „kosmische Seele“, ist mit der ersten Verbindung kaum jemals sicher gewonnen. Selbst nach der Vermählung wird sie noch einmal verdrängt und auch das „neugeborene Kind“ wird entwendet, und immer ist es der Neid und der Hass einer falschen Mutter und Hexe, die dies bewirken.

Deren Einfluss und deren Intrigen müssen durchschaut und ihre Macht muss gebrochen werden, durch den Richterspruch geschieht es mit Endgültigkeit.

Wer ist diese Stiefmutter und Hexe? Diesem Thema soll sich ein eigenes Kapitel widmen.

Betrachten wir hier ein drittes Märchen, das nochmals den Aspekt der „kosmischen Herkunft“ beleuchtet.

In einem Königreich wird eine kleine Königstochter geboren - dies endlich, nachdem das Königspaar innig und zunächst lange vergeblich darum gebeten hat. Und wieder ist ein Froschwesen mit dem Ereignis verbunden: Es kündigt der Königin im Bad die Geburt und somit Erfüllung des lange gehegten Wunsches an.

Der König, in heller Freude, lässt auch sogleich sein Schloss für ein Fest herrichten und lädt alle weisen Frauen

des Landes ein. Dreizehn Frauen müsste er kommen lassen, doch offenbar ist sein Hofstaat nicht ausreichend für einen solchen Empfang gerüstet (es fehlt der dreizehnte goldene Teller), und so meint er dieses Problem zu lösen, indem er die dreizehnte ganz ignoriert. Mit verhängnisvollen Folgen für seine Tochter und zuletzt für den ganzen Hofstaat: Die dreizehnte erscheint von selbst und statt den guten Gaben der anderen Feen eine hinzuzufügen, stößt sie einen Fluch aus, der eine Verwünschung bedeutet – „die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen.“

Die letzte der Feen kann den Spruch abmildern, nicht aber aufheben. „Es soll aber kein Tod sein sondern nur ein hundertjähriger tiefer Schlaf.“ - Immerhin, die königlichen Eltern sind beide gewarnt, und so gibt der König Befehl, alle Spindeln im ganzen Königreich zu verbrennen. Nur eben am Tag, für den die dreizehnte Fee das Unglück ankündigte, sind König und Königin außer Haus. Die Königstochter durchstreift und durchforscht das Schloss, sie stößt auf die abgelegene Turmkammer.

Alles nimmt seinen Lauf: In der Kammer sitzt schon die Alte, die Spindel drehend, Dornröschen bittet, dies sonderbare, ihr ganz und gar unbekanntes Gerät berühren zu dürfen, und sogleich sticht sie sich in den Finger. Sie fällt in ihren tiefen, todähnlichen Schlaf.

Alles um sie herum versinkt gleichfalls in Schlaf: König und Königin, der ganze Hofstaat, die Pferde im Stall, die Hunde, die Tauben, das Personal in der Küche, selbst das Feuer wird still, der Wind in den Schlossbäumen. Eine Dornenhecke umwächst Schlossgemäuer und Schlossgarten, von Jahr zu Jahr höher, nichts mehr bleibt sichtbar von jenem nach und nach im undurchdringlichen, dornigen Dickicht versinkenden Königreich.

Nur vage Gerüchte, „Sagen“, gehen durchs Land (gele-

gentlich nennt man sie „Märchen“), sie erzählen von einer schlafenden Königstochter und einem verwunschenem Schloss; von Zeit zu Zeit kommt ein Königssohn und versucht gewaltsam das Durchdringen der Hecke. Doch alle Mühe ist letztlich vergeblich, jeder von ihnen findet einen traurigen Tod in den Dornen, die ihn wie Hände umklammert halten. Sichtbare und unveränderliche Realität bleibt einzig die Hecke, die nicht zu durchdringende.

Hundert Jahre vergehen. Wieder einmal reitet ein Königssohn in das Land, bereit, Dornröschen zu finden („Ich fürchte mich nicht...“) - und siehe: die Dornenhecke öffnet sich ganz von selbst, ihre Dornen haben all ihre hemmende Macht verloren, die Hecke ist eine leicht durchdringbare Wand zahlreicher, herrlich duftender Rosen, unbeschädigt gelangt der Königssohn durch sie hindurch. Er betritt den schlafenden, ganz und gar lautlosen Schlosshof, schließlich die schlafenden Schlossgemächer, zuletzt die abseits gelegene Turmkammer.

Von der Schönheit der Schlafenden heftig berührt, beugt er sich über sie. Ein Kuss - und augenblicklich ist sie wieder zum Leben erwacht. Und mit ihr erwacht sind die Königsleute, die Tiere im Hof, die Geschäftigkeit in der Küche setzt genau dort wieder ein, wo sie aufhörte (und lässt selbst die Ohrfeige für den Küchenjungen nicht aus) - und auf dem Herd brutzelt schon der Braten, der für die Hochzeitsfeier benötigt wird.

„Hundert Jahre“ lang versuchen die Freier erfolglos das Durchbrechen der Hecke - sind alle ihre Opfer vergeblich? Nein, wir sind es immer nur „selbst“, die diesen Anlauf zur Hecke nehmen - von Inkarnation zu Inkarnation, und dabei auch immer wieder das „Scheitern“ erleben. Doch jeder wie auch missglückte Versuch ist ein Zuwachs an innerer Kraft, an Erfahrung und Reife; nach diesen allein sind die „hundert Jahre“ bemessen.

Denn es ist immer ein eigener Weg - und letztlich auch eine „eigene“ Königstochter, die uns erwartet. Das Märchen sagt es, indem es erwähnt, dass hinter dem Königssohn die Hecken sich wieder schließen; sein eigener Weg durch die Hecke wird nicht zur Straße, die danach für jeden verfügbar ist.

Was lässt Dornröschen und mit ihr den ganzen Hofstaat in Schlaf fallen? Was bedeutet die Spindel? - Die Spindel als das „Gerät des Spinnens“ bringt es selbst deutlich ins Bild: Von diesem Moment an wird „Karma gesponnen“. Es ist nicht mehr die unschuldige, unbedarfte Erlebnisart des Kindes (deshalb das Verstreichen des vierzehnten Lebensjahrs), in der die heranwachsende Königstochter in Abwesenheit der Eltern das Schloss durchforscht; ihr neuer Entdeckungsdrang führt sie in alle abgelegenen Kammern, zuletzt auch das Turngemach. Hier erst ereilt sie zum erstenmal „Schicksal“: Karma, das in den irdischen Ursache-Wirkung-Kreislauf hineinzieht, über viele Inkarnationen hinweg.

Die Seele versinkt in ihre irdischen „Schicksalsschauspiele“ - der höhere, kosmische Wesensanteil tritt aus dieser Sicht in einen Zustand des „Schlafs“ ein. Im Märchen ist es kein Schlaf der trauernden Ohnmacht und Unruhe. Es ist - in dieser Sphäre einer kosmischen Zeitlosigkeit - nur ein „Sekundenschlaf“: Alles setzt sich nach dem Erwachen fort, als habe es einen Schlaf nie gegeben. (Den Leuten bei ihrer Arbeit im Schloss kommt er, wie es das Märchen erzählt, offenbar kaum zu Bewusstsein.)

Alles was nach dem Stich der Spindel geschieht, wird aus der Sicht des Königssohnes und der ihm vorangehenden Freier erzählt: Für sie existiert die undurchdringliche Dornenhecke, sie stehen vor dem schlafenden, wie unerreichbaren Schloss. Er, der Königssohn, erlebt die Erfül-

lung all seiner Hoffnung und Sehnsucht beim Erwachen Dornröschens und des sie umgebenden Hofstaats, es ist sein „Heinkommen“; und selbstverständlich wird er nach der Vermählung mit Dornröschen der Erbe des Königreichs sein.

Immer schon gab es sie -: sein Königreich, seine Königstochter. Für sein Bewusstsein nur lagen sie lange und tief im Schlaf, waren fern und entrückt. Der Kuss des Erwachens macht ihm alles wieder zu Eigen - welches Bild könnte dies schöner und inniger ausdrücken?

Der verzauberte Tierbruder

„Brüderchen und Schwesterchen“ wie auch „Der Froschkönig“ sind Märchen, in denen die Tierverzauberung eine zentrale Rolle spielt. Wir wollen diesem Grundmotiv des „verzauberten Tierbruders“ hier durch verschiedene Märchen folgen.

Eine ähnliche Grundkonzeption wie der „Froschkönig“ zeigt das Märchen vom „Eselein“, bei dem wir allerdings in das Tierschicksal selber stärker mit einbezogen werden.

Dieses Eselein ist zunächst das unbeschwerte, fröhliche Kind seiner Eltern - ungeachtet des Erschreckens und Wehklagens, das diese Eltern nach der Geburt beim Anblick seiner Eselsgestalt überfiel. Bis es eines Tages beim Blick in den Brunnen selbst seine Tierentstellung erkennt. Von diesem Anblick erschreckt, schließlich von tiefer Traurigkeit erfasst, verlässt es sein königliches Zuhause. Sein weiteres Dasein bliebe möglicherweise nur öde und hoffnungslos ohne seine Liebe zur Musik und zum Lautenspiel, das er erlernt hat. Trotz der ersichtlich wenig geeigneten, ungeschickten Körperwerkzeuge ist es zu einem

Meister in die Lehre gegangen und zieht nun als Musikant durch die Welt.

Diese Gabe der Musik ist es schließlich, durch die sich die Türen eines Schlosses für ihn öffnen, vor dem er zu musizieren beginnt. Auch wenn er zunächst das laute Gespött der Hofleute dabei ertragen muss, er darf an die festliche Tafel im Königssaal und selbst bei der Tochter des Königs Platz nehmen. Immerhin, er weiß bereits manierlich zu essen, so dass die Königstochter ihn ohne Widerspruch neben sich duldet. Und als er eine Zeit am Schlosshof verbracht hat und doch sichtbar in eine zunehmende Trauer verfällt, scheut sich der königliche Vater nicht, nach dem Grund dieser Trauer zu forschen - und die Frage zu stellen, ob er vielleicht seine Tochter zur Frau haben wolle. Wozu es im Märchen nur heißt, dass das Eselein „auf einmal ganz lustig und guter Dinge“ war – „denn das eben war's gerade, was es sich gewünscht hatte...“

Wie der Frosch so erlangt das Eselein als Gemahl Zugang zum Schlafgemach der Prinzessin, und nun, „nachts“, wirft es seine Eselshaut ab und gibt sich ganz selbstverständlich als der zu erkennen, der es doch ist: ein würdiger Königsgatte. Allerdings scheint ihn „am Tag“ seine wahre Gestalt zu erschrecken, jedenfalls will er sich von seiner Eselshaut vorerst nicht trennen und schlüpft Morgen für Morgen aufs Neue in sie hinein. Erst ein drastischer Eingriff verhindert zuletzt, dass er in die gewohnte Tierhaut zurücksteigen kann: der König, der ihn belauscht und beobachtet hat, lässt sie kurzerhand einfach verbrennen.

Eine etwas andere Komponente der Tierverzauberung tritt hervor im Märchen vom „Gestiefelten Kater“.

Dieser gestiefelte Kater ist der getreue Knecht seines Herren, eines armen Müllerburschen, dem er mit List und Geistesgegenwart schließlich zu einem großen Königreich

samt Königstochter verhilft. Allerdings: dieser Müllerbursche muss ihm am Anfang Stiefel verpassen und diesen wohl menschlich sprechenden, doch noch keiner magischen Künste fähigen Kater damit erst zum „gestiefelten“ machen. Was bedeuten die Stiefel? „Spanische Stiefel“ sind eine sprichwörtliche Redensart für Dressur - und darum zweifellos geht es: um einen Schliff der Erziehung und Schulung, der dieses „Naturwesen“ erst zum willigen, folg-samen Tierbegleiter verwandeln muss.

Es ist ein Märchen - darin wieder dem „Brüderchen und Schwesterchen“-Märchen ähnlich - das in die deutliche Darstellung eines dreifachen Selbst geht. Doch steht hier nicht die Zweiheit des „höheren“ und des „Niedereren“ am Beginn sondern die des „Mittleren Selbst“ und des „Niedereren“, ausschließlich aus ihrer Perspektive wird dieses Märchen erzählt. Er endet somit auch nicht in der Verwandlung des Tierwesens selber zum Königssohn, doch sehen wir diesem Wesen zu bei einem Entwicklungsprozess, der es zum unschätzbaren Gehilfen, schließlich zum Wundervoll-bringer werden lässt.

Was ist ihm möglich? - Es fängt, in geschickt präparierten Leimsäcken, Rebhühner ein, die Liebesspeise des Königs, bei dem der Müllerbursche seine Dienste anbietet. Es sammelt „Lebendiges“ - etwas für die Menschen üblicher Weise schwer Greifbares, Flüchtliges, das somit von großer Kostbarkeit ist und offenbar vom König selbst und seiner Dienerschaft nicht zu beschaffen. – Hier wird ein deutlicher Hinweis auf die Schulungsmöglichkeiten des „Aka-Körper“ des „Niedereren Selbst“ gegeben, wie wieder die Kahuna-Lehre davon spricht. Es geht dabei um die Entwicklung einer neuen Sensibilität über den materiellen Bereich hinaus zu Fähigkeiten, über die bereits ausführlich gesprochen worden ist.

Alle weiteren „Dienstleistungen“ muten zumeist wie

große und kleine Täuschungen und Überlistungen an. So eilt der gestiefelte Kater der Kutsche voraus, in der der König und neben ihm der Müllerbursche das Land durchreisen, und erteilt an alle Landleute die Anweisung, alle Ländereien und sonst alles Sehenswerte auf diesem Weg als Besitz des Müllerburschen auszugeben; und der König ist tatsächlich zunehmend beeindruckt. - Ein höchst humoristischer Zug des Märchens, dem wir das leicht Bedenkliche damit auch sicher verzeihen können - vor allem wenn wir die Interpretation etwas großzügiger fassen: Es ist eine In-Besitznahme des mutigen zielgerichteten Vorausdenkens, so sehr sie auch anfangs etwas Anmaßendes hat,

Wem gehört dieses Land tatsächlich? Einem „Zauberer“. Bei diesem auch vollführt der gestiefelte Kater erst sein eigentliches Bravourstück, indem er ihn schmeichelnd durch das Repertoire seiner Zaubertricks treibt, bis dieser seiner imponierenden Verzauberung in einen Elefanten noch eine weitere folgen lässt: in eine winzige Maus. Augenblicksschnell hat ihn der Kater sich einverleibt. Die Verzauberung, der Zustand der alten Materiebefangenheit, ist durchbrochen. Ganz selbstverständlich erscheint der Müllerbursche am Ende, wofür der gestiefelte Kater ihn überall ausgab und damit ist er unwidersprochen auch baldiger Gatte der Königstochter. Dem treuen Kater doch kommt verdientermaßen die Rolle des künftigen „Ministers“ zu. Was darüber hinaus würde er selbst, eine gute Verköstigung eingeschlossen, auch wünschen?

Noch facettenreicher, bewundernswerter in seiner Gestalt ist der Fuchs im Märchen vom „Goldenen Vogel“. Er ist als Tierwesenheit mit einer naturhaften Schläue, doch darüber hinaus mit etwas wie einem weisheitsvollen, umfassenden Wissen begabt. Mehrmals wird er zum Retter in höchster Not.

Drei Brüder stellt das Märchen uns vor. Die zwei älteren wollen den Fuchs, seinen Rat verachtend, einfach erschießen, verfehlen ihn aber und verlieren sich später namenlos im bunten Trubel der Welt: Sie kehren in das grelle, lärmige „Gasthaus“ ein, vor dem der Fuchs sie hat warnen wollen. Sie werden den goldenen Vogel, der als „nächtlicher Dieb“ der goldenen Äpfel im Garten ertappt worden ist, nie finden; dessen Wohn- und Lebensbereiche bleiben ihnen verschlossen.

Wie die zwei älteren Brüder macht sich auch der dritte auf die Suche nach dem goldenen Vogel, doch hat er für den Fuchs sofort ein offenes Ohr und auf dessen Schwanz reitend gelangt er augenblicksschnell ans Ziel. Allerdings: im nächtlichen fremden Schloss missachtet er die Anweisungen seines Tierfreundes - er setzt den goldenen Vogel vom hölzernen in den goldenen Käfig um, ein mutwilliger Akt, der den Vogel zum Schreien bringt; damit wieder weckt er die Schlosswachen und ist als Eindringling und „Räuber“ anderntags mit einer Gerichtsverhandlung konfrontiert.

Auch in die folgenden Abenteuer verstrickt er sich – dem Rat und der Warnung des Fuchses zuwiderhandelnd - jedes Mal durch einen erneuten Akt der Willkür. So tauscht er den Holzsattel des goldenen Pferdes mit dem daneben liegenden goldenen aus, er gibt dem Drängen der Königstochter nach, sich vor Verlassen des Schlosses noch einmal bei ihren Eltern verabschieden zu dürfen. Immer mit fatalen Folgen - jedem missachteten Rat folgt eine ihm neu auferlegte Aufgabe, durch die er sich freikaufen muss, diese Aufgaben scheinen unlösbarer, und ohne Hilfe seines treuen Begleiters wäre er keiner dieser Herausforderungen gewachsen.

Auch die letzte, menschliches Maß übersteigende Aufgabe bewältigt am Ende das hilfreiche Fuchswesen: Es

beseitigt, nach siebentägiger vergeblicher Arbeit des Königssohnes, den gigantischen Berg, der die Sicht auf das goldene Schloss der Königstocher versperrt.

Wer ist dieses mächtige Tierwesen? - Die Gestalt eines Fuchses, für die sich das Märchen entscheidet, lässt an die alten Schamanenbräuche verschiedenster Naturvölker denken, in denen ein „Tier der Wildnis“, ein Adler, ein Bär oder eben ein Fuchs, zu einer Art „Seelenführer“ auserwählt wurde; bei manchen Indianerstämmen etwa fiel diese Wahl bevorzugt auf einen Kojoten. Ein konkretes Tier wurde dafür ausgesucht, das doch auch stellvertretend stand für die Gruppenseele. Zweifellos handelt es sich um den Versuch, so einen „Schlüssel“ in den Bereich magischer Naturkräfte damit zu erlangen.

Im Märchen bittet am Ende der Fuchs, nach Vollendung aller gestellten Aufgaben, ihm Pfoten und Kopf abzuschlagen - und auf einmal ist er ein schöner und edler Prinz: Es ist der Bruder der Königstocher vom „goldenen Schloss“. So wie das Rehwesen in „Brüderchen und Schwesterchen“, das auch in seiner Gestalt der Verzauberung immer legitimer brüderlicher Anteil des kosmischen Ursprungswesens bleibt, so unterliegt auch der Fuchs einem Zauberbann, der zuletzt überwunden wird.

Wir wollen ihn nicht in gerader Linie als „Niederes Selbst“ identifizieren - er wächst schließlich weit darüber hinaus. (Wie im Übrigen auch der gestiefelte Kater darüber hinauswächst.) Im Fuchs begegnen wir dem Unterbewusstsein in der Größe und Gesamtheit aller seiner Aspekte - sehr wohl als Naturwesen wie auch zugleich in einer noch kosmisch verbundenen großen „Gesamtgestalt“. Und schon indem es „Naturwesen“ ist, ist es auch mehr als das: mit der Weisheit und „Intelligenz“ dieser Natur begabt - wie wir sie in allen Lebensprozessen sehen.

Naheliegenderweise ist der Fuchs zugleich der „Bewah-

rer“: Er empfiehlt die Beschränkung auf den bis dahin üblichen hölzernen Käfig, auf den hölzernen Sattel, auf den stillschweigenden Raub der Königstocher aus dem elterlichen Schloss. - Der Königssohn kann sich damit nicht begnügen: Er will die dem goldenen Vogel gemäße Veredelung durch einen gleichfalls goldenen Käfig, ebenso empfindet er gegenüber dem goldenen Pferd, und er wünscht, dass ihm die Königstochter in freier Entscheidung und eigener Liebe als Braut folgt - nur damit wird er sie wirklich gewonnen haben.

Immer ist es so letztlich sein Widerspruch, seine Gebotsübertretung, die das Tor zu einer neuen „Heldentat“ aufstößt, die ihm das Äußerste abverlangt. Was hätte ihm, in der bloßen Folgsamkeit dem Fuchs gegenüber, der Besitz eines geraubten goldenen Pferdes genutzt? was der Besitz einer geraubten Königstochter?

Das „irdische Ich“ - der Königssohn - beschwört in beklemmender Weise Gefahren herauf, seine irdischmenschliche Denkungsart zieht ihn in tödlich bedrohliche Abenteuer hinein. Doch gleichzeitig ist es ein Grenzensprengen, ein Weg der kraftvollen Selbstentfaltung. Seine Gabe, die ihn von seinen im Wirtshausrausch versinkenden Brüdern unterscheidet, ist seine kameradschaftliche, innige Verbundenheit mit dem Fuchswesen - jenem Wesensanteil, der doch ungesehen weiterhin in brüderlicher Nähe zum „höheren Selbst“ existiert.

Auch der Gestalt des Pferdes wollen wir an dieser Stelle einige Absätze widmen.

Das ergreifendste Bild, in dem es erscheint, ist sicherlich dies im Märchen von der „Gänsemagd“, als „Falladapferd“: Dort hängt es, seines Körpers beraubt, nur noch als abgeschlagener Kopf am Stadttor, mit seiner Stimme einzig der Magd vernehmbar, die allabendlich die Gänse

durchs Tor treibt. - In anderen Märchen ist das Pferd ein Wesen, dem sich der Königssohn reitend ganz und gar „überlässt“ und damit traumwandlerisch sicher ans Ziel gelangt.

Im Prinzip handelt es sich immer um den gleichen bereits beschriebenen Wesensaspekt, beim Pferd in einer nochmals veredelten Gestalt. – Es kann durch seine Instinktgeleitete Weisheit ein wichtiger Diener und Helfer des Reiters sein. Doch so wie es

mit seinem kraftvollen „Seelen-Potential“ zum Helfer wird, so kann es vom Reiter, der es in kriegerischer Gesinnung als Kampffross benutzt, auch in den Dienst von Zerstörung und Tod gestellt werden.

Es bedarf der klugen Führung, nur so kann es seine Helferefunktion im Guten erfüllen. Und der kluge Reiter ist nicht der, der als unerbittlich harter Zuchtmeister auftritt sondern der, der die verständnisvolle Partnerschaft sucht. Dann kann das Pferd, wie „Fallada im Märchen von der Gänsemagd, zum „sprechenden, wissenden Pferd“ werden.

Wir wollen uns noch einem dritten Märchentyp der Tierverzauberung zuwenden. Es ist der, bei dem sich in der Tiergestalt ganz direkt das Geheimnis der höheren und zentralen Seelenquelle verbirgt.

Zwei Schwestern sitzen in der abendlichen Stube der Mutter, mit dieser spinnend und ihren Geschichten lachend - als plötzlich mit polternden Schlägen ein Gast sich ankündigt und in die Stube tritt: ein Bär. Die beiden Schwestern verkriechen sich erschreckt in den Ecken, nur die Mutter bleibt ruhig, heißt den ungewöhnlichen Gast willkommen, und dieser ist offenbar tatsächlich ein friedvoller Bursche, der an dem kalten Winterabend des Waldes nur die wärmende Nähe des Ofens sucht.

Die Schwestern fassen Mut und Vertrauen - schließlich

tollen sie auf dem Bären sogar recht übermütig und wild herum, und er wird, nun Abend für Abend im Haus erscheinend, ihr bevorzugter Spielkamerad. Nur gelegentlich, wenn sie es gar zu toll treiben, lässt er brummend eine seltsame Mahnung vernehmen. Sie lautet: „Schneeweißchen, Rosenrot, schlägst dir den Freier tot.“ Wer könnte ein solches Wort an dieser Stelle verstehen? Aber dann, im Frühjahr, als der Bär sich verabschiedet, wird für einen Moment ein Geheimnis sichtbar - jenes, das offenbar Hintergrund dieser gesprochenen Worte war: An der Tür reißt ein kleines Stück des Bärenfells auf - und unübersehbar blitzt helles Gold darunter hervor.

Die beiden Schwestern Schneeweißchen und Rosenrot - beide sind sie gleichwertige Wesenshälften der inkarnierten Seele in ihrer unterschiedlichen Ausprägung: die eine nach innen gekehrt, bevorzugt mit der häuslichen Ordnung und Reinhaltung befasst, gern lesend und zuständig für das abendliche Verriegeln der Wohnung; die andere den Abenteuern außer Haus zugetan, ein Geschöpf der Wiesen und Felder. Bis zum Einbruch des Bären leben sie in kindlicher Unbefangenheit einträchtig in ihrer Waldhütte, erst mit dem „Schütteln und Zausen des Bären“ - ein humorvolles Bild ihrer „Flegeljahre“ - treten sie langsam ein ins Erwachsensein.

Bald werden sie sich in ein Erlösungsabenteuer verwickelt sehen, dessen eigentliche Hintergründe sie zunächst nicht durchschauen. Immer wieder ist es der Zwerg, auf den sie bei ihrer außerhäuslichen Geschäftigkeit stoßen und dessen zentrale Gegnerschaft mit dem Bären sie bestenfalls ahnen können. (Dieser freilich hatte bereits von den „bösen Zwergen“ gesprochen, vor denen er seine Schätze während des Sommers im Wald verteidigen muss.) Beim erstenmal klemmt dieser Zwerg mit seinem Bart in einem Baumstamm fest, als er eben einen Sack Gold davon schleppen

will, beim zweitenmal hat er sich mit dem Bart in seiner Angelrute verfangen, beim drittenmal ist er auf einer Bergheide in den heftigen Kampf mit einem Adler verwickelt.

Jedes Mal werden die beiden Mädchen zu seinen Befreierern - allerdings fordert jede dieser Befreiungsaktionen auch ihren Preis: die ersten beiden Male stutzt ihm Schneeweißchen den langen Zwergenbart (natürlich ist sie es, die Denkende, Analysierende, die sofort ihr „Scherchen“ zur Stelle hat), beim drittenmal zerfetzen die Mädchen ihm unbeabsichtigt seinen Zwergenrock, um ihn aus den Krallen des Adlers zu reißen. Wie reagiert der Zwerg auf diese dreimalige Hilfe? Er beschimpft die zwei Mädchen aus Leibeskräften - offenbar ist ihm Dankbarkeit fremd, doch mehr: Er scheint durch den Eingriff jeweils an einer äußerst empfindlichen Stelle getroffen.

Wer ist dieser Zwerg? Er stiehlt Schätze: das Gold des Bären, so wie offenbar auch die Perlen gestohlen sind, die er in einem Sack bei sich hat; und gleichfalls die Edelsteine, die ihm der Adler schließlich wieder zu entwenden versucht. Er ziert sich mit einem herrschaftlichen, wallenden Bart - und nichts scheint ihn zu erbosen wie jedes Vorgehen, das eine Reduzierung dieses langen, weißen Gesichtsschmucks bedeutet.

Der wallende Bart, hier unmissverständlich das alte Symbol für Autorität und Herrschaftsanspruch, steht in augenfälligem, fast rührenden Kontrast zur sonstigen Zwergengestalt. Und unschwer in seiner Wesensart zu entschlüsseln steht dieses Zwergengeschöpf, in treffenden Konturen gezeichnet, für eine uns gut bekannte „Instanz“:

Es ist die unseres Wissen-verwaltenden Intellekts, der aller zwergenhaften Beschränkung zum Trotz so gern die Rolle des alles Durchschauenden, Überlegenen spielt. Er sieht seine Überlegenheit im Messen und Zählen, im Kom-

binieren und Schlussfolgern und meint im Besitz aller „Weisheitsschätze“ zu sein – während er doch ganz im Bann der materiellen Erscheinungswelt steht und nur über diese etwas aussagen kann.

Immer wieder sind die zwei Schwestern, Schneeweißchen und Rosenrot, wenn sie sich in Welt begeben, damit konfrontiert. Und natürlich schmückt sich diese „Instanz“ mit einem Bart – dem Zeichen einer unanfechtbaren Autorität, wie sie seit vielen Generationen eine rein verstandesmäßig orientierte Wissenschaft beansprucht.

Muss uns die Reaktion des wutschnaubenden Zwerges, so wenig sie weise sein mag, nicht immerhin verständlich erscheinen, wenn diese Autorität auf einmal in Frage gestellt ist - sichtbar im schwindenden, verstümmelten Bart, zuletzt auch noch in der zerfetzten Gewandung?

Allerdings: dieser Zwerg hat es in sich. Das Märchen lässt uns in seiner Stellungnahme hier nicht im Unklaren. Eben dieser Zwerg ist es, so wird uns am Ende deutlich gesagt, der den Bären verzaubert hat - und erst mit Vernichtung des zänkischen, Schätze raubenden Unholds ist jener heimliche Herr und Herrscher des Waldes erlöst.

Auf einmal kann er ihn schnappen und mit der Pranke erschlagen. War er zuvor nie in der Lage dazu? Offenbar ging es nicht ohne die Mithilfe der zwei Schwestern, die jenen Zwerg auf seine schmucklose, schwache Gnomen-gestalt reduzierten und damit den Bären erst zu diesem plötzlichen Schlag der Befreiung befähigten.

Immer ist es einzig die Sichtweise des Zwerges, die den Bären zum Bären macht - seine Tierhaut abstreifend kann dieser das Versprechen, das im Bild des aufblitzenden Stückchens „Körpergold“ lag, schließlich voll einlösen. Vor den zwei Schwestern steht nun ein herrlicher, überaus strahlender Königssohn - vergleichbar jeder der strahlenden Königstöchter, die die große Glücksverheißung der

aufbrechenden männlichen Helden der Märchen ist. - Schneeweißchen ist dem erlösten Bären zur Gattin bestimmt; Rosenrot wird Gemahlin von dessen Bruder.

Es lohnt sich, noch einen Blick auf die zwei anderen erwähnten Tierwesen Fisch und Adler zu werfen. Sie werden in jenem Märchen die „Brüder“ des Bären genannt, auch sie liegen im Kampf mit dem Zwerg, offenbar sind sie gleichfalls vom Zauber der Tierverwandlung betroffen. Das Märchen berichtet sonst nichts von ihnen, auch nicht von ihrer Erlösung

Doch tauchen sie, als zentrale Gestalten als Adler und Walfisch in einem anderen Märchen auf, dem Märchen von der „Kristallkugel“. Und dieses Märchen gibt uns auch den entscheidenden Schlüssel in die Hand.

Nur mit knapper Not entgeht hier gleich zu Beginn der dritte der Brüder der Bärenverzauberung durch die böse Stiefmutter. Er zieht in die Welt und hört von der Königstochter vom „Schloss der goldenen Sonne“, deren Erlösung bald Zentrum all seines Denkens und Handelns wird. Die Königstochter selbst, die sich ihm zunächst nur in einem Spiegel zeigt, nennt ihm die unerfüllbar scheinende Aufgabe: die Kristallkugel zu erwerben.

Er muss sie zunächst einem überaus machtvollen Unge-
tüm abtrotzen, dem Auerochsen, der am Fuß eines Bergs „bei der Quelle“ haust; gelingt ihm dies, so droht die Entführung der Kugel durch einen Feuervogel, dem man die Kugel doch wiederum nicht gewaltsam abjagen darf: stürzt sie zu Boden, so setzt sie alles versengend die Erde in Brand und vernichtet sich selbst.- Wir können schon auf das Geheimnis der Kristallkugel verweisen, spricht sie als Bild doch fast für sich selbst; wie im Froschkönig-Märchen der goldene Ball ist sie Symbol der menschlichen Wesensganzheit - seiner Anfangs- und Zukunftsgestalt, die alles

beinhaltet: Werden und Ziel.

Der dritte, Mensch gebliebene Bruder wagt das Abenteuer - er kämpft einen heldenhaften Kampf mit dem Auerochsen, den er tatsächlich besiegt. Doch darüber hinaus kann er selber nichts ausrichten. Nun sind die Brüder gerufen. Sobald der Feuervogel sich mit der Kristallkugel hoch in die Lüfte erhebt, nimmt der Adler-Bruder gezielt die Verfolgung auf, versucht den Vogel zum Meer abzudrängen, was ihm jedoch nicht vollends gelingen will. Im Küstengebiet stürzt die Kugel zur Erde, setzt dort eine Fischerhütte in Brand - aber der Walfisch-Bruder ist noch im rechten Moment zur Stelle, und unversehrt kann die kostbare Kugel, von dem heftig heranflutenden Meereswasser gekühlt, geborgen werden.

Auerochs und Feuervogel sind ein zusammengehörendes Zweiergespann wie Adler und Walfisch es sind. Was der Auerochs an erdgebundener, schnaubend kämpfender und blindlings wütender Emotionalität präsentiert, das verwandelt sich in der vollzogenen „Abtötung“ auf einmal in Erdflüchtigkeit - aus seinem Körper wird ein feuriger Vogel geboren, dessen einziges Trachten es ist, die Kristallkugel in unerreichbare Höhen, einen „himmlischen Luftbereich“ zu entführen.

Das Bild stellt sehr klar zwei zentrale, dabei gegensätzliche Gefährdungen jeder Seele dar, die bewusst den Weg ihrer Selbstentwicklung zu gehen beginnt. Einmal fordert ihr dieser Weg die Auseinandersetzung mit den eigenen Schattenaspekten und Aggressionspotentialen ab, der sie sich unausweichlich stellen muss. Zum anderen kann er die Seele in die Illusion hineinziehen, dass sie sich „schwebend“ über alles Materielle erheben könne – auch alle kreatürlichen Belange der menschlichen Natur. Schwarmgeisterei und erdflüchtige Höhenflüge setzen ein. Reichlich Anschauungsmaterial gibt es dazu leider bei nicht we-

nigen Esoterikergruppen.

Was kann sich den Gefährdungen des erdflüchtigen, höhensüchtig entschwebenden Feuervogels entgegenstellen? Die beherrschte, besonnene Flugkraft des Adlers. Wer ist der Adler? Klare Gedankenkraft! Dieser Adler, wann immer wir ihm als Symbol begegnen, ist das genaue Gegenbild jenes Schätze-hortenden Zwergs, der Denken nur kennt in den zählbaren, messbaren Werteeinheiten.

In der Terminologie traditioneller esoterischer Begriffe ließe sich von dem Adler sagen: Es ist Repräsentant des Mentalkörpers - des menschlichen „Gedankenkörpers“, dies in seiner ganzen Größe und Wirksamkeit, die über die uns bewusste intellektuelle Denktätigkeit weit hinausreicht. Wer ist der Walfisch? In ihm begegnen wir wieder einer „kosmisch rein gebliebenen“ Emotionalität des Ursprungs, wie es ebenso eine im irdischen Lernprozess bereits transformierte Emotionalität sein kann - es ist, in den Aspekten leicht variiert, auch jene des „Fuchses“, des „Pferdes“, von der schon gesprochen wurde.

Es gibt ein Denken des Zwerges, ein Denken rein intellektueller Art, in der es sich in einer eher Karikatur-haften Form zeigt; es gibt ein Denken des Adlers. In gleicher Form ist der Auerochs „bei der Quelle“ nur eine extreme, verzerrte Ausgestaltung emotionaler Seelenkraft. Ihr eigentliches und tieferes Wesen zeigt diese Seelenkraft uns im Bild des mächtigen, ruhig und majestätisch die Wellen, Meeresweiten und Meerestiefen durchgleitenden Wals. - Könnte, was das Märchen gleich zu Beginn „Verzauberung“ nennt, auch etwas sein wie eine segensreiche Entrückung, Bewahrung - die die zwei anderen Brüder im Zustand ihrer urtümlichen, unbeschädigten Kräfte belässt?

In jedem Fall ist es hier wieder eine „Dreiheit“ und ihr harmonisch Aufeinander-Abgestimmtsein, das zum glücklichen Erreichen des Ziels führt: die Heimführung der Kris-

tallkugel, die Vermählung und Einswerdung mit der Königstochter vom goldenen Schloss.

Die „böse, neidische“, um ihre Macht fürchtende Stiefmutter, wie sie das Märchen eingangs beschrieb, stand am Beginn dieser Zauberschicksale - die doch verborgen schon den Keim des glücklichen Ausgangs enthalten. Was tatsächlich ist ihre Rolle?

Was ist die Rolle aller ihr vergleichbaren Gestalten? der Hexen, der Zauberinnen? Welches ist ihr wahres Gesicht?

Die Zauberin, Hexe und Stiefmutter / Die Wirklichkeit des Drachen

Mehr oder weniger alle Märchen leben in irgendeiner Form von der Auseinandersetzung mit dem Bösen (wie letztlich alle „menschlichen Dramen“ dies tun - in Form von Geschichten so wie im wirklichen Leben). Im Märchen ist dieses Böse repräsentiert durch die Hexe, die böse Stiefmutter, den dunklen Zauberer oder die Zauberin. Wie gelegentlich auch durch Tiere - vor allem den Wolf, manchmal durch aggressive, finstere Hunde; im Märchen von der „Kristallkugel“ nimmt diesen Platz der Auerochs ein, in den Mythologien und Sagen - weniger in den Märchen - der Drache.

Diese Tierwesen sind von den anderen, den „verzauberten Tierbrüdern“ grundverschieden. Sie haben nichts gemein mit dem Bären, dem Esel, dem Frosch, der Unke, den verwunschenen Raben und Schwänen. Dies zeigt sehr klar der Umgang der Märchen mit ihnen, der hier jedes Mal ein ganz anderer ist.

Die Tiere als Repräsentanten der Dunkelheit und des

Bösen werden niemals erlöst, sie müssen entschieden bekämpft und vernichtet werden. Dasselbe gilt für die Hexen, Stiefmütter, Zauberer. Immer endet das Märchen, fast könnte man sagen: gnadenlos, mit ihrer Vernichtung und völligen Auslöschung. - Wer sind sie?

Diese Geschöpfe und Wesen unterliegen nicht dem Bann einer Verzauberung und sie lassen auch keine Sehnsucht nach einer Erlösung erkennen. (Freilich scheinen sie nicht selten besessen von einem heimlichen Drang, ihrer eigenen Zerstörung entgegenzuarbeiten.) Ihnen haftet kaum je etwas Menschliches und somit Mitleiderweckendes an.

Sie sind das „Gestalt gewordene Böse“: Machtgier, Egoismus, Grausamkeit. Ihre Entmachtung, Vernichtung bedeutet Entzauberung und Befreiung, das Durchbrechen der trennenden „Hecke“, sobald sie aus dem Märchen verschwinden, ist der Sieg und die glückliche Ankunft gewiss.

Und doch: So sehr sie niemals Teil der eigentlichen Seele sind sondern lediglich „Funktionsträger“, die eine Bewusstseinsart repräsentieren, so konfrontieren sie die Seele doch immer wieder mit erschreckenden, höchst realen Gesichtern.

Die beiden Geschwister werden von ihrer Mutter und ihrem Vater, einem armen Holzhacker, hinaus in den Wald geführt - immer wieder ist es der Wald, das schließlich weglose Dickicht und die wachsende Finsternis der Stämme und Sträucher, in denen das Schicksal der Verzauberung seinen Anfang nimmt. Die beiden Kinder sollen zurückbleiben und dort ihren Tod finden, so will es die Stiefmutter, denn es gibt nur noch wenig zu „Beißen und Brechen“ im Haus, und auch der Vater hat schweren Herzens letztlich doch eingewilligt.

Die beiden Kinder allerdings haben die Eltern belauscht, und der Junge weiß Rat: Er sammelt nachts im Mondlicht

Kieselsteine zusammen, und das helle Licht des Mondes ist es dann auch, das in der folgenden Nacht die heimlich über den Weg verstreuten Kiesel aufleuchten lässt. - Der Vater begrüßt die zurückkehrenden Kinder mit großer Erleichterung, und noch einmal scheint alles einen guten Ausgang nehmen zu können.

Es herrscht „Not im Haus“ - es ist dieser Notzustand, mit dem in unterschiedlichen Formen auch andere Märchen beginnen. Es muss eine Not sein, die mit den herkömmlichen Mitteln nicht mehr zu lindern und zu beheben ist, wie offenbar selbst der Vater erkennt. Das bisher Verfügbare ist nicht mehr genug, um alle tatsächlich zu sättigen - es bedarf einer neuen „Nahrungsquelle“. Und so sehr die Entscheidung, die Kinder allein dem Wald zu überlassen, als grober Verstoß der Eltern erscheint, so untersteht sie doch geheim diesem Zweck: dem einer neuen „Nahrungssuche“. Diese Suche wird ein Weg der Irrtümer und herben Enttäuschungen, der schließlich beklemmenden Gefahren sein, doch zum Ende hin erfüllt sie in grandioser Art ihren Zweck, wie das Märchen zeigt.

Einmal finden Hänsel und Gretel zum väterlichen Haus noch zurück - unter dem „Licht des Mondes“. Das Märchen deutet mit diesem Bild auf einen menschheitlichen Bewusstseinszustand der Vergangenheit hin, in dem ein dämmerhaftes „traumhaftes Wissen“ die Türen zu einer angrenzenden Jenseitswelt häufig noch offen hielt. Es sind die Formen eines „mondhaften“ atavistischen Traumwissens, wie es vor allem auch von alten Naturvölkern überliefert ist. Beim zweiten Aufbruch freilich ist alles Bemühen um Rückkehr vergeblich - die Kinder verirren sich „immer tiefer“ im Dunkel des Waldes, und keine Rettung scheint mehr in Sicht.

Da geraten sie, von den Lockrufen eines schönen schneeweißen Vögleins bezaubert, auf einmal vor ein

höchst seltsames kleines Haus: Es ist ganz aus Brot und Kuchen und Zuckerwaren gebaut, und ohne Zögern beginnen die Kinder, davon zu essen. Als sich auf einmal die Tür öffnet und eine steinalte, kopfwackelnde Frau mit einem Krückstock heraustritt, durchfährt sie ein jähes Erschrecken. Doch der Alten gelingt die Täuschung: Sie führt sie ins Haus, lässt sie dort speisen nach Herzenslust, und die beiden Kinder, abends in saubere Bettchen gepackt, meinen „sie wären im Himmel“.

Erst am folgenden Morgen sind sie mit einer bitteren Wirklichkeit konfrontiert: Es gibt eine Kehrseite der genossenen Knusperfreuden, die Hexe packt Hänsel und sperrt ihn in einen Käfig. Gretel muss ihr, für eine erbärmliche Hungerkost, als Hausmagd zu Diensten sein. Nichts anderes hat die Hexe im Sinn, als die Kinder zu „fressen“. Sie lässt es die beiden auch deutlich wissen, und kein Betteln und Wehklagen kann sie erweichen. Sie ist „steinalt“, steinhart und ohne menschliche Rührung.

Ist es nicht so, als begegneten beide hier erneut ihrer Stiefmutter - mit einem noch härter, noch älter, noch grausamer gewordenen Gesicht? Wird es am Schluss mit dem Tod der Hexe doch auch vom Haus des Vaters heißen, dass dort „die Frau“ inzwischen verstorben ist. - Sie hat sie in diesen Wald verstoßen, den einer letzten Verzauberung in der Materiewelt - alles spirituelle Wissen ist darin gelöscht. Momentweise erschien es wie eine Verlockung. Doch in der Folge bleiben nur Lebensmühsal und „Magddienste“, bleiben Gefangenschaft und „Käfigstäbe“ und die Furcht des Todes - eines Sterbens, das unwiderruflich und endgültig ist.

Es ist das Bild eines Todes, wie es nur in einer materialistischen Weltauffassung entstehen kann: von unerbittlicher Härte und Konsequenz. Das Märchen wählt das Bild eines Hauses, das die Ankommenden reich mit „Knusper-

freuden“ überrascht, die jedoch ihren bitteren Preis haben. In einem Aspekt ist es auch ganz konkret das physische „Körperhaus“, in das beide eingetaucht sind. So wie dieses „Körperhaus“ uns eine Vielzahl von Freuden bietet, so hat es doch seine unvermeidliche „Schmerzseite“: Krankheiten, Gebrechen, Alter. Am Ende steht unentrinnbar der völlige Zerfall. Die Hexe hat es unmissverständlich gesagt: Sie will die gefangenen Kinder „fressen“.

Hänsel kann sich nicht anders als mit einer List retten. Von den Gitterstäben seines Käfigs umschlossen (es sind die „Gitterstäbe“ des männlichen Intellekts) kann er die Hoffnung der halbblinde Hexe auf seine angestrebte Mästung mit einem vorgestreckten Knöchelchen immer wieder zunichte machen. (Wann auch wäre ein intellektuelles Wissen je nahrhaft?) Immer noch einmal schiebt er so den Tag seiner „Schlachtung“ hinaus - und wahrscheinlich ist diese Wartefrist wichtig, um Gretel in der Zeit ihrer Magddienste zu ihrer großen, beherzten Rettungstat heranreifen zu lassen. Im entscheidenden Augenblick jedenfalls ist sie wach, sie merkt, was die Alte „im Sinn“ hat, als diese sie auffordert, in die Öffnung des glühenden Ofens zu klettern. Und so lässt sie genau diesen Weg in den Ofen die plötzlich ungeduldige, unvorsichtig gewordene Alte tun.

Mit dem Stoß, mit dem sie die Hexe den Flammen preisgibt, ist sie die große Heldin des Märchens - von keinem Hexenrespekt, keiner Zauberfurcht mehr gebannt. (Sie ist sich ganz ihrer eigenen weiblichen Wesensstärke bewusst geworden, so könnte man sagen). Auch Hänsel ist damit befreit, die Kinder finden das alte Hexenhaus voller Kästen mit Perlen und Edelsteinen und stopfen sich kurzentschlossen die Taschen voll. Diese Schätze wollen sie mitbringen zum „Haus des Vaters“ - dass alle Not für immer beendet ist. - Noch aber sind sie mitten im Wald. Wie kommen sie zum Vater zurück?

Die zwei Kinder - diese immer fest verbundene Zweiheit der Seele in ihrer weiblichen wie männlichen Ausprägung - erreichen ein großes Wasser, „ohne Steg, ohne Brücke“, die Füße müssen den festen sicheren Waldboden hier verlassen. Und bald kommt auch Hilfe - in Form einer weißen Ente: Auf ihrem Rücken finden sie in diesem so andersartigen Element, das nicht mehr die Eigenschaften der festen Materie hat, Halt und unversehrt gelingt so beiden die Überfahrt. Im Weitergehen kommt den Geschwistern der sie umgebende Wald „immer bekannter und immer bekannter vor“, und endlich „erblicken sie von weitem erneut ihres Vaters Haus“.

Die Hexe und ihr Ende im Feuer gehören auf seltsame Weise zusammen - auch noch in anderen Märchen stirbt sie genau diesen Tod: das Alte, dürr und steinern Gewordene geht seiner Aufzehrung, Auslöschung in den Flammen entgegen.

Im Märchen vom „Trommler“ ordnet die Hexe sogar, wenn auch im Sinn einer unlösbar scheinenden Aufgabe, die Trockenlegung eines vor ihrer Hütte gelegenen Sees an und sodann die Abholzung des ganzen dahinter gelegenen Waldes - was in der letzten Konsequenz die Vernichtung ihres ganzen eigenen Zauberreichs bedeutet. Und nach ihrem Tod in den Flammen erweist sich auch ihre Hütte als reich mit Silber und Gold und Edelsteinen gefüllt.

Hat auch die Hexe ihre Lebensgeschichte? - In manchen Märchen ahnen wir etwas davon. Wie etwa in diesem:

Wieder wird uns zu Anfang - wie in „Dornröschen“, „Schneewittchen“ und weiteren Märchen - ein älteres Ehepaar vorgestellt, das sich sehnlichst ein Kind wünscht. Endlich scheint ihre Hoffnung sich zu erfüllen, gleichzeitig doch verfällt die Frau einem sonderbaren „Gelüst“ und Verlangen: Sie will von den Rapunzeln des nachbarlichen

Gartens „hinter dem Haus“ essen, eines Gartens, der einer „Zauberin“ gehört, „die große Macht hatte und von aller Welt gefürchtet war“, wie es gleich zu Beginn des Märchens heißt.

Der Mann bringt der Frau die begehrten Rapunzel, und schon folgt der Satz: „Sie hatten ihr aber so gut, so gut geschmeckt, dass sie noch dreimal so viel Lust bekam.“ Ein zweites Mal bricht der Mann am Abend heimlich in den benachbarten Garten ein - und diesmal wird er von der Zauberin dabei gestellt.

Will er ihren Zorn besänftigen und auch die Rapunzel heimtragen, so kann er dies einzig durch ein Versprechen: der Zauberin das demnächst geborene Kind zu überlassen. Die holt es dann bald auch ab - ein Mädchen, das sie „Rapunzel“ nennt, „das schönste Kind unter der Sonne“. Sie verwahrt es in ihrem Zauberreich und schließt es vom zwölften Lebensjahr an ganz von der Umwelt ab: in einem einsamen Turm, ohne Treppe und Tür. Nur ein kleines Fenster gibt es darin - und, was schließlich von größter Wichtigkeit sein wird: es gibt die langen, goldenen Haare Rapunzels, die, aus dem Fenster herabgelassen, als Leiter dienen können.

So sparsam die Charakterisierungen des Märchens auch ausfallen: Wir nehmen die darin beherrschende Zauberin zunächst mit der Aura einer großen Naturgöttin wahr. Sie ist Verwalterin des großen „Zaubergartens“, der die Mutter Rapunzels mit heftigem Verlangen in Bann zieht, das Eindringen in die verzauberte Gartenwildnis und die Erfüllung des Kindeswunsches scheinen unlösbar miteinander gekoppelt zu sein. Und die geschilderte Verwahrung Rapunzels über die folgenden Jahre lässt den Eindruck entstehen, als ginge es um ein fast ordnungsgemäßes Bündnis dabei, ohne Falsch und Gewalttätigkeit.

Erst als der junge, den Wald durchschweifende Königs-

sohn, von der lieblichen Stimme Rapunzels angezogen, den verborgenen Turm entdeckt und sie zu sehen verlangt, offenbart die genannte Zauberin auf einmal ein anderes, ein erschreckendes, hartes Gesicht:

Den Besuch des jungen Königs im Turm über die goldene Haarleiter Rapunzels kann sie nicht dulden, sobald sie davon erfährt, schneidet sie ohne Zögern die herrliche Haarpracht ab. Und mit bösem Vergnügen inszeniert sie die Täuschung des Jünglings, der - wieder an den herabgelassenen Haaren hinaufkletternd - diesmal mit den „bösen und giftigen Blicken“ der Zauberin konfrontiert ist. Wirklich ist sie in diesem Vorgang zur Hexe geworden.

Der Königssohn stürzt in die Tiefe, außer sich „vor Schmerz und Verzweiflung“, er sticht sich die Augen aus in den Dornen und irrt nun blind durch die Welt. Rapunzel selbst ist durch die Hexe und Zauberin in eine Wüste verstoßen.

Erst nach Jahren treffen die beiden wieder zusammen. Wohl blind geworden erkennt der Königssohn doch sofort ihre Stimme, und Rapunzels Tränen nun sind es, die ihn, so wie ein wunderwirksames Wasser, bei dieser Zusammenkunft wieder sehend machen.

Die Zauberin als Naturgöttin und Bewahrerin - dies ist das eine Gesicht. Die Zauberin als Trennung und Blindheit schaffende Macht, als behexender Bann, der Gefangenschaft, Vereinsamung und Verirrung zur Folge hat - dies ist ihr anderes. Es ist die Reduzierung der Seele einzig auf ihre irdische Existenz, die Beschränkung des Blicks auf die tote Materiewelt, die diese Seele zuletzt wie blind und trostlos umherirren lässt, in sich zerrissen, „sich selbst“ verloren.

Die goldenen Haare Rapunzels -: Sie deuten, wie auch das goldene Halsband zwischen der Schwester und ihrem verzauberten Rehbruder, auf den „Aka-Faden“ hin, wie er

in der Kahuna-Lehre beschrieben wird. Zunächst gibt es den legitimen Austausch zwischen der kosmischen Seele und den Naturkräften, der „irdischen Göttin“, die sich selbst dieser Leiter beim Weg in den Turm bedient.

Erst mit dem Heranwachsen einer neuen Bewusstseinsart – es ist hier in der Gestalt des jungen Königs, ein zur Selbständigkeit erwachendes junges irdisches Ich - kommt es zur Störung und Diskrepanz, zum harten Konflikt, schließlich zum Kampf. Zunächst lauscht der Jüngling den Gebrauch des „Aka-Fadens“ der großen Naturgöttin ab, doch hat er damit Rapunzel noch längst nicht gewonnen. Ihre Begegnung findet nur in dem abgelegenen Turmzimmer statt - und dieses ist eines Tages plötzlich verlassen und das Gesicht der Geliebten ausgetauscht mit dem einer alten, spöttischen Zauberin.

Es ist der Königssohn, das irdische Ich, das dieses Gesicht ertragen muss. Einmal war es das der großen Bewahrerin - hat nicht eben die Entrückung Rapunzels durch all die Jahre diese so unbeschädigt und rein erhalten? Nun aber wird der erneute Eingriff der mächtigen Zauberin zur trennenden Wand, zum Schmerz und Verlust. Erst die verworrenen Wege vieler weiterer Jahre der Reifung führen die beiden wieder zusammen.

Wie zur prägnanten, klarsten Metapher verdichtet erscheint, was Einfluss und Wirksamkeit der Hexe und Zauberin ist, in einem der kürzeren Märchen, dessen Entzauberungsschlüssel die „blutrote Blume“ wird.

Die beiden jungen sich Liebenden verirren sich in den Zauberwald. Von Schritt zu Schritt senkt sich etwas wie Todesahnung auf sie herab. Sie nähern sich wissend-unwissend dem einsamen Schloss der alten, allgewaltigen Zauberin, es ist Abend geworden, der Weg durch finsternes Dickicht und klagende Vogelstimmen hat beide längst un-

ausweichlich in ihren Bannkreis gezogen. Das nahe Verhängnis ist beiden spürbar wie eine dunkle, bleierne Luft, die sie atmen - plötzlich verwandelt die wehmütig singende Stimme des Mädchens sich in zwitschernde Vogellaute: Sie ist zur Nachtigall geworden. Der Bräutigam aber steht da „wie ein Stein“, er kann nicht mehr sprechen, weder Hände noch Füße bewegen.

Die Sonne ist untergegangen, die Herrin des Schlosses, die „Erzzauberin“, erscheint und erlöst den Jüngling aus seiner Erstarrung, die Nachtigall aber wird von ihr eingefangen und mit ihr entschwindet die Zauberin auf ihr Schloss. Kein Jammern und Betteln hat sie berühren können. Verzweifelt und resignierend wendet der Jüngling sich ab. Er wird Schafhirt, für viele Jahre, trauernd und sehnsuchtsvoll verbleibt er nur einfach im Umkreis des Schlosses - ohne Entschluss, auf das Schloss zu folgen und um die Geliebte zu kämpfen.

Hätte er dort eine Chance? Viele Tausende von Vögeln, so erzählt uns das Märchen, hält die Zauberin in ihrem Schloss schon gefangen, die sie alle in Körbe sperrt; alle waren sie Jungfrauen - so wie „Jorinde“, die scheinbar für immer geraubte Geliebte. („Du sollst sie nie wiederhaben“, hat ihm die Alte gesagt.) Es ist nur ein „Allerweltschicksal“, das der Bräutigam Joringel erlitten hat.

Ein Traum zeigt den Weg der Erlösung: die „blutrote Blume“ kann zum magischen Werkzeug des Kampfes werden und die dunkle Festung der Zauberin aufsprengen. Der Traum war ein Klartraum der großen magischen Hellsicht und Zukunftsschau. Joringel kann die blutrote Blume (sie trägt eine funkelnde Tauperle in ihrer Mitte) ausfindig machen, und endlich wagt er den Aufbruch.

Und wirklich: Kein Bann der Versteinerung hat mehr Gewalt über ihn, die Pforte des Schlosses springt auf - nur durch die Berührung der Blume. Diese wirkt weiter wie

eine magische Schutzkraft selbst im Saal der Zauberin, und auch kein rasches Täuschungsmanöver der Alten kann ihn mehr irritieren: Eben dies (sie hatte hastig den Käfig vertauscht) wird zum heimlichen Wink, unter den Tausenden verzauberter Vögel die eigene Geliebte heraus zu erkennen.

Der furchtlose Schritt ins Schloss der Verzauberungen, letzter Beweis seiner ungetrübten Treue und Liebe zu ihr, führt zur verdienten, gerechten Entzauberung. Die lange in eine ungewisse und ferne „Vogelexistenz“ entrückte Geliebte kann wieder zur innig verbundenen Partnerin an seiner Seite werden.

Es ist kein Märchen gewaltsamer Kämpfe und „Heldentaten“. In dieser Konfrontation mit der Hexengewalt bedarf es nur des zur Blume gereiften eigenen „Herzbluts“: einer ungebrochenen Sehnsucht - diese ist, in den langen, entsagungsvollen Jahren der Schäferdienste, zur „blutroten Blume“ geworden.

Wenden wir uns noch einer anderen Gestaltwerdung des Bösen zu.

Das kleine Mädchen, das jedermann, der es nur ansieht, lieb hat, macht sich auf den Weg in den Wald zur alten Großmutter, die krank und hilflos geworden ist. Es trägt Kuchen und Wein als Geschenk bei sich, die Mutter hat es ermahnt, nicht vom Weg abzugehen, und das hat das Mädchen ihr brav versprochen. - Nun aber begegnet es bald einem Tier mit grauem, struppigem Fell, das offenbar Bewohner des Waldes ist; das Mädchen lässt sich unbefangen sogleich auf ein Gespräch mit ihm ein und empfindet keinerlei Furcht.

Das Mädchen mit dem roten Samtkäppchen, das nach diesem Käppchen inzwischen überall seinen Namen erhielt, geht ohne Argwohn und Misstrauen seinen irdischen

Lebensweg – es ist in diese irdische Existenz ganz eingetaucht, auch mit all seinem Denken und Schauen, wie das lebensvolle Rot seiner Kopfbedeckung unmissverständlich anzeigt. Freundlich gibt es dem Wolf jede Auskunft, auch nach dem Haus der Großmutter, und lässt sich rasch überreden, den geraden Weg zu verlassen, um ein paar Blumen zu sammeln - damit gerät es bald tiefer und tiefer ins Waldesdickicht hinein.

Der Wolf, vom Märchen gleich zu Beginn als ein „böses Tier“ benannt, bricht auf zum Häuschen der Großmutter, gibt sich anklopfend dort als das Rotkäppchen aus, tritt ein - und hat die bettlägerige, alte Frau im Nu verschlungen. Endlich trifft auch das Rotkäppchen vor der Tür der Großmutter ein, nach seinem kleinen gegen das mütterliche Gebot verstoßenden und doch eigentlich unschuldigen Waldabenteuer, und nun spielt sich die dunkle, erschreckende Szene ab, die alle Kinderherzen immer erneut in Beklemmung versetzt:

Der Wolf hat Kleider und Kopfhabe der Großmutter angelegt und in ihrem Bett Platz genommen, Rotkäppchen ist gleich mit dem Eintritt von einer seltsamen Ahnung befallen, die sich allmählich zu Furcht und Entsetzen steigert: Was bedeuten die großen Ohren? die großen Augen? die großen Hände? das große Maul? „Dass ich dich besser fressen kann“, sagt der Wolf zuletzt, packt sie nach einem raschen Sprung aus dem Bett und verschlingt sie, genau wie die Großmutter.

Nichts anderes war von Beginn an sein Plan. Das Märchen charakterisiert ihn durch den bekannten, beklemmenden Dialog am Bett in einer weiteren wichtigen Eigenart: Es ist ein Geschöpf der großen überdimensionalen Ohren und Augen, der Tastwerkzeuge, des Kauorgans - es ist ein mit allen Sinnesorganen ganz der Materie hingeegebenes Wesen. Es i s t die Verkörperung dieser gänzlich mate-

riegebundenen Bewusstseinsart schlechthin.

Zu wem war Rotkäppchen anfangs aufgebrochen? Zu ihrer Großmutter - zum „Ursprung“ ihrer Familie; was eben nichts anderes heißt als: sie war auf dem Weg zum Ursprung. Doch wem begegnet sie ahnungslos beim Schritt in das Haus? Einem Wolfswesen - in den täuschend bekannten Kleidungsstücken der Großmutter. Die „mater“ - einmal verstanden im Sinn einer großen, umfassenden „Urmutter“ - ist zur bloßen „Materie“, zum toten „irdischen Stoff“ geworden.

Dies hat Spuren einer noch anderen weitreichenden Verwandlung hinterlassen: In den alten Kleidern haust „Wolfsgesinnung“, die Lust der schieren Gewalt, des Verschlingens und Einverleibens - die eigentliche „mater“, die selbst einmal Seele war (wohl war sie, in Gestalt der „Großmutter“, schon „alt und schwach“), ist mit verschlungen und nirgends mehr sichtbar.

Die mütterliche Zauberin des Ursprungs hat, wie die anderen Märchen es sagen, ihre Hexengestalt angenommen. Die aufbrechende menschliche Seele verschwindet im „Wolfsrachen“, im lichtlosen Wolfskörper - dem sie bei ihrem Aufbruch noch arglos und ohne Scheu gegenüberstand, letztlich ohne ein anderes Verschulden als dem, ihrem Entdeckungsinstinkt gefolgt und mit Neugier ein bisschen „vom Wege abgegangen“ zu sein.

Nichts anderes etwa war das Forschungsabenteuer unserer modernen Naturwissenschaft durch die letzten Jahrhunderte. Sie spezialisierte sich zunehmend auf die Materie und die Erforschung ihrer Gesetze, allmählich mit Ausschließlichkeit und unter Negierung anderer Wahrnehmungs- und Erfahrungsbereiche. Es war ein Weg der scheinbar triumphalen Entdeckungen - und zugleich der Weg in eine Welt der destruktiven Kraftpotentiale, schließlich der globalen Vernichtungsbedrohung einer nie gekann-

ten Dimension. Damit befinden wir uns genau am Punkt unserer eigenen menschheitlichen Gegenwart.

Das Märchen ist nicht an sein Ende gekommen. In diesem jedenfalls gibt es den wachsamen „Jäger“. Er umrundet das Haus, misstrauisch werdend durch das laute Schnarchen der Alten, er findet den Wolf im Bett - schlafend, die satte Selbstzufriedenheit hat ihn übermannt. Das gefräßige Tier erwacht nicht einmal in dem Moment, als ihm der Jäger den Bauch aufschneidet und Rotkäppchen und Großmutter, schwer atmend, doch immerhin unverehrt und lebendig, wieder herausspringen. Der Tausch mit den Wackersteinen, ein listiger Zug, den Rotkäppchen selber ersinnt, besiegelt das Schicksal des Wolfs: zum Brunnenwasser hinab geneigt stürzt er sich durch die Last der Wackersteine zu Tode, und der Wald ist so von dem Unhold und „alten Sünder“ befreit.

Eine hübsche Variante des Rotkäppchen-Stoffs, gewissermaßen eine „Miniaturausgabe“, ist das Märchen vom „Wolf und den sieben Geißlein“. Hier werden sechs Geißlein schließlich vom Wolf verschlungen, der sich - mit großer List die Geißmutter nachahmend - zu den alleingelassenen Jungen hereinschleicht. Nur eines kann sich seinem gewaltsamen Zugriff entziehen - das jüngste: es verschwindet im Uhrkasten.

Was ist ihm gelungen? Offenbar hat es sich in eine neue Beziehung zur „Zeit“ setzen können: Es erlangt eine Zeiterfahrung „von innen“, die damit frei ist vom Illusionscharakter einer auf das Ziffernblatt gebannten irdischen Zeitbemessung. Und natürlich ist es „das jüngste“ - wie es das eigentlich älteste und das weiseste ist: Es steht am Ende der Inkarnationsreihe, die hier durch die Siebenzahl präsentiert ist; alle vorangegangenen erleiden das Schicksal der Wolfsverschlingung. Dieses letzte, das sich entzieht, kann dann auch der Geißmutter (dem ursprünglichen „Ge-

samtselfst“) den entscheidenden Hinweis zur Befreiung seiner Geschwister geben.

Hätte Rotkäppchen das Gespräch mit dem Wolf verweigern und, allen Verlockungen widerstehend, geradewegs ihrem Ziel folgen können? - Es gibt eine solche Version des Märchens, eine andere „Wahrscheinlichkeit“ sozusagen:

Wohl kommt es zur Konfrontation mit dem Wolf, doch dieser kann in die großmütterliche Behausung nicht einbrechen. Er umlagert schließlich das Haus, in dem Großmutter und Rotkäppchen versammelt sind - in dieser Version war ihm auch der Zugriff auf Rotkäppchen selbst zuvor auf den einsamen Waldwegen nicht möglich. (Oder müssen wir nicht fragen, warum er sie nicht gleich bei der ersten Begegnung einfach verschlingt?)

Eine List der zwei weiblichen Seelen, der jungen sowohl wie der alten, die seine heimliche Anwesenheit wohl bemerken, lässt ihn am Ende einfach vom Dach stürzen - keiner wurde mit Schrecken verschlungen und in der Dunkelheit eines Wolfbauchs gefangen gehalten. - Ist es die bessere Wendung? In der Sicht Rotkäppchens und ihrer Großmutter zweifellos. Doch würden wir die Geschichte jemals vergleichbar lieben können in dieser anderen Form?

Sind wir als Zuhörer nicht heimlich ein bisschen „dankbar“ für jenen Schrecken, in den uns der Wolf versetzt? Zieht uns jene Version nicht viel stärker in Bann, in der er die Rolle des Bösen in all ihrer finsternen Konsequenz bis zu Ende spielt?

(Wobei wir uns bei der „Seele“ des Wolfs, so wie er die freie Wildnis durchstreift, zugleich ein bisschen entschuldigen wollen: Mit Sicherheit ist er als dieses Naturwesen nicht jener finstere „Räuber“, zu dem ihn das Märchen gemacht hat. - Für die Menschen früherer Jahrhunderte

freilich war er oft eine reale Bedrohung; verständlicherweise lag es so nahe, sich seiner als Metapher in diesem Sinn zu bedienen.)

Wir wollen uns an dieser Stelle einen kurzen Seitenblick auf andere Märcheninterpretationen erlauben, die häufig einen ganz anderen Ansatz haben. Es ergeben sich manchmal interessante Ergänzungen aus solchen Vergleichen - wie zugleich, vor allem bei den psychoanalytischen Betrachtungen, auch die Beschränkungen sichtbar werden.

Erich Fromm sieht im Wolf vor allem die Verkörperung einer potentiellen väterlichen Gewalttätigkeit, der das heranwachsende Mädchen ausgesetzt sein kann. Das rote Käppchen ist in dieser Deutung das Symbol der Pubertät. Dieser (begrenzte) Blickwinkel hat durchaus sein Recht, indem er ein verschärftes Augenmerk auf einen konkreten Aspekt dieser „Wolfsbedrohung“ richtet: wie diese in einer gewalttätigen Vaterfigur in Erscheinung treten kann.

Und so ist auch im Fall von „Dornröschen“ die psychoanalytische Deutung als ein „Pubertätsmärchen“ ein zunächst möglicher Ansatz - der freilich im weiteren Verlauf keine Rechtfertigung findet. Die eigenständige Durchforschung des Schlosses und der schließlich blutige Spindelstich, den die Heranwachsende erleidet, weisen zunächst in diese Richtung. Auch scheint die Einbuße eines Kindheits- und „Unschuld“-Zustands damit einherzugehen. Dem kann man folgen - findet, was sich im großen kosmischen Rahmen vollzieht, doch etwas wie sein kleineres Abbild in eben dem hier genannten Altersabschnitt.

Und doch wollen wir fragen: Was veranlasst das Märchen, nach diesem Spindelstich von einem hundertjährigen, todähnlichen Schlaf zu sprechen? Welche Empfindung eines heranwachsenden Mädchens korrespondiert mit solch

einem Bild?

Den Großteil aller rein psychologischen Interpretationen darf man als „zeitbedingt“ betrachten - was nur heißen soll: sie spiegeln eine Blickweise, die in korrekter Form ihrer Zeit entspricht. In der Sprache der Märchen formuliert: In sie hat die „Hexe“ gleichfalls den Schatten ihrer Sichtverengung und Blick-Verzauberung fallen lassen - mit dem ihr eigenen Recht.

In allen psychischen Dramen spiegeln sich auch die menschheitlichen und kosmischen. Doch eben erst in dieser Ergänzung führt die Entschlüsselung zu einem tatsächlichen Sinn.

Seine dunkelste, beklemmendste Gestaltwerdung findet das Böse im Drachen. Er ist keine zentrale Gestalt der Grimmschen Märchen, doch beherrscht er in reicher Fülle Sagen wie Mythologien und andere Volksmärchen.

In seiner immer wiederkehrenden Grundform präsentiert er in sich selbst eine seltsame Zweiheit: Äußerlich in einen Schuppenpanzer gehüllt, hornig, alt, scheinbar nur ein Reptilwesen ohne wirkliche Blutwärme, ist er doch innen von loderndem, gefährlich versengendem Feuer erfüllt, das umnebelnde und betäubende Rauchschwaden aus seinem Kopf steigen lässt. Die Drachenhaut, Sinnbild für Abgrenzung, Härte, Verknöcherung, ist nur die Außenseite eines verzehrenden Feuers im Inneren - sein Schutz und zugleich sein Gefängnis.

Diese Zweiheit wird zur gewaltsamen Unterwerfungslust, zur despotischen Macht. In der Gestalt des Drachens ist alles Trennende, alle Bewusstseinsverdunkelung in der Materie letzte, sichtbare Realität geworden. Diese Bewusstseinsgefängenschaft führt in die bitterste Konsequenz: das Vergessen, Verlieren aller kosmisch-

evolutionären Zusammenhänge und eines gemeinsamen Schöpfungsursprungs. Es gibt kein Wissen einer Zusammengehörigkeit mehr mit den anderen Wesen. Keine Fähigkeit mehr des Anteilnehmens, der freundschaftlichen Gesinnung.

Es bleibt nur: unterwerfende In-Besitz-Nahme oder Ausgrenzung, Abwehr; schließlich mitleidlose, unerbittliche Machtgier, unersättliche Eigenliebe, schiere Zerstörungslust.

Diese Bewusstseinsart stellt den Helden des Märchens oder des Mythos - und damit uns - vor die Aufgabe ihrer vollkommenen Überwindung und Auslöschung. Dies geschieht im gnadenlosen Schwertstreich der Enthauptung - manchmal in der Konfrontation mit gleich mehreren, immer wieder nachwachsenden Köpfen. Hier gilt keine mitleidvolle Zuwendung mehr, kein Kompromiss; hier gilt nur unerschrockener Kampf. Nicht zuletzt deshalb sind Mut und wirkliche Kampfkraft eine unverzichtbare Tugend jeder zentralen Märchengestalt.

Der Kampfplatz liegt immer vor allem in uns. Die Sprache der Bilder sagt es unmissverständlich: Es ist der Weg zur Königstochter, den der Drache versperrt. Es gibt keinen Kampf allein gegen „äußere Drachen“. Der Kampf mit diesen kann zum bedeutsamen Übungsfeld werden. Doch alles laut triumphierende Niederwerfen anderer „äußerer Drachen“, jede Kampfgeste, die ihre motivierende Kraft aus Zorn- und Vergeltungsgefühlen, Hass und Rachege danken bezieht, ist immer schon wieder „Drache“.

Diese Eigenschaften eben sind Teil der Verdunkelung, selbst Ausdruck und Wirkung der „Drachenkraft“; diese genau sind sein Wesen und die in ihm manifestierte Bewusstseinsform.

Im Märchen erscheint die Macht des Bösen - vertreten in

den gewaltigen, wissenden Zauberinnen- und Hexengestalten - schließlich als etwas wie eine „kosmische Institution“.

Kehren wir noch einmal zu diesem Aspekt zurück, wie er auch im „Rapunzel-Märchen“ schon sichtbar wurde. Hier ist es zunächst die mächtige Zauberin, die das neugeborene Kind in Verwahrung nimmt - in einer seltsamen Doppelfunktion des Rein-Erhaltens und Schützens wie zugleich der des Gefangenenhaltens.

Noch deutlicher drückt dies ein anderes Märchen aus; ein Märchen, das wie ein kunstvoller großer Dramenentwurf sich in der allmählichen Verknüpfung zweier ganz unterschiedlicher Ebenen entwickelt.

Drei Töchter stehen hier am Beginn, von denen die dritte und schönste ohne Erbarmen verstoßen wird - für einen ungeheuren Vergleich, den sie äußert: Sie liebt den Vater wie „Salz“. Sie muss hinaus in die Einöde, und eine seltsame Alte nimmt sich dort ihrer an, lässt sie in ihrer einsamen Hütte wohnen; das Mädchen wird Gänsehirtin und versorgt die Hütte der Alten als Magd.

Doch erst in der Mitte des Märchens erfahren wir von diesen Geschehnissen. Zunächst ist es ein wandernder Grafensohn, der der Alten begegnet. Sie schleppt ein paar Reisigbündel mit sich, und leichtfertig sagt er ihr zu, ihr beim Tragen behilflich zu sein. Worauf er sich einließ, spürt er bereits nach wenigen Schritten: Die Bündel drücken ihn schwer zur Erde, wie endlos erscheint ihm der Weg zur Hütte der Alten unter der sengenden Mittagshitze, und als er sich dem Zusammenbrechen ganz nahe fühlt, springt die erst schmeichelnde, dann zunehmend spottende Alte noch zusätzlich auf seinen Rücken.

Er kann, so sehr es auch versucht, seine Lasten nicht abschütteln, selbst nicht die Alte. Tödlich erschöpft sinkt er vor ihrer Hütte schließlich zusammen. Hier freilich darf er sich nun erholen im tiefen, friedlichen Schlaf, und zum

erstmals auch steht er beim Wiedererwachen der Gänsehirtin und Magd gegenüber.

Was hatte die Alte ihm aufgebürdet? Wem ist er in ihr begegnet? Es handelt sich um kein beliebiges Bündel, das er sich da auf den Rücken lädt. Es ist sein eigenes! Es ist das eigene „Karma- und Schicksalsgepäck“, das er im „irdischen Wald“ in dem einen Leben zurückließ und nun wieder aufheben und „ans Ziel“ bringen muss. Die Alte war nur die Bewahrerin, die Sammlerin, die heimliche Ordnungsmacht. (Diesen speziellen Interpretationsaspekt verdankt diese Ausführung dem Buch „Märchenkunde“ von R. Geiger. Siehe auch Anmerkungen.)

Sie bewirbt ihn schließlich, belohnt ihn freundschaftlich. Er erhält ein smaragdnes Büchlein - welcher glücklicher Tausch gegen die alte, nun endlich abgeworfene Last! Allerdings, das große Geheimnis dieser Büchse bleibt ihm zunächst noch verschlossen.

Es ist ein Bild, das ihn später erneut auf die Spur der einsamen Hütte, in der er soeben genächtigt hat, lenken wird - das Bild einer aufs höchste bezaubernden herrlichen Königstochter. Ahnungslos steht er ihr hier bereits gegenüber, unmöglich wäre er fähig, sie jetzt zu „erkennen“. Mit ihrem Lehm-verschmierten Gesicht und der Magdkleidung scheint sie nichts anderes als eine beliebige, hässliche „Gänsetrulle“; und die kleine, beiläufige Mahnung der Alten, sich nicht leichtsinnig in sie zu verlieben, ist in seinen Ohren bestenfalls Spott.

Er wird zurückkehren und sie am Ende als Braut umarmen - diese jüngste Tochter des Königshauses, die im Gegensatz zu den Schwestern nicht den „süßesten Zucker“ und „die schönsten Kleider“ in ihrem Liebesvergleich bevorzugte, sondern stattdessen das „Salz“: diesen Symbolstoff der herben Bewusstseinsklarheit, der unentbehrlichen Würzkraft.

Zunächst wird es, in der ersten Nacht seiner Rückkehr, einzig das Mondlicht sein, in dessen Schimmer er ihrer Schönheit zum erstenmal ansichtig wird: In der hellen Mondnacht sitzt sie am Brunnen, wäscht ihr Gesicht rein und löst ihre goldenen Haare. Tatsächlich ist sie jetzt sichtbar die Zaubergestalt, die im bemalten Innern des Büchsendeckels „verzeichnet“ war; sie ist das „verschollene“ Wesen, das von den königlichen Eltern zuvor, die ihre Entscheidung seit langem bereuen und um sie trauern, mit freudigem Erschrecken im Bild dieses Deckels erkannt wurde.

Die Alte fegt anderntags ruhig die Hütte rein - sie weiß, ihre Zeit ist vorbei. Was sie dem jungen Paar hinterlässt, sind die zu Perlen geronnenen Tränen des Mädchens, die dieses während der Jahre der Abgeschiedenheit hier geweint hat und die sie alle gesammelt hat. Die kleine Hütte verwandelt sich außerdem schließlich in einen königlichen Palast; die Alte selber ist mit diesem Augenblick einfach verschwunden.

In diesem Märchen der „Gänsehirtin am Brunnen“ ist alle direkte Personifizierung des Bösen letztlich ganz aufgehoben. Es gibt nur Missverständnis, die Diskrepanz verschiedener Bewusstseinsstufen und Formen des Blindseins und Unwissens - und begleitend dazu eine wache und harte Schicksalsschulung und Seelenerziehung. Diese liegt in den Händen der Alten, der „Wissenden“.

Die Märchen lassen das vielschichtige Geheimnis, das das Böse umgibt, in vielen Facetten aufleuchten. Sie tun dies mit respektvollem Ernst doch auch aus der Sicht des Humors - vor allem, wenn es dabei um die traditionellen Glaubensvorstellungen einer von Schwefeldämpfen durchzogenen, feurigen Hölle geht, samt ihrer finsternen Teufelgestalten. Machen sie von solchen Höllenbildern

Gebrauch, etwa im „Teufel mit den drei goldenen Haaren“, so sparen sie die bejahrte, dunkle und raubeinige Teufels-großmutter nicht aus, sie gleichzeitig mit der Gesinnung einer versteckten, kargen Gutherzigkeit ausstattend.

Wer besitzt im genannten Märchen die „goldenen Haare“? wer kann, als einzig tatsächlich Wissender, für alle drei Fragen, auf die der wandernde Jüngling dringend die Antwort sucht, wahrheitsgemäß eine Auskunft geben? Der Teufel selbst... dieser von vielen täglichen Pflichten Geplagte und in außerhäuslicher Geschäftigkeit ruhelos Umgetriebene, wie ihn das Märchen uns schildert. Offenbar ist er, ohne Begeisterung an seiner Arbeit, ein Schicksals-Vollzieher: die dampfenden Töpfe in seiner Hölle, in denen stöhnende Menschen schmoren, deuten es an.

Allerdings, mit aller menschengemachten Bosheit, die nicht lediglich Blindheit und Unwissen ist, sondern ein Spiel mit Hinterlist, Verschlagenheit, Tücke, ist der Umgang der Märchen nicht sanft. Im Gegenteil, mit dieser gehen sie ohne Umschweife hart ins Gericht - wie man sich etwa an diesem wohl einprägsamsten, hübschesten Beispiel vergegenwärtigen kann:

Mit welcher besonderen Ausstattung kann der dritte der Brüder aufwarten, dessen zwei ältere in ihren Lehrjahren ein immer auf Wunsch mit herrlichen Speisen bestücktes „Tischlein-Deck-Dich“ und einen Goldstücke produzierenden „Goldesel“ erworben haben - Gaben, die sie bei ihrer Rast an den hinterhältigen und betrügerischen Gastwirt scheinbar plötzlich verlieren?

Es ist ein „Knüppel-aus-dem-Sack“ - eine höchst ungewöhnliche Krönung der beachtlichen Gabenreihe. Dieser Knüppel doch hat es in sich: aus dem Sack springend und unerbittlich auf dem Rücken des Wirtes tanzend, kann er alles Gestohlene wieder zurückerobern und so im Nu und nachhaltig Gerechtigkeit schaffen.

Die Verkleidung der kosmischen Seele /

Die falsche Braut

Die Königstochter der Märchen, der Prinz und Königssohn, das verzauberte Tierwesen, doch auch die Dreiheit oder die Zweiheit der Brüder, das Geschwisterpaar, die Dreiheit der Schwestern, die altgewordenen Eltern, die lange Reihe der sich erprobenden Freier - immer sind sie der *aufgefaltete Mensch*. Jede Gestalt verkörpert einen Aspekt der gesamten Seele, die sich in ihrem Entfaltungswunsch, in neuer Erfahrungssuche in die Wege und Irrwege ihrer irdischen Bewusstseinsabenteuer verwickelt, darinnen wächst und heimkehrt in das ihr eigene wesensgemäße Königreich.

Das Märchen bedient sich bevorzugt der Metapher des Generationswechsels, um einen essenziellen neuen Erfahrungsschritt und damit den wesenhaften „Zuwachs“ in einer erweiterten neuen Bewusstseinsart anzuzeigen. Ein „Kind“ wird geboren, vorher oft lange und innig ersehnt, als junge Königstochter ist es zumeist das große Entzücken des ganzen Königreichs, ein „Wunder an Schönheit“, wie es die Märchen so und in vielen Umschreibungen immer wieder zum Ausdruck bringen.

Doch kann es auch ein „missratenes Eselein“ sein, ein irdischer „Dummling“, dessen die Eltern sich anfangs schämen, der aber unverzagt und seine Spötter mehr und mehr überraschend zuletzt seinen Weg machen wird.

Es handelt sich um zwei grundsätzlich verschiedene Wesensaspekte, die sich das Märchen zum Ansatz wählt. Doch mit welchem das Märchen auch immer beginnt, wir werden dem anderen gleichfalls im Fortgang der Handlung begeg-

nen: Jede zentrale Anfangsgestalt des Märchens wird ihre Ergänzung suchen - sei es die weibliche, von überirdischem Wesenszauber umgebene, sei es die arme Magd; sei es der aufbrechende Königssohn oder der arme Müllerbursche und Knecht.

Beschrieben wird, im Rahmen einer umfassenden kosmischen Evolution, immer ein Selbstschöpfungsprozess der Seele. Seine Darstellung erlaubt eine Fülle von Variationen und unterschiedlichen Ausgangskonstellationen.

So gibt es die unterschiedlichen „Königreiche“ und Herkünfte. Manchmal steht gleich zu Beginn ein Königreich schon irdischer Ausprägung, auch die königlichen „Eltern“ sind längst in materielle Lebensformen verstrickt und erleiden irdisches Schicksal. (Wie etwa der todkranke Vater im Märchen vom „Wasser des Lebens“). Diese Eltern doch können auch lediglich Grafen, vielleicht auch nur Kaufleute sein oder - wie etwa in „Hänsel und Gretel“ - nichts anderes mehr als arme Holzhackerleute.

Dann wieder, in wenigen Fällen, scheint eine weitere große Evolutionsetappe vor unserem Blick aufgerollt, und hinter der Größe und Autorität der elterlichen Königreichsverwalter wird, wie etwa bei „Froschkönig“, noch eine andere spürbar: die einer kosmischen Führungs- und Wächterinstitution. Diese schließt, im Wortgebrauch der Kahuna-Lehre, zweifellos auch das Wirken der Aumakua ein.

Wir können durchaus die Frage stellen: In welche Erfahrungsabenteuer waren einstmals die Eltern verwickelt? Gelegentlich lässt uns das Märchen ein Stück auch am Schicksalsweg dieser Eltern teilhaben - einem Weg, der mit den Kindern zunächst nur noch tiefer in den irdischen „Inkarnations-Wald“ hineinführen wird.

Kaum ein Märchen spart dieses Thema aus: den Schritt von einer Generation in die nächste. Immer zeigt es einen

neuen Bewusstseinsschritt an. Und zunehmend fokussiert sich der Blick auf die neu heranwachsende Seele, während die Eltern oft allmählich im Unbestimmten versinken oder ganz aus dem Märchen verschwinden.

Beginnt das Märchen mit der Geburt eines Kindes, so ist damit fast immer ein Opfer verbunden oder es ist mit einer Bedrohung und einem Verhängnis gekoppelt, wie sich manchmal sogleich, manchmal im Nachhinein erst erweist. Mit einem Fluch oder Bann belegt, verfällt dieses Kind in einen todesähnlichen Schlaf, es wird entführt, geraubt oder unerreichbar entrückt; es muss eine Tierentstellung erdulden oder es wird mit Hass von einer bösen Stiefmutter verfolgt, die ihm seine mögliche Macht und Schönheit neidet.

Stets ist es die neue und fremde Mutter, die zur Gefahr und Bedrohung der heranwachsenden Kinder wird. Immer ist die „leibliche“, ursprüngliche Mutter „gestorben“, sobald diese Fremde den Schauplatz betritt und, vom häufig ratlosen, seltsam un schlüssigen Vater weniger geliebt als geduldet, mit zunehmend tyrannischen Wesenszügen den freigewordenen Platz beansprucht. Gelegentlich hat sie eine eigene Tochter von wenig glücklich geratener Erscheinung und selber niederer Wesensart, die sie dennoch bei allen mütterlichen Entscheidungen in grob verletzender, ungerechter Weise bevorzugen wird. Und nie wird sie zögern, mit welchen Listen auch immer, den jungen Königssohn für diese eigene Tochter zu gewinnen.

Das alte Geborgenheitsbewusstsein in einer noch hellen, „kosmisch-mütterlichen“ Erfahrungs- und Lebenswelt ist schließlich abhanden gekommen, das sagt dieser immer wiederkehrende Ablauf: der „Tod der Mutter“ - der Wechsel mit einer anderen, die meist erst nach und nach ihr dunkles und hartes Gesicht offenbart. Sie gehört mit dem neugeborenen Seelenwesen zusammen, so wenig sie doch seine wirkliche Mutter ist, aber ihr Eingreifen setzt das

irdisch-kosmische Schicksalsdrama in Gang und lässt bleibende Spuren zurück.

Als treibende Kraft des Entrückens, Verstoßens, Verzauberns, Entstellens hat sie immer den Zustand der Trennung und damit die schließlich bestimmende Zweiheit geschaffen. Fortan gibt es die „Zweiheit der Welten“: die Welt des Geistes, eine entrückte Welt der harmonisch wirkenden Urkräfte - so wie die irdische Welt, in welche die eine Hälfte des Wesens für eine eigene Lern- und Entwicklungsetappe verbannt bleiben wird.

Es ist eine scheinbare Zweiheit, denn immer ist alle irdische Realität aus der geistigen einmal hervorgegangen und bleibt auch weiter mit ihr verbunden. Die *B e w u s s t – s e i n s a r t* dieser Trennung aber ist Realität. Sie kann in dem einen, dem irdischen Anteil der Seele zur ganz beherrschenden Kraft werden und jeden alten Zusammenhang scheinbar auslöschen.

Auf diesem *B e w u s s t s e i n s* schauplatz liegt das Wirken der „Hexe“, der „bösen Stiefmutter“.

Richtig verstanden ist es immer der irdische Anteil, der dem eigentlichen Bann der Verzauberung unterliegt, auch wenn dieser scheinbar den anderen kosmischen trifft. Notwendig bezieht er diesen mit ein, doch immer geht es um die *W a h r n e h m u n g s a r t* des irdischen Ich. Dieses sieht die „Königstochter“ in Schlaf liegen oder in einer verzauberten Burg gefangen. Oder es kann diese in ihren „Dienstmagdverkleidungen“, in der Realität der scheinbar unablässlichen Tierhäute, nicht erkennen.

Was steht am Ende aller Entzauberungen? der allmählich erlangten Erlösung? - Die Rückkehr zur Ursprungsquelle der Seele: nun in der wissenden Begegnung mit ihr. Erst auf dem Weg der Trennung und langsamen Wiederkehr, der schrittweisen, wissenden Wiedergewinnung wurde es das ganz und gar eigene.

Aus der größeren Perspektive der letztlichen Einheit aller Märchengestalten gesprochen, ließe sich sagen: Es wurde „sich selbst zu eigen“. - Was könnte das Ziel, die Erfüllung dieser umfassenden, neuen Bewusstwerdung überzeugender ausdrücken als der Glückseligkeitszustand in der Hingabe, Bedingungslosigkeit einer vollkommenen Liebe?

Mit Sicherheit ist es keine „Zweiheit der Ausschließlichkeit“, der Absonderung. Im Gegenteil: Das Glück in der wiedererlangten Bewusstseinsseinheit und Vollständigkeit ist auch das erhellende, nun größere Licht in der Wahrnehmung aller kosmischen Schöpfungsverbindungen, des großen Freundschaftsnetzes mit allen schaffenden, denkenden, fühlenden Wesen.

In diesem Zustand sind alle „Drachenkräfte“ zum Schweigen gebracht: alle Frontenbildung, Feindlichkeit, Härte. In dieser Bewusstseinsart, so wäre es wieder im Sinn der Kahuna-Lehre zu sagen, schließen wir uns selbst der großen brüderlichen „Poe-Aumakua“ an, in der, was verstehende und schöpferische Liebe genannt werden kann, Grundsubstanz allen Lebens ist.

Die Märchen spielen das Motiv der Verzauberung in jeder denkbaren Rollenverteilung und Sichtweise durch:

In der Zweiheit von Königstochter und verzaubertem Tierwesen, wie etwa in „Froschkönig“ - sichtbar die Zweiheit von höherem und Niederem Selbst. (Wobei es hier zu einer spannungsreichen Aufteilung des Mittleren kommt, das sich mal in dem einen dann in dem anderen spiegelt.) Sodann, wie in „Brüderchen und Schwesterchen“, in einer sich ergänzenden Dreiheit, indem der Zweiheit der kosmischen Seele und ihres in die Tierverzauberung fallenden Bruders der sie aufspürende Königssohn hinzugefügt wird.

In dieser Rolle ist er zweifellos immer Repräsentant des „Mittleren Selbst“, doch trägt er als solches natürlich auch Wesensmerkmale des „höheren“ und des „Niederer“ in sich - auf das „höhere“ weist vor allem sein eigenes Königtum hin. Häufig aber ist dieser Bewusstseinsanteil auch einfach der Grafensohn, schließlich der Müllerbursche, der Schneider, der einfache Handwerker; keine dieser Zuordnungen ist jemals beliebig, alle sind sie ein deutlicher Hinweis auf seine Wesensart und Entwicklungsstufe.

Im Weiteren erscheint das irdische Ich und „Mittlere Selbst“, wie etwa im „Eselein“, selbst in der anfänglichen Tieridentifikation. In anderen Märchen tritt es in eine innige Tierbruderverbindung ein, ein eng verschworenes Zweiergespann, das sich auf den Weg der Suche nach der verlorenen Vollständigkeit und Dreiheit begibt: der letztlichen Einheit im höheren Selbst.- Eine Reihe weiterer Variationsformen wäre zu nennen.

Besonders berühren können vor allem die Märchen, in denen der höhere Seelenanteil selbst die Leidenschicksale in der Verzauberung durchlebt - etwa als ausgestoßene Königstochter oder als Dienstmagd, als Gänsehirtin, als „Aschenputtel“. In diesem Verlauf, so ließe sich in der Bildersprache der schon betrachteten Märchen sagen, erlebt die Königstochter sich selber im Wesen des „Froschs“, im „Eselein“ - sich des Schicksals ihrer Entstellung und damit Verkennung nur allzu bewusst.

Es ist ein wissend gebliebener Anteil der kosmischen Seele, der in aller Härte die Fremdheit der irdischen Schicksalsumwelten erfährt, in die er hinabgetaucht ist. Das in dieser irdischen Umwelt heimatlich aufgewachsene Ich verhält sich ihm gegenüber anfangs wie blind, es weiß zunächst nichts vom verborgenen Wesen hinter den Magdrollen.

Doch ihm selber muss die Entdeckung gelingen. In eige-

ner Initiative muss es sich, meistens ein Königssohn, für dieses Wesen entscheiden. Nur dieser in Freiheit vollzogene Schritt ist der zur Erlösung.

x x x

Der König verirrt sich beim Jagen im Wald. Unfähig aus eigenen Kräften wieder hinauszufinden, begegnet er plötzlich einer steinalten Frau, einer Hexe. Sie kann ihm den Weg hinauszeigen, doch sie knüpft ihre Hilfe an eine Bedingung: Er muss ihre Tochter mit auf sein Schloss nehmen und heiraten. Dem König bleibt keine Wahl. Seine erste Frau ist gestorben, sieben Kinder hat sie ihm hinterlassen, sechs Jungen, ein Mädchen. Bevor die neue und ihm selbst wenig ungeheuerlich erscheinende Lebensgefährtin in sein Schloss zieht, entfernt er die sieben Kinder in ein weit abgelegenes Waldschloss.

Er selbst kann den Weg schließlich nur noch dank eines sich vor ihm aufrollenden Garnknäuels zu seinen Kindern finden. Die neue Frau, die Hexentochter, wird misstrauisch und lässt ihm nachstellen, das Waldschloss wird entdeckt, und rasch, während er wieder „zur Jagd“ ist, bedient sie sich ihres geistigen Erbes: der eigenen Hexengaben. Sie fertigt weiße Wollhemden an, die sie bei ihrer Ankunft im Waldschloss jedem der Brüder überwirft. Sofort sind diese in Schwäne verwandelt und fliegen davon.

Nur das Mädchen kann sich verstecken und entgeht so dem Bann der Verzauberung. Doch es wird zum Schloss des Vaters nicht mehr zurückkehren - dort herrscht inzwischen der Geist seiner Frau, einer „fremden Mutter“. Ihr ganzes weiteres Leben wird dieses Mädchen nun einzig dem Ziel der Erlösung ihrer sechs Brüder widmen.

Die alte Königin war gestorben, sieben Kinder waren dem König geblieben. Der Hexeneinfluss, dem er sie im

Waldschloss entziehen wollte, wirkt fort: Er entrückt die sechs Söhne in eine Zaubergestalt - und entzieht sie so ganz seiner Sicht. Jede Möglichkeit früherer Kommunikation ist damit aufgehoben.

Er hat „gejagt“. Dieses einzig war sein Verhängnis. Immer wieder begegnen wir diesem Bild des Jagens, das am Beginn der Verirrung im „Hexenwald“ steht. - Nicht jeder Wald ist ein solcher der Hexenmacht und Verfinsterung. (So wie die unterschiedlichen Königreiche so gibt es gleichfalls die unterschiedlichen Waldreviere - auch die hellen, beschützenden, den kosmischen „Heimatwald“.) Dieser Wald ist „irdisches Jagdrevier“: Es ist der Schauplatz der unermüdlichen Wettbewerbskämpfe, der Ehrgeizspiele, der leidenschaftlichen Jagd- und Beutelust. Diese Jagd, vereinnahmend und betäubend, lässt den Jagenden plötzlich im Dickicht seiner heftig wuchernden Jagdstincke zurück, im Illusionsgestrüpp dieses Waldes verirrt, ratlos und ausweglos.

Mit diesem Vorgang hat die Vermählung mit der Tochter der Hexe immer schon längst begonnen. Und unvermeidlich auch die Entrückung der Kinder, ihre Entfernung aus dem einmal gemeinsamen Wohnschloss, die für den König schließlich zur „Auslöschung“ wird. Doch nicht der ganze kosmische Seelenanteil, die geschwisterliche Siebenheit, die schließlich den Platz der Mutter einnahm, wird dem irdischen Ich im materiellen Abenteuer und Jagdfieber-Zauber entzogen.

Die Gestalt des Vaters verschwindet hier aus dem Märchen. Und auch scheinbar die Tochter. Doch plötzlich wird sie aufs neue im Zentrum der Handlung stehen – an der Seite eines liebenden Königssohns und doch in einem Königreich, in dem es Neid und Argwohn gegen sie gibt und erneut die Konfrontation mit der Hexenmacht droht.

Das Mädchen hat sich, unbeirrbar in diesem Willen, auf

ein Erlösungswerk eingelassen. Worin besteht ihre Aufgabe? Sechs Hemden aus „Sternenblumen“ muss sie für ihre sechs Brüder nähen. Doch unterliegt sie in dieser Zeit einem strengen Schweigegebot. In einer Baumkrone sitzend, wortlos nähend, ein sonderbares „Naturwesen“ wird sie von den Leuten des Königs aufgespürt, der ihr sofort von Herzen zugetan ist und sie mit auf sein Schloss nimmt. Doch wird er ihr ständiges Schweigen begreifen, es wenigstens akzeptieren?

Die „Hexe“ ist längst zur Stelle und sie wohnt selbst am Hof. Das schweigsame nähende Mädchen, an dem doch die Liebe des Königs hängt, erregt ihren Neid, ihre Wut. Wird es ihr schließlich gelingen, sie von der Seite des Königs zu trennen, indem sie das Mädchen selber als Hexe brandmarkt? Sie entfernt das erste der neugeborenen Kinder, bestreicht den Mund der jungen Gemahlin mit Blut und erklärt sie zur „Menschenfresserin“. In der gleichen Weise verfährt sie beim folgenden Kind, dann auch beim dritten.

Die Geduld des Königs ist schließlich erschöpft. Kein Wort der Erklärung wird ihm zuteil, kein Zeichen des Zuspruchs, die seine Treue weiterhin rechtfertigen könnten. So übergibt er die einmal geliebte Frau zuletzt dem Gericht. Das Urteil lautet auf „Tod durch den Scheiterhaufen“, der Tag der Hinrichtung naht und da, als alles verloren scheint, ist auch die Frist der bitteren Schweigejahre verstrichen.

Die sechs Brüder fliegen heran, jedem wirft die Schwester eines der nun vollendeten Hemden über. „Liebster Gemahl“, das sind ihre ersten Worte. Die Brüder umstehen sie, alle nun wieder in ihrer Menschengestalt. Endlich kann sie die dunkle Intrige der bösen Verleumderin aufdecken, die nun an ihrer Stelle den Scheiterhaufen besteigen muss. Die Kinder sind unversehrt geblieben und werden dem Königspaar wieder zugeführt. Alles endet im Glück der

Erlösung.

Wer trug den größeren Teil der Mühe? - Wir empfinden das Leiden vor allem tief in der Seele des Mädchens, der jungen Königin. Unter der Last dieses Leidens berührt sie die „Erde“, ist sie tief in das Schicksalsschauspiel hineingesunken. Sie ist kein Wesen des Tagesbewusstseins, sie ist ein „Wesen der Nacht“: Ihre Arbeit ist das Nähen der Hemden aus „Sternenblumen“ - das Fäden-Fügen mit einem „kosmischen Stoff“. (In die Sprache der traditionellen Esoterik ausgedrückt: das Ordnen und Umgestalten der „Karma-Fäden“.) Selber nur kleinerer Anteil der größeren kosmischen Seele, erschafft sie den Stoff, der die Brüder am Ende in die verlorene Sichtbarkeit wieder zurückführen wird.

Sie darf nicht reden. Dies wird zur großen Bewährungsprobe des Königs, der sie doch liebt. Der König bleibt in der Rolle des Unwissenden, Blinden, den Einflüsterungen der Hexe in diesem Kampf ausgesetzt. Er hat allein das „Seh-Organ“ seiner Liebe, auf das er bauen, dem er vertrauen muss. (Und beweist er sich alles in allem nicht lange bemerkenswert standhaft damit?) Wir ahnen: Es ist vor allem die Seelenerziehung des Königs, die in das Schweigegebot vorauswissend eingeplant war - gleich mit Nennung der ganzen Erlösungstat.

Der König beugt sich zuletzt den irdischen Richter-Instanzen - aber er hat diesen Schritt so lange herausgezögert, dass das Erlösungswerk in dieser letzten Minute vollbracht ist. Der wissende, leidende, „nächtliche Anteil“, der dem größeren Seelenwesen, den „Brüdern“, in seiner Verwandlungsarbeit heimlich und schweigend verbunden blieb, kann endlich reden: Das lange Schweigen war Liebe, nicht Verweigerung, nicht Entzug. Alles wird einleuchtend, alles klar.

Es handelt sich um ein Motiv, dem wir durch viele Märchen noch folgen können. Immer ist es das des Verkannt-Seins, dem nicht selten sogar der Verstoß, das Vergessen folgt; die Wahl einer „anderen Braut“.

Und eigentlich immer ist dieser Seelenanteil durch eine weibliche Gestalt präsentiert. Mit einer bekannteren Ausnahme: dem „treuen Johannes“ im gleichnamigen Märchen - der gleichfalls einem Schweigegebot unterliegt.

In seinem Fall wird es durchbrochen. Dreimal rettet dieser treue Diener des Königs diesen aus einem leichtfertig eingegangenen Abenteuer, von dessen tödlichen Gefährdungen der König nichts weiß, diesem erscheint jeder dieser Eingriffe als grob und gewaltsam, so dass sie zunehmend seinen Zorn erregen, schließlich droht dem „treuen Johannes“ die Hinrichtung. In diesem Moment gibt der treue Diener die Wahrheit preis – mit jedem Satz, den er spricht, verwandelt es sich jedoch, von den Füßen aufwärts, zu Stein.

Es ist, in dieser Variante einer männlichen Dienergestalt, eine tief anrührende Szene. Wir wollen auf das Schweigegebot und die „Steinwerdung“ noch einmal zu sprechen kommen.

Gleichfalls besonders ergreifend vollzieht sich das Schicksal einer solchen Verkennung, schließlich sogar des völligen Vergessens im Märchen vom „Trommler“:

Nachdem dieser Trommler und Held des Märchens die junge Prinzessin vom Glasberg befreit und aus der Gewalt der Hexe erlöst hat und sie nun eigentlich glücklich heimkehren könnten zum Schloss, setzt er sich durch mit der Bitte, noch einmal zur Stadt seiner Eltern zurückzukehren - einzig für einen kurzen Abschiedsbesuch, wie er selber aufrichtig plant. Sie warnt ihn, bei der Begrüßung die Eltern nicht auf die rechte Wange zu küssen; andernfalls

würde er sie, die Braut, und damit ihre gemeinsame Liebe und jedes Treueversprechen augenblicklich vergessen.

Die bittere Konsequenz der Märchen nach einer solchen Vorwarnung ist bekannt: Der Kuss auf die rechte Wange erfolgt; und er kehrt an das Stadttor, an dem sie ihn gehen ließ und an dem sie ihn wieder erwarten wollte, nicht mehr zurück.

Abend für Abend kommt sie nun in die Stadt, geht langsam und sehnsüchtig an seinem Haus vorbei, manchmal sieht er sie auch - doch er erkennt sie nicht mehr. Das alte, irdische Lebensrad hat ihn vollständig wieder ergriffen, er hat sich erneut den „Eltern“ der früheren irdischen Herkunft verbunden. Und eines Tages erfährt sie beim Weg durch die Stadt, dass er heiraten wird. Er hat eine „neue Braut“, die Mutter hat sie ihm ausgesucht; das Hochzeitsfest findet statt. Verzweifelt, in tiefer Trauer, könnte sie aufgeben, doch sie sieht eine letzte Chance: Es ist der Versuch einer „Nachtbegegnung“, einer letzten Weckung seiner tieferen Erinnerung.

In einem herrlichen Kleid erscheint sie selber beim Fest, die andere, „irdische“ Braut, der Kleider die „größte Lust“ sind, will es ihr abkaufen, doch die Königstochter erbittet als Gegenwert etwas anderes: Sie wünscht, eine Nacht vor der Tür zu verweilen, wo der Bräutigam schläft. Sie darf es. Ihr Kleid dafür eintauschend gehört ihr der Platz vor der Kammer, und in die nächtliche Stille hinein versucht sie nun leise und klar ihren Weckruf.

Doch der Geliebte schläft fest. Er hat einen Schlaftrunk genommen, den die Braut ihm bereitstellte, und bleibt unerreikbaar für sie. Auch in der folgenden Nacht, wieder ein kostbares Kleid vergebend, ruft sie umsonst. - Erst beim drittenmal, als der Bräutigam schließlich den Schlaftrunk verweigert, kann er an ihrer Stimme erwachen - und sie wieder erkennen als das, was sie war und mit diesem Mo-

ment wieder sein wird: seine wirkliche Braut.

Wir wollen der „irdischen Braut“ noch genauer unsere Aufmerksamkeit widmen. Und dafür nochmals ein Märchen einbeziehen, das etwas wie ein Prototyp des „Verken- nungsmärchens“ ist: „die Gänsemagd“.

Die junge Königin, allein in Begleitung der Kammerzofe in einer Kutsche dem König zureisend, dem sie verspro- chen ist, wird während der Fahrt von der Zofe gezwungen, die königlichen Kleider Stück für Stück mit den ihren zu tauschen. Nach und nach muss sie alle Insignien ihrer Kö- nigswürde der immer dreister und tyrannischer werdenden Zofe auf diesem Reiseweg überlassen.

Der König empfängt die falsche Braut, arglos, die junge Königin selber darf von nun an nur Magddienste tun, das „wissende Pferd“, der einzige ihr gebliebene Freund, wird ihr genommen, zerstückelt. Abend für Abend jedoch erin- nert der abgeschlagene Pferdekopf unter dem Stadttor sie eindringlich klagend an das erlittene Schicksal - das einer tief vom Unrecht getroffenen heimlichen Königstochter.

Auch sie darf den König in seiner Blindheit nicht wach- rütteln, auch sie muss warten - ihn „reifen“ lassen, bis er sie selber erkennt. Und am Ende ist es auch einzig der Ofen, in den sie kriecht und dem sie ihr schweres Los an- vertraut. Immerhin, ist dieser Ofen nicht schon das Ver- sprechen einer die Königsgemächer demnächst durchflu- tenden Wärme? Ist er nicht überhaupt etwas wie das „wär- mende Herz“ eines Hauses? Wie gut und unerlässlich zu ihrer Errettung, dass der König zu hören versteht! dass er sich eben an diesem Ofen befindet und heimlich lauscht!

Ein anderes, gleichfalls sehr einprägsames Märchen der Verken- nung ist „Allerleirauh“, das eine nochmals neue Variante des Themas durchspielt.

Das königliche Mädchen, das der jagende König einsam

in der Wildnis des Waldes aufspürt, ist in ein Flickwerk von Pelzen gehüllt - ein Gewand aus den Fellen „aller Tiere der Erde“, wie es der Vater ihr anfertigen ließ. In ihrer Erscheinung ist sie nur noch ein Waldgeschöpf, beinahe ein Tierwesen. Der junge König nimmt sie mit an den Hof - doch es wäre ihm völlig unmöglich, die Täuschung dieser Einkleidung bereits zu durchschauen.

Sie erhält ihren Platz in der Küche, auch sie führt täglich Magddienste aus. Doch fügt sie nach einer Zeit, sehr zum Entzücken des Königs, den Speisen kleinere, offenbar wunderbar würzende Gaben bei, die auf dem Grund der geleerten Gefäße aufleuchten. Drei solcher Gaben hat sie bei ihrem Aufbruch vom Schloss des Vaters mit auf den Weg genommen: einen goldenen Ring, ein goldenes Spinnrädchen, ein goldenes Haspelchen; wie außerdem die „drei Kleider von Sonne, Mond und Sternen“, die sie in eine Nussschale einschloss.

In diesen Kleidern erscheint sie nach und nach bei drei großen Schlossfesten, allseits für ihre Schönheit bewundert, der König wählt sie sich augenblicklich zur Tänzerin und will sie am Ende des Tanzes jedes mal festhalten - doch immer entwischt sie. Wohin entschwindet sie? Immer erneut an den Platz in der Küche zurück, wieder färbt sie dort ihr Gesicht mit Ruß und legt ihr Pelzgewand an.- Selt- sam und rätselhaft ist diese Scheu des Erkannt-Werdens. Auch die Herkunft der Beigaben in den Speisen verleugnet sie. Warum gibt sie sich nicht zu erkennen, wenn sie doch heimlich selber die Fäden dieser Verbindung knüpft?

Es ist vorrangig immer erneut die Geschichte des Königs: Er ist es, dem sie in seiner gewohnten Art des „Begreifens“ und Sehens immer wieder entgleitet. Allein die Beschaffenheit seiner eigenen Wahrnehmung ist immer erneut der Grund, dass er sie hinter dem „Pelzkleid“ verschwinden sieht und anschließend nicht mehr erkennt -

jene Tierumkleidung, von der das Märchen am Anfang in den ihm eigenen Bildern berichtet: Einstmals hat sich die noch kosmische Seele bei ihrem Aufbruch, der ihr Niederstieg auf die Erde war, nach und nach darin eingehüllt.

Diese Tierverkleidung ist die trennende Wand zwischen dem König und ihr. (In einem anderen Märchen ist sie zur Dornenhecke geworden). Aus einem anderen Blickwinkel ließe sich ebenso sagen: Es handelt sich um des Königs eigene „Fellverzauberung“, in der sich seine eigene Sicht-Beschränkung und „Sicht-Verhexung“ zum Ausdruck bringt. Und so auch wird am Ende er selber es sein, der diese Fellverkleidung mit Entschiedenheit fortreißt - womit sich das darin verborgene, ihm lange schon fest verbundene Wunder dauerhaft offenbart.

Wir wollen das Thema mit zwei letzten Märchen beenden, eines speziell zu diesem Motiv; es sind zwei der bekanntesten und beliebtesten überhaupt.

Das erste handelt von den drei Schwestern, von denen zwei die Liebe der Mutter genießen, während die dritte allein alle niedere Hausarbeit tun muss. Wieder ist es die Stiefmutter, die das Haus des seltsam untätigen Vaters beherrscht, mit egozentrischer, tyrannischer Wesensart, die auch die der zwei Stiefschwestern ist.

Schöne Kleider und Edelsteine erbitten sich beide Schwestern vom reisenden Vater - die dritte nur ein frischgebrochenes Reis. Aber es wird ihr „Haselreis“ sein, das sie auf dem Grab der verstorbenen Mutter einpflanzt, wo es ein herrlicher Baum wird: ihr Wunder- und Wunschbaum. Die Kleider, die er später dreimal auf sie herabschütteln wird, werden sie in überirdischer Schönheit aufstrahlen lassen - unvergleichbar dem irdischen Kleiderschmuck ihrer Schwestern.

Wieder begegnen wir - sichtbarer als in „Allerleirauh“ -

einem leidenden Anteil der kosmischen Seele. „Aschenputtel“ ist die Ausgestoßene und Verachtete, deren Seelenart im irdisch ausgerichteten Denken und materiellen Wünschen der Mutter und der zwei Schwestern keinerlei Verständnis und Zuspruch findet, als fremd und minderwertig erscheint.

Was ist die Arbeit, zu der sie die Mutter verurteilt, als sie mit den Schwestern zusammen zum großen Schlossfest aufbrechen will? - Sie soll „Linsen auslesen“. Nie könnte sie selber die Arbeit bewältigen - nicht ohne die Tauben, die sie zu Hilfe ruft. „Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen.“ So gibt sie der Taubenschar Anweisung, und noch vor der gesetzten Frist einer Stunde ist die geforderte Arbeit getan.

Das „Linsen-Auslesen“: Es bedeutet, das Nahrhafte von dem Unbekömmlichen, Schlechten zu trennen. Was symbolisieren die weißen Tauben, die ihr bei dieser Ordnungsarbeit behilflich sind? Spirituelle Gedanken! Als „weiße Tauben“ kommen sie zahlreich durchs „offene Küchenfenster“. Beim zweiten Einsatz zum Linsen-Lesen haben sie schon gelernt: sie erledigen die doppelte Arbeit in nochmals kürzerer Zeit.

Der weitere Verlauf ist bekannt. - Auch Aschenputtel verschwindet mit großer Scheu nach den Tanzfeiern, bei denen sie den König bezaubert hat, nur ein verlorener Schuh bleibt und gibt schließlich Hoffnung auf ihre Spur. Der König erscheint vor dem Haus der Eltern, dort werden ihm auch sogleich zwei Mädchengestalten präsentiert, die sich der Schuhprobe gern unterziehen wollen. (Wir schmunzeln schon, wenn wir lesen, dass beide sich freuten: „denn sie hatten schöne Füße“.)

Keiner der Schwestern passt der Schuh; die eine hackt sich auf Rat der Mutter die große Zehe ab, die andere die Ferse. Doch jedes Mal verraten die Täubchen dem König,

der seine Braut bereits glücklich heimführen will: „Blut ist im Schuh... die rechte Braut sitzt noch daheim.“ Fast gewaltsam muss er das Geheimnis der dritten Tochter der Mutter entreißen, die ihn unwirsch zuletzt in die Küche führt - und siehe: der Schuh sitzt „wie angegossen“. Und in diesem Moment erkennt er sie auch.

In diesem Märchen ist es das Schuhwerkzeug, das zur Messlatte wird für die „Braut-Qualität“ und die unverkennbare Seelenart der Gesuchten endlich verraten muss: Es lässt ihre Art des Gehens erkennen, des Erde-Berührens. Die beiden Schwestern sind, in unterschiedlicher Weise, zu erdschwer (die eine ist „zehenlastig“, die andere ist „hackenlastig“, so könnte man sagen), beide finden das ausbalancierte Gleichgewicht der Berührung nicht.

Welchen Irritationen und Täuschungen ist der König bei seiner Suche ausgesetzt! Und welches Ende nähme alles ohne die Tauben? (Wir begreifen das wiedererscheinende Tauben-Symbol.) Wäre er sich des zweimaligen Irrtums bewusst geworden ohne ihren Warnruf?

In vielen Märchen, auch denen der unterschiedlichsten Völker, in denen die Zentrumsgestalt der heranwachsende, junge Königssohn ist, gibt es den einen plötzlich hell aufleuchtenden Punkt:

Das Erkennen der Königstochter und das Erwachen der Liebe zu ihr. Manchmal geschieht dies nur durch ein Bild; doch immer wird es zum unwiderstehlichen Drang, sie aufzusuchen, sie zu erlösen.

Die Entdeckung vollzieht sich nicht selten mit der Eindringlichkeit und Wucht eines Verhängnisses, vor dem die Eltern den Sohn am liebsten bewahren möchten. (Im Märchen vom „Treuen Johannes“ gibt es das verschlossene und verbotene Zimmer, in dem sich das Bildnis befindet.) Denn jetzt wird der plötzlich „Wissende“ in dem alten Zustand

keine Ruhe mehr finden, der Weg in die Abenteuer beginnt, tödliche Gefahren müssen bestanden und unerfüllbar scheinende Aufgaben bewältigt werden.

Und doch: Es war häufig nur dieser Moment einer augenblicksweisen ersten Entdeckung. Dieser Moment wird das Schauspiel der kämpfenden Suche in Gang setzen, doch er wird seine Strahlkraft einbüßen. Das Bild der Königstochter verblasst, selbst wenn der Suchende ihr Auge in Auge bereits gegenüber stand, manchmal scheint es auch wieder vollständig ausgelöscht.

Der junge König ermüdet, er unterliegt dem Zugriff der Hexenmacht, die mit allen Mitteln versucht, die einmal erwachte Zuneigung zur kosmischen Seele wieder zu löschen und jede erneute Begegnung unmöglich zu machen. Und immer wieder ist es die „falsche Braut“, die eine Zeitlang die wahre verdrängt. - Die junge Königin in dem „Brüderchen und Schwesterchen“-Märchen (wie auch die Gemahlin im Märchen „Die drei Männlein im Walde“) muss diese Verdrängung bis in die Konsequenz des eigenen Todes erfahren.

Der höhere Seelenanteil, das kosmische Selbst, hat keine Wohnung im „Hexenwald“: in den Jagdrevieren der irdischen Wettkämpfe, der Unterwerfungs- und Beutelust, der Macht- und Gewaltspiele. Seine Sichtfenster sind die auf die Fülle und Schönheit des ganzen lebenden Kosmos. Es bedarf keiner Kampfabenteuer zu seinem Glück, keiner Ehrgeiz- und Eitelkeitsspiele. Diese bedeuten, aus dieser Sicht, nur eine Eintrübung der Fenster.

Letztlich sind uns allen Momente dieser ganz anderen Glücksberührung bekannt - etwa in den Augenblicken einer großen Naturerfahrung, der Begeisterung durch eine Musik wie durch jede Art Schönheit, die uns entzückt. Und soweit diese andere Art des Glücks in unseren Menschenbeziehungen und großen und kleinen Gemeinschaftsver-

bindungen in Erscheinung tritt, haben wir auch Namen dafür.

Es sind die in uns aufleuchtenden Ideale: Güte, Treue, Hingabebereitschaft, Selbstlosigkeit. In bestimmten Augenblicken des Lebens blitzen sie plötzlich verzaubernd auf, erfassen uns mit Begeisterung - und wir sind für diese Momente sicher, sie dauerhaft bewahren zu können.

Dann beginnt erneut der Weg der „Weltabenteurer“ - meist ist es nur der in das übliche Leben und seine gewohnten Alltagsmühlen. Doch gerade auch diese Bewährungsproben sind es, die in der Summierung einen entscheidenden Anteil des „großen Abenteurers“ bedeuten. Wir spüren die Wirkungen rasch: Was uns in jenen Momenten erwärmte, uns „heilig“ und wichtig erschien, ist häufig schon bald nichts anderes mehr als ein fernes, blaßes Ideal, ein bloßes Wort, ein unbestimmter Begriff.

Im Bild des Märchens: Der wieder die Jagdreviere durchstreifende König hält nur noch ein blutleeres Abbild verwahrt. Möglicherweise verblasst es ganz oder ist, wie in „Schneewittchen, leblos verwahrt in „einem gläsernen Sarg“. Oder es ist, wie im „Treuen Johannes“, ein stummes Gebilde „aus Stein“ geworden.

Wir können sehr viel „begriffen“ haben (auch an spirituell-esoterischem Wissen), ohne dass dieses Wissen etwas in unserer Seele selbst entscheidend verändert. Wir bewahren es in der Art eines philosophischen und „humanistischen Gedankenguts“, das wir „redend verwalten“, doch dem kein wirkliches Leben mehr eigen ist.

Die täglichen Waldreviere betretend und erneut von den „Alltagsjagden“ vereinnahmt, unterstellt sich das irdische Ich rasch den bekannten Wertesystemen seiner gewohnten Denkungsart. Jene ganz andere Weltwahrnehmung, so eindrücklich sie augenblicksweise erlebt worden sein mag, ist dieser in vielen Aspekten grundsätzlich fremd.

Besitz erlangen und Macht, Stolz erleben und Ehre genießen – das sind für das irdische Ich die begehrten Daseinsziele. Sie sind legitim, in diesen Kämpfen erprobt es seine Kraftpotentiale, und es ist zunächst genau die Rolle, die ihm im großen „kosmischen Dramenentwurf“ zuge-dacht ist.

Und doch: Die „Hexenmacht“ kann vereinnahmend wirken, bis an den Punkt des tiefen Vergessens. Und mehr und mehr verliert sich die Seele im „Dickicht des Waldes“ und damit oft in ein Szenario der Schrecken.

Die Märchen sind sich der Dimension dieses Dramas und seines Ernstes bewusst. Das Wirken der Hexen und Stiefmütter, deren Listen und Eingriffe zielen auf Zerstörung und Tod und schlagen sich nieder in Bildern erbar-mungsloser Gewalttätigkeit.

Die stiefmütterliche Königin, Tag für Tag vor den Spiegel gebannt mit der bangen Frage: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die schönste im ganzen Land?“, trifft die unmissverständliche Antwort ins Mark. Darf jemand anderes es wagen, diese schönste zu sein? Wer ist es?

Der Spiegel sagt unbestechlich die Wahrheit, die Stiefmutter weiß es. Wohl ist sie „...die schönste hier“, aber dies könnte ihr nie genügen. Ihr Neid wird Hass. Schneewittchen ist die „tausendmal schönere“ - die nach ihrer Ver-treibung vom Schloss Zuflucht und Bleibe „hinter den sieben Bergen“ fand, jene bezaubernde Mädchengestalt, der kein Spiegel ihre Schönheit je anzeigen muss, deren Schönheit einfaches „So-Sein“ ist. Dafür soll sie ihr Leben einbüßen.

Dreimal bricht die Stiefmutter auf, jedes mal in der Rolle der Krämerin. Sie schnürt Schneewittchen mit hartem Griff, bis zur Ohnmacht, fest in ein Leibchen ein. Das Bild sagt einleuchtend, was dieser Angriff bedeutet: Schnee-

wittchen soll gleichfalls „engherzig“ werden, die Krämerin versucht sein Gefühl zu verderben. Beim zweiten Besuch kämmt sie Schneewittchen mit einem vergifteten Kamm: Sie versucht, das Gift ihrer eigenen Eitelkeit in sein Denken zu bringen. Schließlich lässt sie Schneewittchen von dem vergifteten Apfel essen - und imitiert damit den Sündenfall selbst.

Der Neid ist manchmal die „Wurzel alles Bösen“ genannt worden - in einem Aspekt zu recht. Es ist die innere Geste, die ein offensichtlich Schönes, ein Gutes einzig dafür verneint, dass es nicht das „eigene“ ist und es dafür mit Hass verfolgt. In keiner anderen seelischen Regung wird die Essenz eines „Sündenfalls“ sichtbar wie eben in dieser: der Schritt, der Sturz in die „Sonderung“ - als die „Sünde“ im eigentlichen Sinn zu verstehen ist. Sie entspringt der tragischen Illusion eines Ich, das sich einzig in den harten Grenzziehungen und Frontenbildungen konturiert.

Schneewittchen, die „tausendmal schönere“, kann durch diese Attacken der Stiefmutter nicht umgebracht werden. Und doch verfällt sie in einen Zustand der Leblosigkeit, in einen todesähnlichen Schlaf. War sie schon vorher entrückt - in die elementarische, abgelegene Welt eines „Zwergenreichs“ - so existiert sie jetzt nur noch in einem gläsernen Sarg. Doch ihre Schönheit ist unangetastet und blieb dahinter bewahrt.

Den ausreitenden Königssohn, der ihr begegnet, kann selbst die unbewegliche, bleiche, wie seelenlose Gestalt mit ihrem Zauber berühren. Er versucht sie den Zwergen abzukaufen - diese doch schütteln bedauernd den Kopf. Da bittet er inständig, sie ihm zum Geschenk zu machen, denn er „kann nicht leben, ohne Schneewittchen zu sehen“ - und sie willigen ohne Widerspruch ein. - Und als Schneewittchen durch die plötzliche Erschütterung des Sarges (eine Bewegung und Erschütterung vor allem tief in der Seele

des Königs) vom Apfelbissen in ihrer Kehle befreit ist und wieder die Augen aufschlägt und staunend fragt: „Wo bin ich?“, da sagt der König - wohl mit vor Freude klopfendem Herzen - ganz selbstverständlich: „Du bist bei mir“.

Welcher Satz könnte inniger ausdrücken, dass kein anderer Platz als dieser der ihre sein muss? Dass beide ganz selbstverständlich zusammengehören? „Und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.“

Es ist allein das Erkennen, das zu Liebe und unwiderstehliche Sehnsucht wird, welches Schneewittchen ins Leben zurückruft. - Wird sie dem König bewahrt bleiben? Wird möglicherweise wieder eine „falsche Braut“ sie verdrängen? Das Märchen sagt darüber nichts.

Richten wir die Frage an uns selbst: Werden wir, wenn wir die Intrigen der Hexen und Stiefmütter durchlitten und durchschaut und uns aus dem Bann des Spiegels, der ein Spiegel der leeren Eitelkeiten und Eigenliebe ist, gelöst haben - werden wir jenes Bild einer ganz anderen Schönheit dann auf Dauer in uns festhalten können?

Werden wir das Geheimnis begriffen haben: Dass es vor allem ein „Königreich in uns selbst“ ist, das wir erobern und in das wir zurückkehren müssen? Und dass wir es nur auf diesem Weg zu unserem ganz eigenen machen?

Es wird uns nur halten können, wenn wir die neue Fülle erkennen, mit der es uns beschenkt – seine neuen anderen Fenster des Wahrnehmens.

Das gläserne Blau eines funkelnden Morgenhimmels, das tauglitzernde Gras einer Waldwiese, das freundschaftliche Lächeln auf einem Gesicht, die Schönheit eines fallenden Blattes, die Berührung einer uns wärmenden oder streichelnden Hand - haben wir die uns versprochene, so überaus strahlende Königstochter darin erkannt? ihren sich leise nähernden Schritt wahrgenommen?

Wir bemerken es einen Moment; manchmal auch für

einige tiefe, erfüllte Augenblicke. Und schicken Aschenputtel doch wieder zurück an den Küchenherd.

Sie wird dort weiterhin ihren Dienst tun, wartend, um ihre verborgene, tatsächlich alles hell überstrahlende Schönheit wissend. Duldend, nicht tadelnd. Es ist kein Tadel in diesem Licht - auch nicht gegen unsere selbstgesuchten, immer noch einmal lustvollen, lärmigen, leidvollen Kraftproben und Kampfspiele.

Sie werden ihre Aufgabe einmal erfüllt haben. Und sie werden uns schließlich ermüden - bald oder erst nach längerer Zeit. Die Entscheidung liegt letztlich in uns. Und nur wir selber werden uns für die häufig gegangenen Umwege, manchmal auch Irrwege tadeln.

Am Ende wird nur von Bedeutung sein, ob sie uns dienstreich waren, ob sie uns „wegkundig“ und wissender machten - wenn unsere Reisewege langsam doch wieder zurück auf die Berggipfel führten.

Wann immer es sein wird: Alle werden sie einen noch unbekanntem Akkord des Entzückens erschaffen - in der Wiederbegegnung mit dem vergessenen Licht der Höhen.

Die Befreiung des schlafenden Riesen

Wir wollen noch einen weiteren Aspekt beleuchten und diese Betrachtungen mit einem letzten Märchen abschließen, in dem die meisten der nun genannten Motive noch einmal deutlich ins Bild treten.

Das Märchen beginnt: „Es war einmal ein König, der hatte einen großen Wald bei seinem Schloss, darin lief Wild aller Art herum. Zu einer Zeit schickte er einen Jäger hinaus, der sollte ein Reh schießen, aber er kam nicht wieder...“ Jäger um Jäger schickt er hinaus in den Wald, doch keiner kehrt wieder zurück. Schließlich wird der Wald zum gefürchteten und gemiedenen Ort. Keiner wagt ihn mehr zu betreten, bis eines Tages ein fremder Jäger erscheint - der steht, einem Wild folgend, plötzlich vor einem tiefen Pfuhl, aus dem eine Hand sich hinausstreckt und seinen Hund hinabzieht.

Er lässt den Pfuhl trockenlegen, und ein wilder Mann, braun am Leib „wie rostiges Eisen“, mit langen, bis auf die Knie wuchernden Haaren wird sichtbar. Der Jäger verfügt, ihn mit Stricken zu binden und ins königliche Schloss mitzuführen. Dort wird dieser seltsame Unhold des Waldes in einen Käfig gesetzt, der Schlüssel bleibt in Verwahrung der königlichen Familie; der Wald ist wieder sicheres Territorium. Doch nicht für lange.

Der achtjährige Sohn des Königs verliert seinen rollenden goldenen Ball in den Käfig des wilden Mannes, der gibt ihn nicht wieder zurück. Es sei denn: der Junge öffne den Käfig. Zögernd folgt der Junge dem Wunsch, doch sobald er den Mann aus dem Käfig davonspringen sieht, packt ihn die Furcht vor dem Zorn der Eltern, und er bittet den Fremden, ihn mit in den Wald zu nehmen. Dort wird er

nun, in den Diensten des „Eisenhans“, die Zeit seiner Jugendjahre verbringen. -

Der König selber ist es, der - zum Anfang des Märchens - mit Aussendung seiner Jäger Gewalt und Tod in den Wald trägt. Gewalt und Tod kommen wie ein Echo von dort zurück. Dieser König sieht diesen Wald lediglich als „Jagd-Wald“, als menschliches Beute-Revier. Damit verkennt er ihn.

Die Antwort auf jene gewaltsame Geste wird eine Gestalt sein, die rostig-braun ist, eisenhaft, ungezähmt, wild. Keiner könnte in diesem Augenblick ahnen, welches ihr wahres, tieferes Wesen ist; am wenigsten jetzt, da der „Wilde“ mit Stricken herbeigeführt und sodann im Käfig verwahrt wird. Wohl ist der Wald wieder frei. Doch die dort heimatliche, „heimliche Seele“ seiner verborgenen Tiefe sitzt nun gefangen: entrückt hinter Gittern, versteckt durch die braune Eisenrost-Haut.

Der Eingriff des fremden Jägers, der „keine Furcht kennt“ und ohne weitere Spur im Märchen wieder verschwindet, bleibt rätselhaft. Was er tut, erscheint wie eine Tat der Erlösung. Doch sie setzt nur das eigentliche Drama in Gang und steckt seinen Rahmen ab. Die menschliche Arbeitsmühe, die Auseinandersetzung mit dem Eisenhans, steht noch bevor.

Wichtig wird im Weiteren vor allem die Geschichte des Königssohns. Nachdem jene erste so folgenreiche Verbindung über den goldenen Ball geknüpft ist (natürlich ist jener Ball auch wieder die goldene Kugel im „Froschkönig“-Märchen), wird es Aufgabe des Jungen, den „Brunnen zu hüten“. Es ist ein Brunnen im Verwahrungsbereich des Eisenhans, „ein Goldbrunnen hell und klar wie Kristall“, und hier ahnen wir erstmals etwas von dessen verborgener Größe und Macht. (Und er sagt es, in diesem Moment uns noch überraschend, auch selbst: „Schätze und Gold habe

ich genug und mehr als irgendjemand auf der Welt.“)

Die Reinhaltung des Brunnens, der Wächterauftrag, misslingt: Der Jüngling vertieft sich in sein Spiegelbild und seine Haare fallen hinein. Diese Haare werden von nun an einen goldenen Glanz tragen. Erfüllt es den Jüngling mit Stolz? – Nein, er wird in allen folgenden Jahren ein „Hütchen“ tragen, um diesen leuchtenden Kopfschmuck sorgfältig zu verbergen.

Beim Eisenhans kann er nicht bleiben. Über „gebahnte und ungebahnte Wege“ zieht er hinaus in die Welt, endlich findet er Arbeit in einem Schloss, er hat „nichts gelernt“, ihm bleibt nur ein Dienst als Holz und Wasser tragender, Asche-kehrender Küchenjunge. - Er durchlebt seine „Aschenputtel-Jahre“, die Dienstmagd-Rollen, wie die anderen Märchen sie schildern. Schließlich wird er in den Garten versetzt und muss „hacken und graben und Wind und böses Wetter über sich ergehen lassen“.

Doch einmal, im Sommer, als er sein Hütchen lüftet, mit dem er bislang einen bösen Grind zu verdecken behauptete, wird er erkannt: Ein Lichtschein fällt ins Zimmer der Tochter des Königs und sie sieht seine golden blitzenden Haare vom Fenster aus. Sobald sie ihn rufen lässt freilich, hat er den Kopf schon wieder bedeckt.

Wir sind in ein „Aschenputtel-Märchen“ versetzt - in einem konsequenten Tausch der männlichen und weiblichen Rollen. Eine „irdische Königstochter“ hat den Goldglanz seiner Haare erkannt, und sie wird es sein, die am Ende die Wahl des richtigen Freiers zu treffen hat. Mittels eines goldenen Apfels, den sie unter die versammelten Ritter wirft, will sie ihn ausfindig machen: Der „rechte Freier“ muss in der Lage sein, ihn zu fangen. (In „Aschenputtel“ ist es die „Schuhprobe“, die die richtige Entscheidung herbeiführen muss. – Und so wie in „Schneeweißchen und Rosenrot“ unter dem aufgerissenen Bärenfell plötzlich ein

verborgener Golduntergrund zu leuchten beginnt, so wird die Königstochter der goldenen, sonst versteckten Haare gewahr.)

Die Spuren der Vergoldung führen zum Eisenhans; zum Kristallwasser des Waldbrunnens. - Das kindliche inkarnierte Ich hat ihn im Heranwachsen schließlich nicht rein halten können. Die Lust der probenden Selbstentdeckung, die Selbstbespiegelung wurde, hat es zuletzt übermannt. Es war der Brunnen der eigenen, reinen Ursprungsquelle. Jede Trübung bedeutet Trennung, Entrückung. Das den Kindheitsjahren entwachsende Ich geht seine irdischen Karma-Straßen: seinen Weg der Arbeit, der Mühen.

Was es so sichtbar über Staub und Grau seiner Alltagsmühsal erhebt, will es nicht zeigen, nicht preisgeben. Es wäre fremd in dieser so anderen, inzwischen betretenen Welt. Das Ich vom einstigen Goldbrunnen bedeckt die doch unverändert funkelnde Goldspur mit Scheu, mit Scham. Es ist ein Zeichen der Sonderheit, nichts als ein „Grind“. Vielleicht dass es selber den Goldglanz zuzeiten vergisst. Es wird zum innersten, stillsten Geheimnis, erschreckt wieder zugedeckt und auch entschieden verleugnet, wenn eine irdische Königstochter es plötzlich erspäht.

Die Verbindung zum Eisenhans besteht fort. Nur scheinbar war sie für längere Zeit unterbrochen, als fest gewachsenes Bündnis trägt sie jetzt Früchte. Ein Krieg bricht aus, der König ist in große Bedrängnis geraten, der Gärtnerjunge reitet zum „dunklen Wald“ und erbittet, wie ihm vor langem beim Abschied versprochen, die Hilfe des Eisenhans. Das eiserne Kriegsvolk, das er erhält, fährt wie ein Unwetter unter die Feinde des Königs und vernichtet sie alle. Zurückkehrend schlüpft er in Eile wieder in seine Gärtnerkleidung, niemand hat den geheimnisvollen Retter erkannt.

Das Märchen schildert ihn herrlich humorvoll in der so

häufigen Rolle des allseits Verkannten: Sich freiwillig zum Einsatz des Krieges meldend, erhält er nur einen lahmen Gaul – „hunkepuus, hunkepuus“, so trabt er daher - und als er zurückkehrt, wird er nur spottend gefragt: „hinter welcher Hecke er wohl derweilen geschlafen“ habe. Er ist der allseits belachte „Hunkepuus“, doppelt verspottet, als ihm die Bemerkung entschlüpft, er „habe das Beste getan“ und ohne ihn „wäre es schlecht ausgegangen.“

Das große Schlossfest wird angesetzt, die Königstochter plant ihren Apfelwurf – still hoffend, der ersehnte Freier möge sich einfinden. (Wird es der goldhaarige Gärtnerjunge sein, dessen Geheimnis sie kennt...?) - Dreimal erscheint er (es ist der Gärtnerjunge!), jeweils vom Eisenhans prächtig ausgerüstet: als roter Ritter, sodann als weißer, zuletzt als schwarzer. Jedes Mal fängt er den Apfel, jedes Mal jagt er sogleich damit fort und entzieht sich den stauenden Blicken.

Er scheint nicht bleiben zu wollen, verweigert jedes Erkenntsein. - Er, der Eisenhans-Rufer, dem alle Kräfte des machtvollen Mannes inzwischen verfügbar sind, der glänzende Ritter, durchspielt die bekannten Rollen Aschenputtels und Allerleirauhs – dieses so flüchtigen kosmischen Seelenteils. In die irdischen Tanzfeiern trägt er sein unwiderstehliches Leuchten, um sich danach sofort zu entziehen. Es ist kein Schuh, der ihn schließlich verrät, es ist sein goldenes Haupthaar.

Jetzt kennt die Königstochter die sichere Spur. Kein Leugnen hilft mehr. Die offenen Haare verraten es dem ganzen versammelten Hofstaat. Er war auch der Retter in der verzweifelten Abwehr des übermächtigen Kriegsgegners. Was will er zum Dank? Offenbar weiß er es längst, er sagt es ohne ein Zögern: die Tochter des Königs. (Und von dieser nun heißt es hier, dass sie lacht; „der macht keine Umstände“, sagt sie fröhlich und küsst ihn.)

Uns erwartet noch eine Überraschung zum Schluss: „Und als sie im Hochzeitssaal saßen, da schwieg auf einmal die Musik, die Türen gingen auf und ein stolzer König trat herein mit großem Gefolge. Er ging auf den Jüngling zu, umarmte ihn und sprach ‚Ich bin der Eisenhans und war in den wilden Mann verwünscht, aber du hast mich erlöst. Alle Schätze, die ich besitze, die sollen dein Eigentum sein.‘“

Wie könnte es anders auch sein. Wie könnte dieses Fest der Vermählung, der innig sich wieder verbindenden Seelenanteile den Eisenhans ausschließen. Der junge König hat ihn „erlöst“, auf dem geschilderten Weg seiner Lebensgeschichte. In dem wilden Gesicht, der rostigen Eisenhaut fiel einst der Spiegel auf den alten König zurück: Es war seine Geste der Gewalttätigkeit. Darunter wohnte ein machtvoller, aber noch nicht in klarer Bestimmung und Einsicht verfügbarer Wille. Zum Weg der Bändigung wurde der Käfig.

Wie anders spiegelt die nun in den Festsaal tretende große Eisenhans-Königsgestalt den jungen König und neuen Herrscher! „Meine Macht ist groß, größer als du denkst, und Gold und Silber habe ich im Überfluss...“ Alles wird Eigentum des jungen Königspaares sein. Wie ließe sich von ihrer Einheit sprechen ohne die Einheit auch mit dem Eisenhans.

Das Geheimnis, auf das dieses Märchen des Eisen-Namens deutlich wie wenig andere hinweist, ist das des menschlichen Willens: eines uns meist nur anfänglich erst bewussten, wie schlafenden Riesen. Es ist ein Märchen, das diese menschliche Willenskraft in ihren Verzauberungsstufen beschreibt. Sie wird zur Ergänzung des königlichen Seelenpaares. Die Strahlkraft der Schönheit, die Innigkeit und der Glanz der Liebe finden Schutz und Geborgenheit in dieser „Instanz“ der Stärke.

Damit kommen wir auf ein anderes Märchen zurück und eine Gestalt, der gegenüber wir mit einer Erklärung und Zuordnung zunächst noch warteten: dem „treuen Heinrich“, dem Diener des verzauberten Frosches im „Froschkönig“. - Drei Eisenringe sind es, die dem „treuen Heinrich“ um das Herz gelegt sind, es damit in der Umklammerung haltend wie gleichzeitig zu seinem Schutz; würde es doch möglicherweise sonst „zerspringen“ - einfach aus übermäßigem Leid, das diesen treuen Diener angesichts des unglücklichen Zustands seines Herrn übermannt hat.

Wir sind, so scheint es, einer anderen Gestaltwerdung des „Eisenhans“ im „treuen Heinrich“ begegnet. - Auf dem „Heimweg“ der königlichen Kutsche hören wir es dann dreimal gewaltig krachen: Jedes mal springt einer der Eisenringe, das Herz aus seiner Umklammerung endlich freigebend. Auch dieser „treue Heinrich“ wird ein machtvoller Diener an der Seite seines königlichen Herrn und dessen Gemahlin sein.

Wir wollen uns an dieser Stelle erlauben, aus einem Zusammenhang zu zitieren, der einer jenseitigen, geistig hochwertigen Mitteilungsquelle entstammt: *) (Siehe Ende des Kapitels unter „Brücke über den Strom“)

„Der Mensch hat einen so unendlich starken Willen, der sogar umschaffen kann, was Gott ihm und er selbst sich gesetzmäßig vorschreiben musste... Als Gott euch einst den Willen gab zur Ausbildung, verstandet ihr ihn nicht zu verwerten, und dann kam die grobe Materie, die ihn immer mehr in sich hineinschloss, bis der arme, verkümmerte Wille sich selbst verloren und vergessen hatte... Er will hinaus ins Freie, er muss hinaus! Aber ihr müsst ihm zu seiner Befreiung verhelfen!“

In diesen Sätzen ist das Entscheidende klar gesagt. Was sie ausdrücken, ist Inhalt des Märchens.

*„Märchenkunde“:
Fragen des Ursprungs
und Kompositionsmuster*

Woher stammen die Märchen? - Die Vorstellung, sie seien dem Sinnen und Phantasieren des „einfachen Volkes“ entsprungen, ist angesichts des exakten und reich darin enthaltenen spirituellen Wissens wenig überzeugend. Auch die sicher oft einfache Sprache und volkstümliche Art des Erzählens ändert an dieser Feststellung nichts.

Doch blicken wir über das einzelne Märchen hinaus. Ein weiteres erstaunliches Phänomen ist das sich ergänzende Beziehungsgeflecht, die Stimmigkeit zwischen den Märchen selbst. Und wie es ähnliche Grundmuster gibt und ähnliche Metaphern benutzt werden, so kommt es doch nie zur ermüdenden Wiederholung.

Märchen - jedenfalls die bekannten, immer wieder erzählten der Grimmschen „Hausmärchen“-Sammlung - variieren, doch plagiatieren sich nicht. (Wie es doch anders bei manchen breitgesponnenen Sagenstoffen erscheint, in denen man deutlich das Raunen und Dichten des „Volkes“ vernimmt, etwa der damals noch häufigen Geschichtenerzähler am abendlichen Feldfeuer.) Immer warten sie, wenn gelegentlich auch aus ähnlichen Anfangssätzen entstehend, mit einer neuen Wendung und Blickweise auf. Jedes Märchen bietet sein eigenes unverwechselbares Bild, das eben nicht das des anderen ist.

Dazu ein Beispiel: Dem Märchen vom „Hans im Glück“, das ein Tag-Märchen ist, steht mit dem „Sterntaler“ ein Nacht-Märchen gegenüber. Beide variieren ein gleiches Thema: das des Fortgebens allen Eigentum - bis an den Punkt der völligen Besitzlosigkeit. Und doch durchzieht

beide Märchen eine vollkommen unterschiedliche Grundstimmung.

Gegenüber dem Tag-Märchen des „Hans im Glück“ mit seiner etwas poltrigen Wanderlust und Betriebsamkeit schlägt „Sterntaler“ einen ganz anderen Grundton an. Von Satz zu Satz ist es gewissermaßen in das Silberlicht des Monds und der Sterne getaucht, jede Begegnung, wenn manches Mal auch beklemmend, ist leise und innig; nirgends blitzt etwas auf vom rauen Witz, der Hans im Glück auf seinem Heimweg begleitet.

Und doch: in beiden Fällen ist es ein Heimweg-Märchen - beide Male handelt es sich, wenn auch auf sehr unterschiedlichen Ebenen der Erfahrung, um einen Weg der „Selbstfindung“. Hans gelingt es, sich von Station zu Station von allem zu trennen, womit er sich eine weite Wegstrecke lang zunächst identifiziert - in einem schrittweisen Tauschprozess. Sterntaler verschenkt, immer aufs Neue von Mitleid gerührt, Stück für Stück ihrer Habe, bis auf das letzte „Hemdchen“ - und wird am Schluss reich belohnt. Der eigentliche und zentrale Unterschied beider Märchen doch ist, dass das eine in einer irdischen Welt spielt - das andere nicht.

Noch einmal zum „Hans im Glück“: Er tauscht seinen „Klumpen Gold“ - es ist sein über Jahre erlerntes Verstandeswissen (vielleicht sogar eine Art „Gelehrtentum“) - gegen etwas Lebendiges ein: ein Pferd; dieses in der Folge gegen eine Kuh, gegen ein Schwein, gegen eine Gans, gegen einen Mühlstein. Wie der Klumpen Gold, der möglicherweise einen Titel bedeutet, zeigt jedes der folgenden Tauschobjekte einen Platz innerhalb der gesellschaftlichen Rangordnung an. Als Besitzer des Pferdes kann sich Hans als königlicher Reiter empfinden, als Besitzer der Kuh als Bauer, schließlich als Schweine- und Gänsehirt, zuletzt als Scherenschleifer.

Mit der Entscheidung, sich auch vom Mühlstein zu trennen, den er lachend einfach ins Wasser des Brunnens wirft, hat er sich von jeder dieser Identifikationen gelöst - was zuletzt damit bleibt, ist einzig „er selbst“. Alles forttauschend und scheinbar verlierend, hat er schließlich „sich selber“ gewonnen: den größten „Besitz“. Entsprechend herzlich wird er von der längst wartenden Mutter empfangen.

„Sterntaler“ ist demgegenüber ein Jenseits-Märchen. Ihren Jenseitsweg gehend legt die Seele Stück für Stück ihre alte irdische Einkleidung ab, ganz auf ihre wesenhafte Gestalt reduziert, wird ihr neues Gewand ein leuchtendes „Sternenkleid“, das an keine tatsächliche Einbuße und keinen Verlust mehr denken lässt.

Dem hiermit beschriebenen Beispiel wären weitere zahlreich hinzuzufügen. Sie deuten auf eine bewusste Gestaltung hin, auch die Ganzheit der Märchen betreffend, die in der großen Fülle immer neuer Variationen ein „Gesamtkunstwerk“ erschafft.

Es lässt sich auch so sagen: Alle diese Märchen müssen einer mehr oder weniger gleichen Quelle entstammen. Es sind bewusst gestaltete Sprach- und Bildschöpfungen, Imaginationen der kosmischen Seelenreise des Menschen, wie nur ein weitblickendes, spirituelles Wissen sie hervorbringen kann.

Rudolf Steiner, der Gründer der Anthroposophie, spricht von einer solchen Quelle der Märchen, die er im Wirken spiritueller Ordensgemeinschaften sieht, in denen es noch ein lebendiges Mysterien-Wissen gab.

Ein solcher Ursprung aus den alten Mysterientraditionen liegt nahe. Historisch ist darüber hinaus belegt, dass Märchen über Jahrhunderte vor allem „Erzählstoff“ unter Erwachsenen waren. In ihrer ursprünglichen Intention waren sie offenbar einfach für ein „kindliches Gemüt“, eine noch

junge kindliche Seele geschaffen, der zunächst nur in dieser Bildersprache ein Verständnis des größeren evolutionären „Grundentwurfs“ zu vermitteln war.

Erst in späterer Zeit schob man sie, ihrer „kindlichen Zubereitung“ entsprechend, den Kindern zu. Dies macht auch gewisse Abstoßreaktionen plausibel, die sich bei den Erwachsenen *unserer Zeit* den Märchen gegenüber häufig einstellt. (Recht drastisch etwa ausgedrückt in einem Satz wie diesem: „Erzähl mir keine Märchen!“)

Die Seele durchläuft ihre sehr unterschiedlichen Entwicklungsstadien. Es ist ihr gutes Recht, sich von den Inhalten einer früheren (kindlichen) Stufe mit einem deutlichen Bruch zu lösen. Auf neuen wieder reiferen Stadien wird sie sich ohne Mühe zurückwenden können und das einmal Zutragliche, „Nährhafte“ in anderer Art wieder annehmen und lieben können.

Märchen sind in der Charakterisierung ihrer Figuren, so sehr diese auch auf das Knappste beschränkt bleibt, oft bis ins Detail exakt.

Wie erwirbt der dritte der Brüder im Märchen von der Kristallkugel den „Wünschhut“ der Riesen – ein Hut, der die Gabe besitzt, seinen Träger an jeden beliebigen nur gewünschten Ort zu versetzen?

Auf seiner seit langem vergeblichen Suche nach dem „Schloss der goldenen Sonne“ im tiefen Waldesdickicht verirrt, ist dieser Bruder auf einmal den beiden Riesen begegnet, er soll ihren Streit schlichten, der eben dem kostbaren Hut gilt, und er schlägt einen Wettlauf vor. Ist dies nicht der große Moment, den Wünschhut einfach schnell und listig an sich zu bringen?

So sehr er den Hut auch braucht, es wäre eine irritierende Brechung in seinem Charakterbild. Er, dieser Bruder, ist keine füchsische, schon gar keine Diebesnatur, wie auch

das ganze weitere Märchen zeigt. Nein - dieser Wünschhut wird ihm zu Eigen allein durch den großen Sehnsuchtsgedanken, in den er beim Warten schon wieder versunken ist. Er muss nichts tun, als zu *wünschen* - es genügt dieser mächtige Sehnsuchtsgedanke, um ihn im selben Augenblick einfach entschweben zu lassen: schnurstracks zum „Schloss der goldenen Sonne“.

Schon anders charakterisiert uns das Märchen das „tapfere Schneiderlein“ - dieses ist aus etwas anderem Holz: Wie hätte dieser Prahler und „Aufschneider“ sich einen Spaß aus der Überlistung dieser zwei Riesen gemacht und damit seiner Reihe hochstaplerischer, überrumpelnder Braavourstücke noch ein weiteres hinzugefügt! Aber dafür ist er auch eine „Schneider-Natur“ - ein Märchengeschöpf, das sich in seinen Verstandesfähigkeiten erprobt und diese zu kraftvollen Blüten treibt.

Wie bewältigt der dritte der Söhne im Märchen vom „Wasser des Lebens“ die letzte Probe: auf der goldgepflasterten Straße dem Schloss zuzureiten, in dem ihn nach Ablauf der Jahresfrist die Königstochter erwartet?

Die beiden älteren Brüder werden an dieser Prüfung scheitern. Sie hatten einst auf dem Heimweg zum kranken Vater das „Wasser des Lebens“ im Becher des jüngsten mit einfachem Meerwasser ausgetauscht und sich anschließend selbst als Finder des kostbaren Heiltrunks ausgegeben, ohne das schlafende, von Löwen bewachte Schloss mit dem geheimnisvollen Lebensbrunnen doch jemals betreten zu haben. Wieder wollen sie nun dem jüngsten Bruder beim Weg zur Königstochter zuvorkommen - doch ihnen erscheint das Goldpflaster der Straße bei weitem zu kostbar, um es bei ihrem Ritt zum Schloss mit den Pferdehufen zu beschädigen. Sie reiten „seitwärts“.

Wird der jüngste, der damals den bitteren Zorn des sich getäuscht fühlenden Vaters auf sich zog, die Goldstraße

mit seinem Pferd zu betreten wagen? Ihm stellt sich die Frage überhaupt nicht. Auch er ist derart innig in seine Sehnsucht vertieft, dass er erst vor dem goldenen Schlosstor bemerkt, dass er soeben auf einer goldgepflasterten Straße daherritt... Doch in diesem Moment wird er schon als der „rechte Freier“ empfangen.

Vor allem die machtvolle innige Sehnsucht wird immer erneut zur bewegenden Kraft. Durch sie gelangt der des Weges reitende Königsson in Besitz des „gläsernen Sargs“, in dem Schneewittchen schläft. Durch sie wird der Märchenheld, manchmal wie schlafwandlerisch sicher, endlich zum Ziel geführt.

Immer wieder verblüffen uns Märchen durch ihr klares esoterisch-spirituelleres Wissen. Was bedeutet die Metapher eines „Wünschhutes“, der in Sekundenschnelle jeden Ortswechsel erlaubt - eine magische Wirksamkeit, die in ähnlicher Weise jenen bekannten „Siebenmeilen-Stiefeln“ zu Eigen ist?

Dem „esoterisch Kundigen“, belesen oder auch selbst erfahren auf dem Gebiet der „Astralprojektion“ und „Astralreise“, wird sich die Zuordnung wie selbstverständlich ergeben. Tatsächlich handelt es sich hier um Märchen, die ohne Umschweife eben jene Fähigkeiten ins Bild bringen: die „Astralkörperablösung“, die so erworbene Fähigkeit, sich in „Windeseile“ an jeden entfernten Ort zu begeben.

Die bekannte Märchenerzählung von „Goldmarie und Pechmarie“ ist zweifelsfrei ein Reinkarnations-Märchen. In recht drastischen Farben, fast etwas moralisierend, wird hier das Prinzip der Karma-Verursachung und des Karmaausgleichs ins Bild gesetzt: Das fleißige Mädchen Goldmarie, allerorten emsig und hilfreich zur Stelle, wird beim Wieder-Durchqueren des „Tors“ von „Gold“ überschüttet und reich belohnt. Ihre faule Schwester dagegen muss „Pech-bedeckt“ ihren Weg fortsetzen, die Ergebnisse

ihrer trägen egozentrischen Wesensart haften ihr sichtbar an.

Doch es wäre verfehlt, jeden Satz und Absatz eines Märchens auf seine verborgene esoterisch-spirituelle Aussage hin abzuklopfen. Märchen enthalten auch reichlich „Spielemente“. Diese machen das Erzählen und Hören zum Vergnügen, die Märchen nehmen sich so des gleichfalls „lauschenden Tierbruders“ im Zuhörer an. Dies steht nicht im Widerspruch zu ihrer Exaktheit, zumal jene Spielemente nie zu „Fremdkörpern“ werden, die das Gesamtgefüge stören würden.

Märchen sind Metaphern. Sie nähern sich ihrem Gegenstand möglichst exakt, doch sie tun dies mit Spielfreude, umkleiden ihn auch, rücken ihn in die unterschiedlichsten Sichtbrechungen. Ihre Wirkung verdanken sie dieser Lebendigkeit, die immer auch in der Art des Erzählens das ganze „Seelenspektrum“ des Hörenden einbezieht.

Sind Märchen finster und grausam? (Mit diesem Argument hat man sie lange Zeit zu bekämpfen versucht.)- In der Tat wählen Märchen kraftvolle Bilder, auch in der Darstellung erlittenen Unrechts, finsterner Taten und Schrecken. Demgegenüber ist festzustellen: Es gibt keine andere Form literarischer und erzählender Schöpfungen, die mit vergleichbarer Konsequenz immer wieder der Gerechtigkeit und dem Guten letztlich zum Sieg verhilft und damit, geradezu unbeirrbar, zu Lebensbestätigung und Lebensbejahung zurückführt. Immer wieder finden die wundersamsten Heilungen statt, selbst bei den schwersten Körpergebrechen - was allen Schmerz der erlittenen Wunden vorauswissend doch immer schon relativiert.

Sind Märchen „realitätsfern“? (ein anderes Argument ihrer Gegnerschaft) Sehen wir ab von ihrem tiefen spiritu-

ellen Gehalt und ihrer so klaren, anderen Wirklichkeitsnähe, in einem Punkt sind sie in hohem Maß realistisch, selbst in der nicht esoterischen Betrachtungsart: in ihrer Auseinandersetzung mit den Gewalten der Täuschung, der Lüge, des Unrechts. Sie spiegeln „Weltgeschichte“ - eben die menschengemachte, häufig so finstere, ohne Verschönerung, ohne Bemäntelung.

Festigen Märchen Rollenklischees? Zum Beispiel (auch dies wurde ihnen zum Vorwurf gemacht) indem sie die kindlichen weiblichen Zuhörer in eine einseitige Identifizierung hineindrängen - in die Rolle der unberührten reinen Prinzessin, die tatenlos dem erlösenden Kuss ihres Prinzen entgegenwartet?

Zweifellos ist die Erzählform der Märchen auch ihrer Zeit angepasst - der der vergangenen Menschheitsjahrhunderte. Wie hätten sie die Hörer anders erreichen, anders bewegen können? Und doch: sie sind alles andere als ein Spiegel oder gar Stütze eines patriarchalischen Weltbildes.

Genau gesehen sind es viel eher die alten wissenden „Zauberfrauen“, die die eigentlichen Schicksalsfäden fest in den Händen halten und sich als Hüter der „Macht“ zeigen. Und die Rollen der „Helden“ und „Heldinnen“ sind, anders als man auf einen oberflächlichen Blick hin annehmen mag, relativ gleichgewichtig verteilt. (Wer es anzweifelt, möge es in den Märchen nachzählen.)

Weibliche wie männliche Hauptgestalten durchleben ihre harten Bewährungsproben, ihre Ohnmacht und Demütigung in den Dienerrollen, ihre Befreiung und Erhebung im Sieg. (Und wer versetzt der Hexe den tödlichen Stoß in den Ofen? Wer wirft im nächtlichen Schlafgemach den Frosch an die Wand?) - Doch die „mitlauschenden“ tieferen Seelenanteile wird selbst die manchmal zeitgebundene Rollenausformung nicht irritieren: In ihnen besteht ein sichereres Wissen der eigenen Weiblichkeit *so wie Männ-*

lichkeit. *Jede* der Rollen ist ihre.

Wir wollen der Frage nicht ausweichen: Darf man es eigentlich tun - die Märchen interpretieren? sie mit den Begriffswerkzeugen eines philosophischen und esoterischen Wissens durchleuchten und analysieren? Büßen sie damit nicht ihren Glanz ein, den ihnen eigenen Zauber? (Werden sie dabei nicht das Schicksal des „treuen Johannes“ erleiden, der im Sprechen allmählich zu Stein wurde?)

Es sind so unterschiedliche Antworten denkbar auf diese Frage wie unterschiedliche Fragesteller. Wir wollen keinem dieser Standpunkte das Recht abstreiten - wie wir ein solches Recht auch für diesen beanspruchen: Märchen können an Leuchtkraft und Eindringlichkeit noch gewinnen, wenn wir ihnen ein neues Verstehen hinzufügen; ein spirituellen Verstehen, das sie in ihren tieferen Schichten entschlüsselt - auch für das forschende, analysierende Tages-Ich. „Tiefer einsinkend“ in diesem Begreifen, lernen wir sie „von Innen“ zu sehen, erfühlen, ertasten. -

Man darf einen solchen Standpunkt mit einiger Zuversicht einnehmen. Lassen wir abschließend nochmals ein Märchen sprechen:

Dem Kriegsfolge des Eisenhans, so erzählt es das Märchen, ist kein gewöhnliches Heer mehr gewachsen: Jeder Gegner mit herkömmlicher Ausstattung und Bewaffnung wird davon, chancenlos, in Grund und Boden gestampft. Doch was es fertig brachte in diesem Fall, ist offenbar nur ein Vorgeschmack jener Fähigkeiten einer noch anderen „Kämpfer-Generation“.

„Eisenhans“ kann sich vervielfachen, jedenfalls doch verfünffachen und so - in fünffacher Gestalt - zum Begleiter des „ausgedienten Soldaten“ werden:

Als ein Mann, der Bäume ausreißt wie Kornhalme und sie wie ein Bündel mit einem Baum umwickelt; als ein

Jäger, der auf zwei Meilen Entfernung einer Fliege das linke Auge herausschießen kann; als ein Mann, der auf zwei Meilen im Umkreis sieben Mühlen allein mit der Luft seines Nasenlochs in Bewegung hält; als ein Läufer, der hin und wieder das eine Bein abschnallt und es neben sich legt, um beim Laufen „nicht gar zu schnell“ zu sein; als ein Hutträger, der mit dem Zurechtrücken seines Hutes bewirkt, dass um ihn her Frost einzieht und die Vögel unter dem Himmel zu frieren beginnen. – So erzählt es das Märchen „Sechse kommen durch die Welt“.

(Es wäre wiederum interessant, jede dieser genannten Fähigkeiten genauer unter „die Lupe“ zu nehmen. Der Leser mag sich selber darin versuchen - wobei der „gedankenschnelle Läufer“ sich am leichtesten entschlüsseln lassen wird; wie auch der „Mann mit dem Hut“, der seine klare Gedankenbesonnenheit offenbar in ein Extrem ungewöhnlicher Kühle zu treiben versteht.)

Was kann der König, der sein Belohnungsversprechen an den Soldaten nicht einhalten wollte und an dessen Hof sich die Sechсerschaft niederlässt, gegen sie ausrichten? Der „Läufer“, der für den „ausgedienten Soldaten“ den schließlich vereinbarten Wettlauf bestreitet, kann sich sogar ein längeres Mittagsschläpfchen bei diesem Wettrennen gönnen. Und als der König, in seinem Stolz schwer verletzt, die Sechсerschaft in eine glühend geheizte Stube einsperrt, tritt die gesamte Mannschaft aus diesem Raum höchst lebendig und lediglich etwas frierend wieder heraus; wir wissen weshalb.

Wer ist der König? Sein Name ist „Materialismus“: das alte Denken, die alte Gesinnung in einer nur materiellen Wahrnehmungswelt. In einer weniger philosophisch-abstrakten Benennung: die alte Lebensart und Gesinnung unserer vergangenen Menschheitsjahrhunderte. Der Soldat ist aus „ihren Diensten entlassen“ - doch vorläufig karg

entlohnt.

Er wird alle Schätze des alten Königs in seinen Besitz bringen... Nach den bisherigen Proben seiner so sichtbaren Überlegenheit darf er Gold mit sich fortschaffen, soviel sein „Diener tragen kann“, wie der König gestattet. Wieder eine leichtsinnige Zusage, wie dieser König erleben muss: Immer neue Goldwagen muss er heranfahren lassen, im Sack des Bäume-Ausreißers verschwinden sie wie in einem endlosen Schlund; allen Reichtum des Landes hebt er wie spielend auf seinen Rücken.

Den König reut es. Er lässt zwei Reiterregimente der entschwindenden furchtlosen, dreisten Mannschaft der Sechs hinterher reiten, sie sollen dem Starken das Gold wieder abnehmen. Allerdings, der König hat mit dem dritten, dem Blase-Recken, bei dieser Aktion nicht gerechnet: Der hält ein Nasenloch zu und bläst mit dem anderen - dass beide Reiterregimenter mit Mann und Maus hoch „durch die Luft wirbeln“. Und den einen, der halbwegs unversehrt wieder zu Boden kommt, lässt er dem König ausrichten, er solle „noch mehr Reiterei schicken“, damit er sie alle ebenso durch die Luft blasen könne...

Wird sich der König nochmals zu diesem Kräftemessen entschließen? „Der König, als er den Bescheid vernahm, sprach 'lasst die Kerle gehen, die haben etwas an sich'. Da brachten die sechs den Reichtum heim, teilten ihn unter sich und lebten vergnügt bis an ihr Ende.“

Das Gesicht des Bösen: Krabat – die Schwarze Mühle

Es gibt eine bekannte sorbische Sage: „Krabat“.

Ihr Schauplatz ist eine Mühle, die „Schwarze Mühle“, in der der „Schwarze Müller“ regiert. Dieser Schwarze Müller ist die Symbolgestalt aller despotischen Macht, aller Verschlagenheit, aller Grausamkeit: Er lockt die jungen Burschen in seine Mühle, wo er ihnen als Müllerburschen Arbeit verspricht - doch nur scheinbar ist ihre Arbeit das Kornmahlen, sie ist nur Vorwand; der Schwarze Müller will ihren Arbeitsschweiß.

Jedes Tröpfchen Arbeitsschweiß bedeutet für ihn ein Körnchen Gold; dieses einzig begehrt er. Wen er in seine Mühle gelockt hat, den gibt er nicht wieder frei. Er hält ihn im Mahlwerk der Mühle gefangen, hält ihn gefangen im lärmenden und erschöpfenden, nicht endenden Arbeitstrott. - Die Mühle wird zum beklemmenden Sinnbild.

Der Schwarze Müller verfügt über Zauberkraft, den Bannkreis, den er um seine Mühle gelegt hat, kann keiner durchbrechen. Von Zeit zu Zeit macht er grausam von seinen magischen Kräften Gebrauch: Er verwandelt ein paar seiner Müllerburschen in Schweine, sind sie gemästet, so setzt er ein Schlachtfest an. Die Müllerburschen selbst müssen die Schlachtung vornehmen, die Zubereitung der Mahlzeit; jedem von ihnen, so wissen sie, kann früher oder später das gleiche Los treffen.

Keinem ist es möglich, dem Bannkreis der Mühle zu entkommen - es sei denn, dass er die Zauberbücher zu entschlüsseln versteht, die der Müller verwahrt. - Einem wird es nach und nach möglich sein, die Geheimnisse der Macht seines dunklen Dienstherrn sich selbst zu Eigen zu machen -: Krabat, von dem es heißt, dass er „vom Himmel als ein

Stein auf die Erde fiel.“ Die Zauberbücher entwendend, schließlich sich selbst zum Zauberkundigen machend, wächst er zum ebenbürtigen Gegner heran.

Er sammelt Verbündete um sich. Lange doch noch erweist sich der Schwarze Müller auf allen irdischen Schauplätzen als Überlegener, er kann das feste Bündnis Krabats mit dessen engstem Freund Markus wieder zerstören, und er vervielfacht die Zahl der Burschen, die er in seine Mühle lockt. - Doch Krabat selber wird unantastbar für ihn. Und unantastbar und seinem Einfluss entzogen bleibt, von Beginn an, eine noch andere Gestalt: die „Mutter“, die das Herdfeuer hütet.

Schließlich trägt sie es, auf der Flucht vor den Häschern des Schwarzen Müllers, mit sich fort über Land. Solange dies Herdfeuer brennt - so ist allen dreien bewusst: dem Schwarzen Müller, Krabat und ihr selbst - wird die dunkle Macht des Müllers nie endgültig triumphieren.

Es kommt zum unerbittlichen Kampf. Krabat, längst stark genug, sich aus dem Umkreis der Mühle zu lösen, hat diese Gegnerschaft angenommen. Mit vielen Gefolgsleuten zusammen versucht er, die Sümpfe im Umkreis der Mühle trocken zu legen, deren Wasser den Mühlenbach speisen - eine zähe, erschöpfende Arbeit. Schließlich doch kehrt er in die Mühle zurück, um den Schwarzen Müller zum letzten entscheidenden Kampf herauszufordern.

Das sich drehende Mühlwerk selbst ist der magische Kraftstrom, der den Müller immer aufs Neue mit frischem Leben erfüllt. Erst als die Mühle ins Stocken gerät, momentweise ganz und gar stillsteht, kann Krabat zum tödlichen Schlag ausholen. Der Müller stirbt, der Bann des Mühlenwalds ist gebrochen, die Schar der gefangenen Müllerburschen befreit.

Es ist eine dunkle Sage, voll urbildlicher Kraft, die einen

starken Empfindungsaspekt unserer Inkarnationserfahrung in düster-grellen Bildern zum Ausdruck bringt.

Das Mahlwerk der Mühle als Sinnbild der grauen Arbeitsroutine, der betäubenden Arbeitshast und Geschäftigkeit; als Brutstätte quälender Lebenssorge, rumorender Ängste, schließlich offener Gewalttätigkeit - niemandem ist dieser Aspekt in der Betrachtung der Erde fremd. Selbst die „Verwandlung in Schweine“ erscheint uns als Lebensmetapher nicht unverständlich; auch nicht die gegenseitigen „Schlachtungen“, deren Namen und Daten unsere Geschichtsbücher füllen.

Nicht selten kann es zur bestimmenden Empfindung werden: die Seelen der Erde im Mahlwerk einer Mühle gefangen zu sehen, in das sie unentrinnbar verstrickt scheinen. Hat diese „Mühle“ einen Herren und Schöpfer? Trägt er die Züge eines despotischen Schwarzen Müllers? Welches ist sein Gesicht?

Wir wollen uns in diesem Zusammenhang den in Esoterikerkreisen recht bekannten Büchern von Robert Monroe zuwenden. („Der Mann mit den zwei Leben“, englisch: „Journeys out of the body“, wie das dreizehn Jahre später erschienene „Der zweite Körper“, englisch „Far journeys“) Beide Bücher können höchst Aufschlussreiches zu diesem Themenkomplex beitragen.

Monroe besitzt eine beachtliche Gabe als unbestechlich klarer Berichterstatter, vor allem auch in erdfernen und nicht materiellen Ebenen, die er während seiner außerkörperlichen Exkursionen erforscht. Er erlebt diese astralen Ausreisen zunehmend in der unterstützenden Begleitung anderer Wesen, die er die „Inspes“ („intelligente Spezies“) nennt. Er beschreibt den Planeten Erde, auch in der Sichtweise dieser ihn begleitenden Wesen, in den großen Zügen wie folgt:

Die Erde stellt sich ihm dar als eine Art kosmischer Le-

bensplantage, eine „Seelen-Pflanzstätte“ im All. Ein Geschöpf des Schöpfers hat sie entworfen, zunächst nur als Experimentierfeld und Sammlungsort für alle Erscheinungsformen der Pflanzen- und Tierreiche, dann zunehmend auch als Entwicklungs- und Wohnort für menschliche Seelen. Die Heranbildung solcher Seelen in der Fortsetzung der naturhaft-irdischen Lebensformen, die eine Steigerung damit erfuhren, erfüllte allmählich den tiefer gesuchten Zweck:

Es ist die Erzeugung einer Seelensubstanz - Monroe gibt ihr den Namen „Lusch“ - die durch eben diese menschlichen Wesen hervorgebracht wird. Jener „Erdbaumeister“ des Anfangs bedarf dieser Substanz als unentbehrlichen Stoff (als „Droge“), ihre Erzeugung war ursächlicher Plan und treibendes Anliegen.

Inzwischen sind es kosmische, geistige Einsammler, die diese Substanz für ihn abholen und gegen anderes eintauschen, das offenbar wieder sie selbst als unentbehrlichen Stoff in ihrer eigenen Zivilisation benötigen. - Monroe beschreibt sehr eindrucksvoll eine eigene Begegnung mit einem Wesen dieser Kategorie - eine ungesuchte Konfrontation, die ihn selbst (und auch den Leser) in Irritation und Beklemmung zurücklässt: Er trifft auf ein Wesen mit der Ausstrahlung einer „kalten Intelligenz“, in dieser Intelligenz ist es der seinen um das vielfache überlegen, er selbst erlebt sich in diesem Moment als wie an einer kosmischen „Tankstelle“ arbeitend, es ist eine schmutzige Arbeit, und sein eigenes Einverständnis scheint in diesem Zusammenhang ohne Belang.

Diese Sichtweise der irdischen Existenz wird in ihrem zentralen Aspekt im Weiteren noch bestätigt: Alle Bewohner des Erdplaneten erfüllen die Funktion von Lusch-Erzeugern, sie „sondern es ab“ wie Kühe die Milch, ohne sich dieses Vorgangs genauer bewusst zu sein. Ständig

erfolgt ein neuer Zustrom von Seelen - vielfach aus anderen Planetenregionen, „kosmischen Reisenden“, suchenden, neugierig stromernden; nähern sich diese Seelen dem Umkreis der Erde, so sind sie meist bald einem wie magnetischen Sog ausgesetzt. Sie tauchen in diesen Umkreis hinein, zunehmend darin gebannt, in immer engeren Runden darin versinkend - eine Inkarnation um die andere hält sie nun darin gefangen.

Mehr oder weniger verfallen sie dem Prozess des Selbstvergessens. Von jetzt an sind sie dem Gesetz der Erde und deren geforderten Arbeitsprogramm unterstellt. Von jetzt an teilen sie alle dunklen Aspekte irdischer Wirklichkeit. Es sind jene von Krankheit, Altern, Gebrechen, jene von Armut und Not; von Naturkatastrophen wie von Kriegen mit all ihrer zerstörerischen Gewalt.

Das Konzept einer „kosmischen Verschwörung“ leuchtet hier auf, in Aspekten, die uns bedrängen, beängstigen können. Sind wir die „Milchkühe“ (wie Monroe selber es sagt) oder die „Zuchtienen“ - Wesen einer Kategorie traumbefangener, willenloser Arbeitstiere, programmiert auf die Erzeugung von „Lusch“?

Mehr noch: Ist Voraussetzung für die Erzeugung jener Substanz eben das uns bekannte Szenario der uns sichtbaren Realität - gezeichnet von Kriegen und Katastrophen, von Krankheit, Gebrechen, Bosheit und Hass?

Ein kosmisches Verschwörungskonzept dieser Art ist Thema zahlreicher Science-Fiction-Romane geworden. Von einer neuen Art des „Gottesbegriffes“ ließe sich sprechen, wie er - die philosophischen Schulen materialistischer und nihilistischer Weltkonzepte hinter sich lassend - wieder erstanden ist. Das Augenmerk richtet sich auf alle Anzeichen, die eine dunkle, indifferente Gottexistenz bestätigen, möglicherweise die eines finsternen „Sklavenhal-

ter-Gottes“; in jedem Fall die einer kosmischen Ordnungsinstanz, der unser Leben und unsere Leiden fremd und gleichgültig sind.

In der Mystik wie in der Philosophie, doch auch in der Theologie kennt man das Wort von der „dunklen Seite Gottes“. Offenbar ist sie ein Teil der unseren Kosmos bestimmenden Realität. - Und doch gibt es die ganz andere Innenseite.

Monroe kann sie schließlich selber erfahren. Indem er Zugang findet zum „Raum der Aufbewahrung“ dieser gesammelten Seelen-Substanz, ändert sich jedes zuvor gefasste Urteil. Der dunkle Aspekt einer despotischen fremden Verfügungsgewalt löst sich auf.

„Lusch“ ist: Liebe.

Es offenbart sich ihm ein Raum überwältigender Strahlkraft und Schönheit, er kann sich ihm nur in den Randzonen nähern und auch diesen nicht ohne Schutz (den ihm seine geistigen Begleiter gewähren); zu glühend, versenkend ist die Wärme und Strahlkraft im Zentrum.

Die Zonen, in denen er ihm gewachsen ist, umgeben ihn mit der wohligen Glut einer Backstube. Es ist „Weihnachtsstimmung“, wenn wir es in ein menschlich verständliches Wort kleiden wollen. Es ist das Sehnsuchtsziehen, der „Duft“, der uns im Erinnern, in der Bewusstwerdung unserer weit geknüpften Freundschaftsverbindungen plötzlich berühren kann, lange vergangener wie auch gegenwärtiger, Empfindungsfäden, die sich nun reich vermischen; es ist der Glanz einer tausendfach verzweigten Schicksalsgeschichte, ein leuchtendes Netz der Geborgenheit und raumlosen Nähe.

Plötzlich spüren wir den reich gewachsenen Stoff der Liebe darin: Wie er gewachsen ist in gemeinsam getragener Mühe, unter schwerer Bedrohung und gemeinsam bestandener Not, Bewährungsproben, Gefährdungen jeder

Art - auch denen der Trennungen, der Zerwürfnisse und Entzweiung, manchmal der für lange unversöhnlichen Gegnerschaft; bis an den Punkt eines neuen Verstehens.

Es ist „Weihnachten“. Ein Feierzustand unserer Seele - der alle Gesichter verklären hilft und das Verstehen, Verzeihen plötzlich wie mühelos macht. Unseren Lebensverrichtungen folgend, könnten wir ihn dauerhaft nicht ertragen. Und doch eben diese Lebensverrichtungen sind es, die ihn beständig hervorbringen.

Es gibt einen weiteren Aspekt dieser Innenseite:

Monroe spricht von der Erde zugleich als einer „Schule für komprimiertes Lernen“. Es ist eine kosmische Lerninstitution der höchst mühevollen und harten Schulungsetappen, deren zentrale „Einstiegsbedingung“ in einem Prozess des Vergessens liegt - eines Selbstvergessens, das unerlässliche Voraussetzung für die zu durchlaufenden Schulungs- und Arbeitsprogramme wird.

Alles führt schließlich zu einem Moment des Abschlusses, der Vollendung, des Wieder-Ausstiegs aus dem System des „Arbeitsplaneten“.

Monroe beschreibt - wieder ist es eine Erfahrung während seiner nächtlichen Astralexkursionen - wie er in den höheren Astralsphären im Umkreis der Erde, den „äußeren Ringen“, weit fortgeschrittene irdische Seelen trifft, die er die „Meister“ nennt.

Von diesen Seelen geht eine „gewaltig pulsierende Kraft“ aus, die gleichzeitig „völlig beherrscht“ ist. Es ist etwas „aus dem Menschsein-Gelerntes“, sie sind als diese Meister etwas, das weit übersteigt, was sie vorher waren. Monroe beschreibt sie weiter als vollkommen „offen“ - eine Wesensgröße von tief berührender Wirkung. Alles in diesen Seelen ist „zusammenwirkender und verschmolzener Teil des Ganzen“, alles unter Kontrolle.

Dies ist es, wofür diese Schule von jenen letztlich gepriesen wird, die sie bis zum letzten Zyklus durchlaufen haben. Monroe erklärt, dass er keinen jener „Meister“ getroffen habe, der sie um dieser Wirkung willen nicht „immer wieder und wieder durchlaufen würde“. - Was antworten sie auf die Frage nach dem weiteren Weg der Vollen- dung, nach ihrem Ziel? „Nach Hause.“

Sie verlassen schließlich die Erde, auch ihren Umkreis. Sie gehen „nach Hause“.

„Nach Hause“ – das heißt: Sie verlassen den materiellen Kosmos und kehren in das ursprüngliche Lichtreich, dem alle Seelen entstammen, zurück.

Krabat hat sich aus der „Schwarzen Mühle“ gelöst. Er hat die Zauberbücher des „Schwarzen Müllers“ entziffert. Einmal wird es die ganze Menschheit sein. Der „Schwarze Müller“ ist damit „vernichtet“: Seine Erscheinung war letztlich nur Maske, Verkleidung. Wir werden ihm darin nie mehr begegnen.

Quellen:

Rudolf Meyer: „Die Weisheit der deutschen
Volksmärchen“

Rudolf Geiger: „Märchenkunde“

Beide Bücher sind vor allem durch die von Rudolf Steiner ins Leben gerufene Anthroposophie inspiriert und tragen somit die diesem umfangreichen esoterischen Lehrgebäude entsprechenden Prägungen.

Rudolf Meyer, dem gewiss das Verdienst einer entscheidenden Pionierarbeit zukommt, hält sich in allen Deutungen sichtbar streng an ein anthroposophisches Grundkonzept, gelegentlich hört man auch deutlich den Theologen sprechen (einen gewissen Andachtston wählend). Sich diesen Gedankengrundsätzen anschließend, empfindet man vieles als folgerichtig und auch mit großer Übersichtsgabe gedeutet. -

Rudolf Geigers Ansatz ist der Tendenz nach ein anderer: Er versenkt sich, meist ausführlich nacherzählend, intensiv in den betrachteten Stoff, akribisch allen Handlungssträngen und einzelnen Formulierungen folgend, manches mit eigener Fabulierlust in neuen Details ausmalend. Wirklich fördert er bemerkenswerte Überraschungen damit zutage, die anthroposophische Deutung vollzieht sich oft nur noch als kleiner ergänzender Schritt. Freilich ist auch in seinem Fall das anthroposophische Grundkonzept der immer gegenwärtige Rahmen.

Manches entzieht sich seinem Versuch der Entschlüsselung, was sein Text gelegentlich selbst in liebenswürdiger Offenheit darlegt. Natürlicherweise ist, trotz des Umfangs des Buches, auch in diesem Fall die Zahl der besprochenen Märchen begrenzt. Doch einige konnten höchst Anregendes zu diesen Betrachtungen beisteuern.

Sergius Golowin: „Die Magie
der verbotenen Märchen“

Ein wenig ergiebiges Buch. Golowin führt die Entstehung der Märchen mehr oder weniger ausschließlich auf Drogengebrauch und Rauschzustände zurück. Der Schlüssel aller Geheimnisse liegt damit in den damals gebräuchlichen Hexendrogen: Belladonna, Stechapfel, Bilsenkraut.

Eine grob verengende, schließlich entstellende Perspektive. Die durch Drogeneinnahme herbeigeführten Lockerungszustände können wohl momentweise spirituelle Einblicke möglich machen, doch keine Märchenkonzepte erschaffen; keine so klare Lebensgeschichte des kosmischen Menschen in schlüssiger Bilderschau offenbaren.

Ein glückloser Ansatz. (Wie es auch viele psychoanalytischen sind.)

Im Weiteren:

„Brücke über den Strom“

Es handelt sich um die medial empfangenen Mitteilungen eines im ersten Weltkrieg gefallenen jungen Musikers. Sie sind, drei Jahrzehnte umfassend, in vier kleineren Bänden (im Verlag „Die Kommenden) erschienen und enthalten Aufschlussreiches über die unterschiedlichen Jenseitsbereiche wie die eigene Jenseitsentwicklung des Berichtenden.

Robert Monroe: „Der Mann mit den zwei Leben“
„Der zweite Körper“

Gebrüder Grimm: „Kinder- und Hausmärchen“ -
Gesamtausgabe

III

FORMEN KOSMISCHEN BEWUSSTSEINS

BEWUSSTSEIN UND SCHÖPFUNG

Der kosmische Ursprung
Der Weg durch die Naturreiche
Der aufgefaltete Kosmos
Die multidimensionale Seele
Böses und Ich-Konturierung

Eine Inkarnationsschule des
Universums
Der „Gedanke der Erde“
Der Moment der Rückkehr

DIE „INNEREN RÄUME“ Bewusstseinsforschung bei John C. Lilly

Erfahrungen im Isoliertank
Essenz und Ego
Oskar Ichazo: ein moderner „Mystiker“
in der chilenischen Wüste

*Der „glücklich-teilende Körper“
Satori-Zustände*

MYSTISCHE UND KOSMISCHE
BEWUSSTSEINERFAHRUNG
DES 20. JAHRHUNDERTS

*Die Mystikerliste von R. Bucke
Das Erleben der Einheit
Der dänische Mystiker Martinus*

BEWUSSTSEIN UND SCHÖPFUNG

Der kosmische Ursprung / Der Weg durch die Naturreiche

*„Ich starb als Mineral und wurde eine Pflanze.
Ich starb als Pflanze und wurde ein Tier.
Ich starb als Tier, und ich war ein Mensch.
Warum sollte ich mich fürchten?
Wann war ich weniger nach dem Tod?
Doch einmal noch werde ich als Mensch sterben,
um aufzusteigen mit seligen Engeln;
und selbst vom Engeldasein muss ich weiterziehen...“*

Rumi, persischer Mystiker, 13. Jahrhundert

Eine rein materialistische Naturwissenschaft gab über viele Generationen die Antwort auf die Entstehung der „Gattung Mensch“, wie sie die Evolutionstheorie von Darwin gibt. Demnach hat sich die Gattung Mensch über Jahrtausende hinweg aus primitiven Lebensformen, schließlich aus den uns biologisch verwandten Primaten entwickelt. Im „Kampf ums Dasein“ hat sie sich gegenüber allen anderen Gattungen durchgesetzt und ist heute das fortschrittlichste „Säugetier“ auf diesem Planeten.

Inzwischen melden selbst Wissenschaftler erhebliche Zweifel an dieser Theorie an. Dieser Zweifel nährt sich aus drei Faktoren:

A) Die Entwicklung der Arten allein aus dem „Kampf

ums Dasein“ und den daraus folgenden Mutationen zu erklären, ist nicht mehr plausibel, wenn man weiß, dass *Mutationen* in der Regel *negativ* sind. *Positive Mutationen* sind die große Ausnahme. Sie sind so selten, dass die gesamte Evolution der Erde um ein Vielfaches (mindestens das Zehnfache) länger gedauert haben müsste.

B) Die Existenz vieler sich nahestehender Arten ist unbestritten. Doch die vielen Ausgrabungen haben nie das überzeugende „Zwischenstück“ im Übergang von der einen in die andere Art ans Licht befördert. – Sicher, manche Tiere mögen ausgestorben sein, ohne Reste eines Skeletts zu hinterlassen. Doch sollte dies - bei sonst so vielen Knochenfunden von längst ausgestorbenen Arten - immer genau jene „Übergangsformen“ betreffen?

C) Im Grundkonzept Darwins geht es immer darum, dass jede Gattung bestrebt ist, sich erfolgreich fortzupflanzen. Doch warum findet ein Evolutionsprozess statt, in dem sich immer komplexere – und damit auch anfälliger – Lebensformen entwickeln? – Es gibt zahllose Tiere, meist Kleinstlebewesen, der Urzeit, die sich in ihrer Form über Jahrmillionen erfolgreich behauptet haben. Welchen Vorteil sollten sie daraus ziehen, sich in so komplexe und hochkomplizierte Lebensformen hinein zu entwickeln?

Wir wollen, um den Evolutionsprozess zu verstehen, hier einen anderen Weg einschlagen.

Es wird nicht der der Kirchen und Religionen sein, von denen die meisten wohl ein Schöpfungskonzept anbieten, doch eines, das auf reinem Glauben beruht. Manchen mag dies genügen. So nehmen etwa die neuklerikalen Christen – eine starke Strömung in Amerika - sogar den Schöpfungsmythos der Bibel wörtlich, nach dem Gott die Welt in sechs Tagen geschaffen haben soll.

Unsere Quelle wird sein, was Menschen im Zustand der

luziden Trance in Zusammenarbeit mit einem guten Therapeuten oder Rückführungsbegleiter erfahren und was sie an Auskünften zu den hier gestellten Fragen geben.

Solche Auskünfte sind inzwischen tausendfach in Protokollen festgehalten und nachzulesen. Sie führen immer zu den gleichen Grundaussagen, im Detail natürlich haben sie ihre Variationen und sie setzen unterschiedliche Schwerpunkte. Wer sich auf das intensive Studium dieser Protokolle einlässt, der wird unvermeidlich an den Punkt kommen, an dem er ein „spirituelles“ Weltbild akzeptiert.

„Spirituell“ - das heißt, auf die kürzeste Formel gebracht: Immer ist ein kreativer Geist das Primäre. Alle materiellen Formen gehen daraus hervor.

Wir wollen im Folgenden auf zwei Rückführungsprotokolle Bezug nehmen, die der Evolutionsfrage nachgehen und in der sorgfältigen Art ihres Vorgehens in hohem Maß glaubwürdig sind.

Der erste Bericht, der hier zur Sprache kommen soll, ist der einer jungen Frau namens „Gerika“. („Wiedergeburt - eine Reise in frühere Erdenleben“ *) In knappen Details erzählt er die Stufen eines Abstiegs in die „Welt der Menschen“, einer schon vorhandenen fertigen Welt der „dichten Materie“, die die „Niedersteigende“ als grau und dunkel erlebt.

Auch die Menschen darin sind „grau“, sind in einem Bewusstseinsdunkel gefangen, das der Ankommenden - schon mit dem ersten Blick auf den zukünftigen Inkarnationsschauplatz - fremd und unverständlich erscheint. Es gibt Krankheit, Armut und Not. Und die menschlichen Wesen leben unwissend und in den Mechanismen ihrer Körperinstinkte dahin, ohne ein klares Bewusstseinslicht.

Eine solche Existenz zu „begreifen“, ist ein Motiv dieses Niederstiegs. Vor allem doch ist es der Impuls, diesen

„Verirrten“, deren Anblick sie traurig macht (deren „Later-
nen wie ausgepustet“ sind), zu helfen. Diesen Entschluss
freilich fasst sie nicht einzig aus eigenem Antrieb.

Wo kommt sie selbst her? - Sie beschreibt einen wun-
dervollen Garten. Wir mögen die Details dieser Schilde-
rungen symbolisch verstehen oder auch nicht, in jedem Fall
drücken sie klar die erlebten Empfindungen aus. Geschild-
ert werden Springbrunnen, wunderbare Blumen und Vö-
gel, fremdartige Tiere, mit denen sie spielt. Alles ist erfüllt
von Schönheit, von Wärme und Licht, alles getragen von
einem Empfinden von Heimatlichkeit.

Sie kennt keine Entbehrungen, nicht einmal Wünsche.
Sie braucht keine Nahrung und keinen Schlaf. Alles ist
„gut, wie es ist“. Sie vergleicht sich selber mit einer der
vielen Blumen. Ihr einziger Daseinszweck ist es, sich an
dem Garten zu freuen und einfach „zu sein“. - In diese pa-
radiesische Umwelt hinein tritt schließlich eine Gestalt, ein
„schöner freundlicher“ Mann, der sie ruft und in einen
Kreis von Lernenden führt. Damit beginnt der eigene Weg
in die irdische Verkörperung.

Gibt es ein weiteres „Davor“ – noch vor der Existenz in
diesem paradiesischen Garten? Auch wenn sie diese wie
„zeitlos“ empfindet, sie forscht dieser Frage mit eigener
Neugier nach.

Sie beschreibt ein Muster von Steinen, prismenähnlich,
„Steine“, die alle doch Wesen sind. Sie selbst ist ein sol-
cher „Stein“, klar wie ein Kristall und mit vielen eckigen
Flächen, in denen sich farbig das Licht bricht. - Es geht
noch weiter zurück. Auch die Steine verschwinden. Es
bleibt nur ein winziger Punkt; es bleibt nur ein Schwingen
in Wellen und Kreisen, in Tönen und Farben.

Die Töne entstehen „durch die Reibung, durch die Be-
wegung, durch den Atem. Wir sind feiner Atem. Der Atem
geht durch die kleinen Teilchen, und dann klingt jedes an-

ders.“ Was ist dieser Atem? Er ist einfach da und „hält alles in Ordnung“. Durch ihn werden die Teilchen in Bewegung gesetzt und fangen an, ihre Bahn zu laufen.

Den Tönen folgen die Farben, alle drücken sie, im reichen harmonischen Zusammenspiel, bestimmte Gefühlschattierungen aus. All dies liegt fern von jeder Erfahrung von Zeit. Bis an den Punkt einer neuen irritierenden Wahrnehmung: Es ist die Empfindung, „aus der Bahn geraten zu sein“. Damit kann der „Bewusstseinspunkt“, als der sie sich selbst erkennt, seinen Platz nicht mehr einnehmen.

Sie erlebt einen Vorgang der „Verdichtung“ an sich, noch ohne feste Konturen, noch ohne ein sicheres Wissen einer eigenen Individualität. Damit erfolgt ihr allmählicher Eintritt in die Umgebung des Gartens.

Das zweite Protokoll ist bewusst in der Absicht gewählt, hier einen anderen Evolutionsweg einer einzelnen Seele aufzuzeigen. – Dennoch werden zunehmend Parallelen erkennbar sein.

Während „Gerika“ (dies ist ihr „Geistname“) mit Verlassen des „Gartens“ sofort in eine menschliche Umwelt eintritt, die eines primitiven ärmlichen Wüstendorfes, beginnt für den Berichterstatter des anderen Protokolls eine lange „Evolutionsreise“ durch die Naturreiche der Erde; sie währt über Millionen Jahre.

Er teilt die Bewusstseinsart der Mineralien, der Pflanzen, der Tiere, dies immer für eine längere Zeitepoche der intensiv durchlebten Identifikation, bis die Erfahrung ganz ausgeschöpft ist und die Verbindung wieder gelöst wird.

Er erlebt sich - nach einer Zeit des tiefen „Eintauchens“ in die ursprünglichen Elemente selbst: in Feuer, Wasser und Luft - verbunden mit einer Mineralstruktur, einem Steinareal; er teilt das „Bewusstsein“ des Planktons wie das von Moosen und Gras. Er erlebt sich als Baum - in der

Vielschichtigkeit aller Wachstumsprozesse und im lebendigen Verband mit den anderen Bäumen. Er erkennt sich in den Lebensformen von Fischen, dann in Gestalt einer Wasserschlange. Er beschreibt sich, in allen genauen Details des Brutverhaltens, in der Existenz eines Vogels. Er ist ein Kojote, dann ein gorillaähnliches Wesen.

Schließlich tritt er in die Existenz eines Urmenschen ein. Alle weiteren Leben sind zunehmend von zivilisatorischen und kulturellen Errungenschaften der uns bekannten Menschheitsgeschichte geprägt.

Eine Darstellung wie diese wird durch andere Rückführungsprotokolle gestützt. So beschreibt eine Klientin unter tiefer Hypnose, wie sie sich - jenseits einer ersten menschlichen Inkarnation - im Körper eines Krokodilweibchens befindet. Sie sieht sich in Gesellschaft eines männlichen Tieres und kann plötzlich spüren, dass durch eine bestimmte schillernde Rückenpartie auf dem Panzer ihres Krokodilpartners eine sexuelle Erregung bei ihr ausgelöst wird.

Wir mögen fragen: Wenn diese Schilderungen zutreffend sind, ist jeder Fisch, jeder Vogel (und jedes Krokodil) „ein sich entwickelnder Mensch“?

Dies trifft nicht zu. Beschrieben wird vielmehr ein Prozess der vorübergehenden, wenn auch über längere Zeiträume hin prägenden Identifizierung. Und doch findet zugleich eine Evolution der Naturreiche selbst statt, die innerhalb dieser Naturwelt ihre eigenen „seelischen Identitäten“ erschafft, die ihre ganz eigene Prägung entwickeln. In der hier beschriebenen Form leisten sie einen wichtigen Beitrag zur Heranbildung menschlicher Existenz.

X X X

Dem Kapitel ist ein Gedicht des indischen Mystikers Rumi vorangestellt worden. Dieses wird durch die „vor-

menschlichen Inkarnationsstationen“ in den Naturreichen, wie sie das genannte zweite Rückführungsprotokoll darstellt, in besonderer Weise verständlich.

An dieser Stelle ist zu sagen, dass die Protokolle allerdings auch andere Evolutionswege der menschlichen Seele schildern, anders schon in der Frage der ersten Lösung von der kosmischen „Urquelle“.

Der Weg durch die Naturreiche beschränkt sich in diesem Fall auf wenige kurze „Inkarnationsberührungen“ mit der Pflanzen- und Tierwelt. Manchmal auch tauchen Schilderungen dieser Art gar nicht auf. Beschrieben wird dagegen ein Myriaden-haftes Funkensprühen aus einer geistigen „Muttersonne“ heraus, die eine Unzahl neuer Seelen zunächst in den geistigen Kosmos entlässt. Im weiteren Verlauf verteilen sich diese „Seelenfunken“ auf unterschiedliche Planeten, wo sie direkt in einen menschlichen Körper eintauchen können (oder in eine andere materielle Körperform intelligenter Planetenbewohner). Häufig wird dieser Vorgang mit dem Wort „Seelenausschüttung“ benannt. Auch jene einstige „Muttersonne“ ist Teil der göttlichen Quelle des Urbeginns. Die „ausgeschütteten Seelen“ bilden riesige Seelenverbände, die sich zu immer kleineren „Seelenfamilien“ strukturieren. Jede dieser Seelenfamilien wird über alle Inkarnationsstrecken hin eine enge Verbundenheit bewahren.

Die „Vorgeschichten“ der Seele vor ihrem endgültigen Eintauchen in eine materielle Inkarnation können also unterschiedliche sein. Da jede dieser Formen gleichwertig in den Protokollen auftaucht, muss man in diesen Aussagen keinen Widerspruch sehen.

Die grundsätzliche Aussage bleibt: Ein geistiger Kern, der der großen Quelle des Ursprungs entstammt, verbindet sich mit einem materiellen Körper, der wiederum das Erbe eines Jahrmillionen-alten Evolutionsprozesses der Natur

ist. Er nimmt damit selbst ein animalisches Erbe an. Dieses wird ihn für viele Inkarnationen prägen und immer erneut sein „Arbeitsstoff“ sein.

Auch über einen Entwicklungsprozess innerhalb der Naturreiche selbst gibt es erhellende Auskünfte.

Wieder können wir uns auf esoterische Quellen stützen, die gleichfalls von großer Zuverlässigkeit sind – hier allen voran die Mitteilungen von Frediric Myers.

Die Beschreibungen Myers, der sich während seiner ganzen Lebenszeit intensiv mit okkulten Phänomenen befasste, kommen aus einem Nachtodbereich und entstammen seinen dort neu gewonnenen Erkenntnissen. Die Authentizität ist vor allem deshalb überzeugend, weil Myers - damit ein zu Lebzeiten gegebenes Versprechen einlösend - einen speziellen Weg der Vermittlung wählte:

Er teilte sich unterschiedlichen Medien an unterschiedlichen Orten in einer sogenannten „Kreuzkorrespondenz“ mit, in der immer nur die Ergänzung verschiedener medialer Durchsagen ein sinnvolles Ganzes ergab.

Geschildert wird ein kontinuierlicher Prozess des Zusammenwachsens kleinerer Bewusstseinsseinheiten zu größeren.

Myers spricht von „verschiedenen Klassen“ einer Schule, mit denen er die Pflanzen- und Tierreiche vergleicht. Ihren noch einfachen oder schon komplexeren Bewusstseinsstrukturen entsprechend sind es die mehr unteren oder schon fortgeschritteneren Klassen. Psychische Einheiten, die ihre Pflanzenstufe erschöpfend durchlebt haben, schließen sich myriadenhaft zusammen und bilden eine größere psychische Einheit. Sie dringen nun als ein „einzelnes Wesen“ etwa in den Körper eines Insekts ein.

Dieses Prinzip setzt sich fort, indem Unmengen kleiner Insektenleben sich wiederum zu einer größeren psychi-

schen Einheit zusammenschließen und jetzt den Körper eines Fisches oder eines Vogels beseelen - immer wieder bis an den Punkt, an dem alle „Lerneinheiten“ der entsprechenden Klassenstufe ganz durchlebt worden sind.

In der Richtung gleichlautend sind die Mitteilungen des Mediums Joan Grant:

„Es beginnt mit gerade soviel Energie, dass ein einziges Molekül gebildet werden kann. Da diese Energie wächst und sein Bewusstsein sich auszuweiten beginnt, braucht es höherentwickelte Formen, durch die es sich ausdrücken kann... Wenn es zu komplex geworden ist... und die mineralische Existenz es nicht mehr fassen kann, tritt es in das Pflanzenstadium ein... und steigt weiter auf durch eine Reihe von Wiedergeburten als verschiedene Tierarten...“

In diesem Zusammenhang hat sich der esoterische Begriff der „Gruppenseele“ gebildet. Diese jeweilige Gruppenseele, sei es die einer Pflanzenart oder einer Tiergattung, ist zusammengehalten durch ein höherwirkendes Formprinzip, eine Art „Urmatrix“ der Schöpfung.

Mit dem Aufstieg der wachsenden Seeleneinheiten in die immer höheren Tierstufen stellen sich zunehmend auch individuelle Charaktereigenschaften ein, wie sie vor allem in Primatengruppen beobachtet werden können.

Welche gestaltende Kraft steht wiederum hinter den „Formprinzipien“ selbst? denen der gesamten Naturreiche, schließlich denen der menschlichen Körperform?

Philosophen, Theologen und Naturwissenschaftler haben viel gestritten, wie die Entstehungsgeschichte der Naturreiche mit ihrer Artenvielfalt zu schreiben sei. Mit einer Schöpfungsgeschichte, wie sie die Bibel erzählt, konnten sich die Wissenschaftler naheliegender Weise nicht abfinden. Darwin setzte einen markanten neuen Punkt mit seiner Evolutionstheorie, in der die natürliche Auslese zum trei-

benden Motor aller Entwicklung wurde, viele Wissenschaftler schlossen sich ihm an, immer mit demselben Ziel: das Wirken der Natur „aus sich selbst heraus“ zu erklären, ohne eine von außen eingreifende Schöpfermacht.

Zur Evolutionstheorie von Darwins ist bereits gesagt worden, dass in ihr letztlich viele Fragen unbeantwortet bleiben. Wir müssen Antworten auch an anderer Stelle suchen.

Die Bibel erzählt eine Schöpfungsgeschichte, die einem noch sehr kindlichen, naiven Bewusstseinszustand des frühzeitlichen Menschen angepasst scheint. Und doch enthält sie gleich zu Beginn ein bemerkenswertes Detail, das in der Übersetzung Luthers verloren ging. Es wird von einer Göttergruppe, den „Elohim“, gesprochen, die Schöpfer der Erde waren. Luther hat dies vereinfachend mit „Gott“ übersetzt, und so hat es sich dem abendlichen Denken eingeprägt.

Wenden wir uns wieder den Protokollen zu, so wird jene Version einer Gruppe von Schöpfergöttern bestätigt.

Der Klient, der dezidiert seinen langen Entwicklungsweg über die Naturreiche beschreibt, hat für einen Moment auch Einblick in die Frühzeit des noch unbesiedelten Erdplaneten. Er nimmt jene Schöpferwesen wahr, die aus ihrer Gedankenkraft die Strukturen eines Planetensystems erschaffen. Es sind Wesen von imponierender Größe und Machtfülle. („Hier auf dieser Seite merkt man sehr schnell, ob ein Wesen Macht hat“, kommentiert er es.) Es sind kosmische Baumeister von einer menschliches Maß weit übersteigenden Intelligenz, sie erschaffen Planetensysteme und damit Planetenschulen. („Ich selbst würde mir nicht solche großen Dinge erschaffen.“)

Diese Auskünfte wieder lassen sich vielfach durch andere Protokolle ergänzen, vor allem wieder durch die höchst aufschlussreichen von Michael Newton. Der Entstehungs-

prozess eines Planetensystems und vor allem eines Planeten, der einmal Wohnort einer intelligenten Spezies werden soll, wird immer sehr konkret von kosmischen Wesen eingeleitet. Sie entwerfen „Gedankenmuster“ und lassen sie in materielle Formen gerinnen. Dies betrifft zunächst die Mineralreiche, dann auch Flora und Fauna. Dies geht so weit, dass in den Anfangsphasen eines Planeten ganze Gebirgsformationen und Küstenverläufe entworfen werden. (Und eigentlich müsste uns, die späteren Bewohner, nicht wundern, dass uns bestimmte „Landschaftsszenarien“ so sehr zu entzücken vermögen.)

Immer steht am Anfang jeder Naturschöpfung „Geist“, schöpferische Intelligenz.

Dies wieder bedeutet nicht, dass alle Ergebnisse einer forschenden Naturwissenschaft als wertlos beiseite zu schieben sind. Denn natürlich haben auch die durch sie erforschten Phänomene und Naturgesetze ihre Gültigkeit. Problematisch wird es immer allein, wenn eine übergreifende Theorie aufgestellt wird mit dem Anspruch, alle Phänomene vollständig erklären zu können.

Korrekt wäre eine Blickweise, die ein Zusammenspiel beider Seiten sieht. Akzeptieren wir einen geistigen Ursprung der Naturgesetze, so können wir diese doch im weiteren Verlauf in ihrem Zusammenwirken beobachten, das zu vielfältigen Modifikationen führt. Die unterschiedlichen Spezies entwickeln innerhalb dieses vorgegebenen Rahmens „ihr eigenes Spiel“ – in vielen Formen der Anpassung und neuer Kombinationen.

Jeder einzelne „Schöpfungsgedanke“, jede Blume und jedes Tierwesen, muss im größeren Verband der anderen sinnvoll seinen Platz finden und sich dort bewähren. Jede Lebensform muss sich ihren Umwelten anpassen und in ihrer Nahrungssuche und Fortpflanzung erfolgreich sein, wie sie in der gesamten Nahrungskette meist auch als Nah-

rungsspender für andere dient.

Fragen wir wieder direkt nach dem Menschen.

Zweifellos entstammt seine Körperform der Tierwelt, konkret den Primaten, wobei es in der Wissenschaft unterschiedliche Auffassungen gibt, welcher Primat in direkter Linie der „Urahn“ war. (Der „Neandertaler“ war es, wie man lange glaubte, offenbar nicht.) Die Naturwissenschaft hat viel Mühe darauf verwandt, Erklärungen dafür zu finden, wie es zum aufrechten Gang dieser Menschenform, zur Entwicklung eines Sprachzentrums und schließlich der enorm gesteigerten Intelligenz der Spezies Mensch kam.

So sehr manche dieser Erklärungen plausibel erscheinen, so bleiben sie in vielen Punkten auch unbefriedigend, besonders was das menschliche Sprachzentrum betrifft.

Doch lassen wir die Aussage stehen, dass sich die menschliche Körperform aus den Primaten entwickelt hat. Der grundsätzliche Irrtum liegt darin, von der „Evolution des Menschen“ zu sprechen, während der Blick doch auf dessen Körperform reduziert bleibt. Diese aber ist – und immer wieder muss man auf die vorliegenden Protokolle verweisen - lediglich ein „Vehikel“, das der menschlichen Seele für eine Lebenszeit ihren „Wohnort“ gibt.

Die naturwissenschaftliche Epoche, die jede schöpferische Intelligenz durch den „Gott Zufall“ ersetzte, hatte ihre Zeit und für diese Zeit ihre Berechtigung. Wie andere Weltbilder zuvor hat ihr Weltbild seine „Verfallszeit“.

Eine andere Epoche, mit umfassenderen Einsichten, wird sie ablösen.

Wir wollen eine Passage aus einer Darstellung nachtodlicher Bewusstseinszustände anfügen, wie sie von dem amerikanischen Philosophen William James (1842 - 1910) durch das Medium Jane Roberts vermittelt wurde: *)

„Jedes Wesen, lebend oder tot, ist auf seine Weise eine einzigartige Materialisation dieser alles durchdringenden Liebe oder psychologischen, atmosphärischen Gegenwart und ist in sich vollkommen. Jeder Mensch ist er selber oder sie selber und doch gleichzeitig Mitgestalter des Universums. Das Universum wendet sich jedem einzelnen von uns zu, es beschenkt uns großzügig, denn jeder Mensch ist von Geburt an Teil dieses psychologischen Systems.

Das Universum ist wie ein mehrdimensionales Gewebe mit unendlich vielen Mustern und Formen, die nicht flach bleiben, sondern lebendig werden, sich bewegen und sterben und wieder zum Leben erwachen, während das Material, aus dem sie geschaffen sind, sich niemals erschöpft, sondern sich auf wunderbare Weise revitalisiert und alle seine Teile erneuert.

Die Muster und Formen ändern sich ständig, und selbst die Stiche, mit denen sie gestickt sind, bestehen aus demselben Grundgewebe, so dass auf dieser Ebene eine ständige Kommunikation zwischen allen Teilen stattfindet. Es ist jedoch so, dass jede Form die Qualität des Gewebes verändert, es durch seine Erfahrung unermesslich bereichert, denn auf dieser gemeinsamen Ebene erweitert jedes Leben die Möglichkeiten aller anderen...

Überall spüre ich diese Atmosphäre oder atmosphärische Gegenwart, die uns wohlgesonnen, sanft aber mächtig und allwissend ist. Es scheint jedoch eine psychologische Gegenwart von so überwältigender Reichweite zu sein, dass ich in keine Richtung weisen und dort etwas identifizieren könnte, um zu sagen: hier ist sie und nicht irgendwo anders... Diese Gegenwart scheint eher eine Liebe zu sein, die alle Existenz durchdringt und von der alle Existenz herrührt.“

Der aufgefaltete Kosmos / Die multidimensionale Seele

Es ist ein vielzitiertes grundlegender Satz vieler traditionell esoterischer Betrachtungen: „Wir Menschen sind multidimensionale Wesen.“ Dennoch wird er in seiner Tragweite, vor allem in seinem Erlebniswert, selten ausgeschöpft.

Indem wir uns auf unsere irdische Existenz beschränkt sehen, blicken wir lediglich auf eine „Momentaufnahme“, wie sie unsere momentane „Bewusstseinsfokussierung“ erschafft.

Diese Fokussierung ist sinnvoll; wie sie uns doch, als Dauerzustand, in Beschränkungen festhält und einengende Glaubenssätze erschafft.

Wir wissen es durch die „anderen“ Augenblicke. Ausgelöst durch eine tiefe Naturberührung oder durch Meditation, vielleicht auch in Zusammenhang mit unseren Träumen, werden wir uns plötzlich anderer seelischer „Schichten“ bewusst, an denen wir gleichfalls teilhaben. Sie können das Erlebnis einer Fülle vermitteln, die wir mit Bestürzung und Glück registrieren.

(„Der Mensch ist so groß, dass man ihn bisher gar nicht sehen kann. Auch ich sehe ihn nicht.“ Aus der Zitatensammlung „Engelbotschaften“ *)

Jederzeit sind wir „Jenseitswesen“. Sind Träger unserer gelebten Vergangenheiten, auf den irdischen Schauplätzen wie auf denen der Zwischenzeiten, tragen in uns die Wurzeln unserer kosmischen Ursprünge, sind Same unserer vielgestaltigen potentiellen Zukünftigkeiten. Dies gilt nicht abstrakt. Alle sind sie präsent.

Der einzelne Mensch kann sein „Fragment-Sein“ in der gegenwärtig gelebten Inkarnation begreifen und sich einer

Blickweise anschließen, die ihn als Glied in einer Kette vieler Inkarnationen sieht. Eine solche auf die Ganzheit gerichtete Sichtweise löst sich mehr und mehr aus unseren engen Kategorien von Zeit, wir können sie uns in der folgenden Art verdeutlichen:

Das Sinnbild wäre ein durch eine Wolkenformation leuchtender „Sonnenscheinwerfer“. Alle unterschiedlichen Strahlarme suchen unterschiedliche Richtungen und Schauplätze auf, auch mag ihre Strahlungsintensität verschieden sein, und doch entstammen sie alle derselben Quelle. Aus der Sicht dieser Quelle sind alle gleichwertig „Ich“; und alle gleichzeitig gegenwärtig.

Wir können das Prinzip der „Wesensergänzung“ weiter denken und in größeren Dimensionen fortführen.

Tatsächlich gibt es viele Darstellungen der Protokolle, die dies nahe legen. Über die Zweisamkeit einer Dualseele hinaus existieren offenbar große „Gruppenverbände“, die gemeinsam den Sprung in die Evolution antreten. (Sie sind nicht unbedingt identisch mit unseren Familienverbänden und der Gemeinschaft von Seelen, mit denen wir uns in Karma verwickeln und Karma austragen.)

Der Vorgang wird, wie schon berichtet, häufig wie ein „Funkensprühen“ beschrieben, bei dem die größere Einheit zerfällt und jeder einzelne Bewusstseinsfunke einen eigenen Weg kosmischer Abenteuer beginnt - manchmal über unterschiedliche Planeten des Kosmos verteilt, in materiellen oder auch feinstofflichen Welten. Alle kleineren Anteile der größeren Ursprungs-Einheit hält ein Seelenband untergründig weiter zusammen, alle durchlebten Erfahrungen, alle Entwicklungsprozesse fließen letztlich in das Gesamtwesen ein.

Flavio Cabobianco spricht in seinem Buch „Ich komm aus der Sonne“ *) (er war bereits als heranwachsender Junge in der Lage, sich vieler Details seiner kosmischen Her-

kunft zu erinnern) von seinem „Almin“, nach dem er sich manchmal sehnt: seiner Geistfamilie. Dieser Almin wiederum gehört mit anderen „Almins“ zusammen einem größeren Verband an, den Flavio „Alman“ nennt.

Der Vergleich mit Sternengruppen bietet sich an, „seelischen Sternengemeinschaften“, die schließlich im Verband gewaltiger „seelischer Galaxien“ gipfeln. Alle bilden zusammen das All.

In diesem Bild wieder ließe sich sagen: Alle Wesensverbände, in ihrer höheren Gemeinsamkeit, sind „Gott“.

Innerhalb der Naturevolution stellt die Seeleneinheit, die schließlich im Menschen „ich“ sagt, einen neuen, bedeutamen Schritt dar. Anders als die sonstigen Geschöpfe der Naturreiche ist sie die erste, die den größeren Schöpfungsprozess selbst begreifen kann. Damit kann sie die Ebene der „Geschöpfe“ verlassen und selber zum Schöpfer werden.

Wir mögen die Frage stellen: Was ist der tiefere Sinn eines solchen milliardenfachen Aufteilungs- und Aufspaltungsprozesses?

In der Sprache der Mystiker ist es die Erfüllung der unendlichen „Ausdruckssehnsucht Gottes“, die sich in all seinen Schöpfungen, speziell der des Menschen, manifestiert. Das in der Abtrennung und Entfernung sich entwickelnde Einzelwesen trägt in das größere Gesamtwesen, dem es angehört, einen neuen „Klang“, eine neue eigene „Farbe“ zurück.

In ein poetisches Bild gebracht: Jedes einzelne „Sandkorn“ hat im Prozess des Schleifens und Umgestaltens eine neue eigene Struktur angenommen - ist ein Stück mehr „Kristall“ geworden. Damit verändert es auch substanzhaft die größere Einheit.

Und wieder in der Sprache der Mystik: Jede Schöpfung folgt einem „Selbstfindungsdrang Gottes“. Jede Einzelseele ist wie ein Auge, durch das er seine Schöpfung in neuer einzigartiger Weise erblicken kann.

Mit jedem Einzelwesen durchläuft Gott einen selbstgewählten Traum des Vergessens. In jedem Einzelwesen wird er wieder der eigenen Schöpfungsfülle gewahr.

Dies vollzieht sich durch jede erschaffene Seele.

x x x

Jede Verbindung mit einer materiellen Körperform bedeutet Teilhabe an ihrem Naturerbe, das immer auch ein „animalisches“ ist.

Alle Instinktmechanismen, die im Naturreich ihren geordneten sinnvollen Platz haben, werden für den Menschen zur Herausforderung und zum „Arbeitsstoff“.

Sie sind immer in ihm präsent und er muss ihnen ein „menschliches Gesicht“ verleihen.

Es sind:

Die Geborgenheitssuche in der Zugehörigkeit zur großen gemeinsamen Herde - der „Herdentrieb“. Er steht in Ergänzung zur Position des „Leitbullens“, die gleichfalls ein Versprechen von Schutz und Sicherheit bedeutet. – Es sind Muster, die wir durch die gesamte Menschheitsgeschichte hindurch beobachten können. In ihrer negativen Form können sie ganze Völker in Kriegskatastrophen treiben: das Volk folgt dem „Leitbullens“, dem Helden und Führer „bis in den Untergang“. (Geschichte des 20. Jahrhunderts)

Es sind:

Die vielen Spielarten der innerartlichen Rivalitätskämpfe. Es umfasst Imponiergehabe, Drohgebärden und Unterwerfungsgesten. Auch sie schaffen ein Gefüge fester Rangordnungen, eines jedoch, das immer auf dem Recht

des Stärkeren beruht und in dem, sobald die geschaffene Ordnung „kippt“, sich rasch aggressive Energien entladen.

Es sind:

Der Jagd- und Beuteinstinkt, der auf die „artfremde Gattung“ gerichtet ist. Oft vereinigt er die Jagenden zu einem Rudel, das die „Beute“ zu erlegen versucht. Alles Artfremde ist das Feindliche, es löst ein eigenes Bedrohungsempfinden aus, dem man oft besser schon im eigenen Angriff zuvorkommt.

Herdtrieb, Leitbullwahl, Macht des Stärkeren, Fressen und Gefressen-Werden - im Tierreich haben alle Instinktmechanismen ihr Recht. Sie sichern das Überleben der Art; sie sichern das Gleichgewicht der Arten untereinander.

Mit dem Menschen beginnen die Kategorien von Moral und Ethik. In diesen Kategorien erschaffen wir ein Wertesystem von „Recht“ und „Unrecht“. Hier erst entsteht, was wir „Schuld“ nennen. Nur das „begreifbare Unrecht“ wird Schuld - es ist das vermeidbare Unrecht.

Jeder Mensch ist mit jeder neuen Inkarnation in diese Auseinandersetzung gestellt. Alle animalischen Instinktmechanismen muss er vermenschlichen. Er kann sie nicht einfach abwerfen wie einen „ungeliebten Ballast“. Sie sind ein Teil von ihm, indem er eine Körperform annimmt; sie sind ein Teil von ihm durch die Prägungen vieler Körperformen, die er bereits in früheren Existenzen annahm.

Die Geschichte zeigt uns ein beständiges Versagen der Menschheit in der Auseinandersetzung mit ihrem Tiererbe: die endlose Reihe zerstörerischer Übergriffe von Nachbar zu Nachbarvolk, die Geschichte der Vertreibungen, der Ausrottung ganzer Volksgemeinschaften.

Manchmal erscheint es, als gäbe es kein Lernen, keinen Fortschritt in diesem Verlauf.

Böses und Ichkonturierung

Wir wollen uns noch einmal dem Thema des „Bösen“ zuwenden.

Es gibt einen weiteren zentralen, doch oft vernachlässigten Aspekt in der Betrachtung des „Bösen“, der wieder nur im Rahmen eines größeren kosmologischen Evolutionsprozesses verständlich wird.

Am Anfang jeder seelischen Evolution steht unvermeidbar das eine Prinzip: Abtrennung.

Aus dem großen umfassenden All-Bewusstsein gelöst, begibt sich der einzelne „Seelenfunke“ auf seine „kosmische Wanderschaft“. Diese Wanderschaft kann sehr unterschiedliche Wege einschlagen. Für die Erde bedeutet dies immer: Die Seele verbindet sich mit einem irdisch-naturhaften Wesensteil.

Schließlich, in einer menschlichen Körperform ihre Inkarnationen durchlaufend, als Mann und als Frau, lebt die einzelne Seele noch lange Zeit in einer engen Verbundenheit mit ihrer Sippe, den Ahnen, dem ganzen Volksstamm. (So wie wir es noch heute bei manchen Naturvölkern sehen). Doch Schritt für Schritt geht sie auch hier ihren Weg der allmählichen Ablösung.

Sie geht ihn bis an den Punkt, an dem sie sich ganz als Einzelwesen wahrnimmt – eine autonome, sich selbst bestimmende Identität; ein Zustand zugleich, den sie häufig als wachsende Vereinzeln empfindet, manchmal als schmerzliche Isolation.

Es ist unvermeidlich der ihr „vorgeschriebene Weg“. Er ist identisch mit ihrem Auftrag der Selbstverwirklichung; mit dem Auftrag eines schrittweisen „Sich-Selbst-Erschaffens“ in einer ureigenen Form.

Einzelsein bedeutet notwendig Abtrennung. Es bedeutet

Grenzziehung - ein klares Teilen in die Kategorien von „Ich“ und „Nicht-Ich“. Erst diese Grenzziehung gegenüber dem anderen, dem „Fremden außerhalb“, erschafft die „Konturen“ des eigenen Ich.

Dieser Vorgang kann verschiedene Spielarten durchlaufen. Fast immer führt er schließlich auch in die harte Frontbildung hinein; und rasch ist der nächste Schritt die feindliche Konfrontation.

Das Andere „außerhalb“ bedeutet „Nicht-Ich“: Der „Ich“-Sagende kann es in seinen Leiden, in seinen Zuständen der Schmerzen, der Schwäche, der Ohnmacht beobachten, ohne davon berührt zu sein.

Die Mauern der Abtrennung können zur festen Bastion eines wie unberührbaren Egos werden. Sogar im eigenen Schmerzzufügen kann es völlig stumpf geworden. Jede Regung von Empathie ist abgestorben, erloschen.

Gleichzeitig empfindet das Ich, in diesem Zustand seiner Vereinzelnung, sein eigenes Winzigsein, seine „Nichtigkeit“; was wiederum, im eigenen Bedrohungsempfinden, Anlass zu beständigen Strategien des Schutzes wird. Diese Strategien sind nicht nur die härtere Frontbildung, sie sind auch der vorbeugende Übergriff, die Erweiterung des eigenen Territoriums.

Und wieder blicken wir in die Gesichter des Bösen. -

In einer anderen Sicht ist alles zunächst nur ein „Selbstfindungsspiel“. Das einzelne Ich, beseelt von seinem Auftrag der „Selbstschöpfung“, sucht die Erkundung des eigenen Kraftpotentials.

Wo stößt es auf Grenzen in seinen Impulsen der Expansion? Wie weit kann es Grenzen verschieben und ausbauen? wie weit kann es Machtbefugnis erlangen und Macht etablieren - auch in Formen der Herrschaft über die Nachbarwesen? auch in das Territorium der anderen Wesen hinein?

Es handelt sich um ein legitimes Erkundungsspiel - ein Spiel des Wettkampfs und Kräftermessens, wie es sichtbar auch die Naturreiche bestimmt und einen entscheidenden Motor für Evolution bedeutet.

Im Menschen doch kann es, verbunden mit einer zielgerichteten Intelligenz, neue unberechenbare Dimensionen annehmen. Der probende Machtübergriff provoziert die Strategien der Abwehr und Gegenwehr, eskaliert zu Formen ausufernder, unkontrollierter Gewalt.

Kampflust, vorbeugender Angriff, Feindvernichtung, Grausamkeit, Hass: Es ist das bekannte Szenario.

Im Einheitsempfinden des Ursprungs war all dies undenkbar.

Wie es die Protokolle darstellen: Alles Wahrnehmen und jedes „Gefühls-Strömen“, jede Anwesenheit oder Abwesenheit von Glück war ein unteilbares Ganzes.

Dem inkarnierten Ich-Wesen ist all jenes Wissen abhanden gekommen. Es hätte ein einzelnes Ich nicht werden können, hätte sich die Seele nicht aus der „Allheit“ des Ursprungsbewusstseins gelöst.

Der Weg in die Inkarnationen führt in die Konfrontation mit neuen unbekanntem Kraftpotentialen. Es ist der Sog eines Kräftespiels, dem niemand ausweichen kann.

Wir können nur fragen: Wie weit muss der Weg in die Abgrenzung und die Vereinzelung führen? Wie weit muss er die Rollen des Bösen, der übergreifenden Macht- und Gewaltspiele mit einbeziehen?

Jede Seele muss darauf ihre eigene Antwort geben.

Ein Großteil aller spirituell-esoterischen Schulungen zielt darauf ab, sich aus den festen Grenzziehungen wieder zu lösen.

Nicht um die Individualität aufzuheben, sondern um ihre

„Einzigartigkeit“ nicht länger an das Vergängliche äußerer Kennzeichen zu binden.

Diese Individualität definiert sich nicht durch einen sozialen Status oder vorzeigbaren Besitz. (Schon gar nicht durch die Zugehörigkeit zu einem Volk oder einer Rasse - diese ist im Gegenteil das völlig Unindividuelle.) Sie definiert sich nicht durch „Charakterecken“ und Skurrilitäten.

Wie sie sich doch in allem, jedem Zugriff auf das Alltägliche, jeder Gedankenfärbung ausdrücken kann.

Letztlich ist sie identisch mit den vielfachen „Prägespuren“ ihrer Werdeggeschichte, wie sie über die Inkarnationen lange verinnerlicht wurden. Diese Prägespuren sind unauslöschlicher Anteil der innersten Wesensschichten geworden. Sie verleihen der Seele ihre ganz eigene unverwechselbare Struktur, durch die sie ganz selbstverständlich „sie selbst“ ist.

Hat sie sich einmal in diesem „Eigensein“ sicher entdeckt, wird sie die Notwendigkeit fester Umgrenzungen immer weniger fühlen müssen.

Alle Begrenzungen sind nur da um ihrer schließlich stufenweisen Aufhebung willen.

Auf den weiten Strecken unseres Weges der Selbstentfaltung und „Selbstschöpfung“ sind wir uns oft selber ein großes Geheimnis.

Und wir betreten diesen Weg ohne ein wirkliches Wissen vom Bösen - und, mit dem mangelnden Wissen des Bösen, auch ohne ein klares Bewusstsein des Guten.

Die Erlebnisformen des Bösen, in offener oder sublimer Gewalt, können extrem sein.

Und die Seele kann sich, in Stufen einer ständigen Eskalation, für lange in den Schauspielen des Bösen verlieren.

Jede ausgeübte Gewalt kommt aus einem Zentrum der Blindheit und Schwäche. Jede Gewalt bedeutet, Liebe in ihren „Schattenformen“ erfahren.

Am deutlichsten sehen wir dies in der direkten zwischenmenschlichen Gewalt, die ein wehrloses Opfer sucht und damit eine bedingungslose Verfügungsmacht. Es ist pervertierte Liebe. Was die Liebe ersehnt: das bedingungslos sich Öffnen der anderen Seele, die schutzlose Hingabe des anderen, wird im gewaltsamen Zugriff zu erzwingen versucht.

Das Verlangen nach Hingabe verkehrt sich ins sein Gegenteil. Es schafft Verletzung. Jeder gewaltsame Übergriff löscht Liebe aus. Denn er zerstört, was eines ihrer zentralen Wesensmerkmale ist: Freiwilligkeit.

Jede solche Verletzung, jeder Verstoß gegen die Willensfreiheit des anderen schafft einen Riss im Muster des großen kosmischen Verbindungsnetzes und muss wieder „geflickt“ werden.

Dies ist, was mit Karma-Ausgleich und Karma-Ablösung bezeichnet wird. Als sinnvoll erkanntes Gesetz der Ordnung und des Ausgleichs liegt es unserem eigenen Willen zu Grunde, wenn wir aus vorgeburtlicher Sicht unser Leben zu planen beginnen.

Noch einmal sei aus den nachtodlichen Mitteilungen von William James zitiert:

„Das, was neu entdeckt wird, ist nicht dieselbe Wahrheit, die wir verloren, sondern führt zu einem neuen Verständnis des Selbst, und zwar von einem anderen Standpunkt der Realität aus.

Jedes Mal wenn wir eine neue Identität annehmen, erkennt sich das Universum neu - uns und sich - und die Identität sieht seine Unverletzlichkeit von einem neuen Standpunkt aus... Jedes neue Leben beginnt mit dem Wissen um seine absolute Sicherheit und Geborgenheit, einem Wissen, das stark genug ist, um uns ein ganzes physisches Leben lang zu tragen...

Ich erkenne, dass ich es als Kind besaß und absichtlich verlor, damit ich es von einem anderen Standpunkt aus neu entdecken könnte. Dies versetzt mich dem Universum gegenüber in eine neue Position und intensiviert das, was ich nicht anders als meine psychische ‚Dichte‘ bezeichnen kann...

Ich bin hier von einem Licht umgeben, das von überallher strahlt - Farben, die mehr leuchten als alles, was ich auf der Erde je gesehen habe, ein Licht von bezaubernder Vielfalt, nicht eiförmig oder monoton, sondern in ganz eigener Weise lebendig. Es dringt aus allem Sichtbaren, scheint aber auch sonst allem, was mich umgibt, innezuwohnen, ob es nun als Form erkennbar ist oder nicht.

...Ich möchte es ein wissendes Licht nennen, überall und gleichzeitig präsent; es ist transparent, wenn es für sich allein und unabhängig von sichtbaren Formen existiert.

Oft, wenn ich versuche, dieses Phänomen zu ergründen, komme ich mir vor wie ein prähistorischer Höhlenmensch, der zur Sonne aufschaut und ihre Eigenschaften zu verstehen versucht. Ich bezeichne dieses wissende Licht ganz sicher nicht als Entität im Sinne einer Persönlichkeit. Und doch bin ich sicher, dass es eine Psyche hat, die alles unendlich weit übersteigt, was ich mir je vorstellen konnte.

Und dabei weiß es um meine Sehnsucht, es zu erforschen; es zürnt mir deswegen nicht, sondern ermuntert mich sogar dazu.“

*Eine Inkarnationsschule des Universums /
Der „Gedanke der Erde“*

Wir wollen noch einmal auf das erwähnte zweite Rückführungsprotokoll zurückkommen („Der Wiederverkörperungsweg eines Menschen durch die Jahrtausende“ *)), das bis an die „Uranfänge des Seins“ zurückgeht.

Es ist, speziell in diesem Kapitel, ein Bericht, der das eigentlich „Unsagbare“ einzufangen versucht, manchmal in wie stammelnden Satzbrocken vorgetragen, und doch entwickelt sich nach und nach ein verständliches Bild.

Der Berichtende erlebt sich vor seinem Eintritt in das materielle Universum, das er als „ganzes“ überschauen kann, „in seinem Anfang und seinem Ende“. Dort wo es endet, endet auch jede Zeit, so wie er sich selbst in einem Zustand außerhalb jeder Zeit befindet. Zeit existiert immer nur innerhalb des einen Zyklus des Weltentstehens und Weltenvergehens.

Die Frage „Wer bin ich?“ fokussiert seine Aufmerksamkeit auf den Raum „davor“, auf die Frage des eigenen Ursprungs.

Ist er ein Individuum, eine eigene Bewusstseinsseinheit schon zu diesem Beginn?

Die Antwortsuche leitet einen Vorgang ein, den er zunächst wie „ein Zurückfließen in das eigene höhere Selbst“ empfindet. Dann erlebt er zunehmend eine veränderte Existenz:

Er ist wie der Knotenpunkt in einem endlosen Netz, seine Funktion, als dieser Kreuzpunkt von Maschen, ist die des Zusammenhaltens, und dies bedeutet doch auch, dass er völlig eins mit dem Netz ist, dass er gleichzeitig „selber das Netz ist“. Es ist wie eine unendliche „Gitterstruktur“ - in Bewegung gebracht, geht die Schwingung unterschieds-

los durch alle hindurch.

Die bewegende Energie ist immer der Geist, eine Kraft, die einfach „da ist“ und keine Geschwindigkeit hat, die sofort bis in die „fernsten Ecken“ des Universums wirkt. Alles ist untrennbar mit allem verknüpft.

Der Berichtende führt hier einen Vergleich mit der Quantenphysik an und ihrem Modell eines Vakuums, das wie eine Art „Quantenschaum“ ist, wo „im Raum-Zeit-Gitter die Krümmungen oder Netzpunkte Materie heißen“. In diesem Bewusstseinsraum des Ursprungs allerdings stellen die „Gitterpunkte“ Intelligenzen dar, der Konzentration und Verdichtung entsprechend sehr komplexe und weniger ausgeprägte.

Die Welt, das gesamte Universum ist letztlich nur im Geist existent. Diese ursprüngliche Gedankenkraft schafft die Schwingungsebenen und die Strukturen, die letztlich auch die Vorstellung der Raum-Zeit erzeugen. Dort wo die Schwingungen sich immer weiter verdichten, erzeugen sie die Energie, die Ursprung der Materie wird.

Mit dem Eintritt ins materielle Universum sieht sich der Berichtende vor einem „Torbogen“ stehen (es ist ein symbolisches Bild), die Entscheidung für einen eigenen Evolutionsweg innerhalb dieses Universums ist gefallen. Mit großer Berührung nimmt er an seiner Seite ein „Lichtwesen“ wahr, eine Gestalt von hoheitlicher Macht, deren Ausstrahlung doch ganz Liebe und Fürsorge ist. Er spürt eine tiefe Verbindung zu diesem Wesen und „Schutzgeist“, von der er inniglich hofft, dass sie niemals abreißen möge.

Der Weg ins Universum führt ihn zunächst noch nicht auf einen Planeten. Stattdessen verbindet er sich mit einer Sonne, deren Werden und Vergehen er durch alle Existenzphasen begleitet. Sie wird, über Milliarden Jahre hin, sein „physischer Leib“. Es ist ein Erlebnis „tosender Energien“ und gewaltiger Machtfülle, Energien, die doch nach

kosmischen Gesetzen sinnvoll strukturiert sind und etwas wie eine „Frucht“ erschaffen: das Licht, das er in alle Weiten des Universums verstrahlt, durch das er „anderes Leben nährt“ und durch das er mit allen anderen Sonnen verbunden ist.

Doch noch ist die Frage des Anfangs nicht ausgeschöpft. Die tiefe und letzte Frage: Wer bin ich selbst?

Diese Frage treibt ihn noch einmal in den Bewusstseinsraum des Ursprungs zurück. Eine Antwort will sich nur auf ein mehrfaches „Drängen“ einstellen. (Einmal heißt es, „die Frage muss wie ein Feuer geschürt werden“.) Dann fallen die Worte:

Ich bin „der Grund - des Seins“.

Und wieder wird symbolhaft in Bildern gesprochen: „Ich bin eine Träne im Ozean.“ Eine Träne, die zunächst nur der „jungfräuliche“ Tautropfen war - doch die „geweint“ worden ist: geweint durch die Existenzen, „die Bitternis und die Liebe“, durch die der eine Tropfen sein Salz bekam.

(Wir erinnern an das Märchen, in dem die Bedeutung des Salzes ein so zentrales Motiv wird. Nur die im Zorn verstoßene dritte Königstochter weiß zunächst um die große Kostbarkeit dieser Substanz.)

Wir wollen weiter zitieren:

„Ich bin einer... Einer, der viele Tränen weint, nicht traurige Tränen. Jede Träne hat einen eigenen Bewusstseinsinhalt - wenn sie geweint wird. Die Tränen sind Individuen und ich bin einer. - Letztendlich ist das keine Trennung, denn die Individuen... sind das Salz des Einen...“

Und nochmals, in einer Zusammenfassung: „Das Wasser des Einen wird durch die Welten des Einen zu Tränen.“ Es sind „Tränen“, die aus Weinen und Lachen, Bitternis und Freude entstehen. Sie sind wie immer Anteil des allumfassenden Meeres, und doch, innerlich und unsichtbar, von veränderter Substanz.

Es gibt nur den Einen - einen einzigen Grund, der gleichzeitig alle ist. „Es ist ein Bewusstsein, das keine Objekte besitzt, sondern Objekte wie Samen in sich trägt. Erst wenn Zeit und Raum kommen, dann wächst der Samen.“

Wir wollen die ergänzenden Brücken schlagen.

x x x

Die Erde ist ein „Planetenwohnort“. Wie diesen gibt es weitere im All, ähnliche und unterschiedliche, über das ganze Universum verstreut.

Der Planetenwohnort Erde dient als „Schule“ für „heranwachsende“, sich entwickelnde Seelen.

Der „Lernstoff“ ist die Materie. In dieser müssen wir uns, in Einklang mit ihren Gesetzen, „wohnlich einrichten“.

Materie ist ein „Arbeitsstoff“ oft voller „Sperrigkeiten“, ungefügig und hart. Lange haben Menschen allein mit ihrer Körperkraft und einfachen Werkzeugen sie ihren Zwecken dienlich gemacht. Dann begann der forschende menschliche Geist in immer neuen Schritten sie in ihren Eigengesetzlichkeiten zu entschlüsseln und hat aus ihr die uns heute bekannte „Wunderwelt“ der Technik entwickelt. - Damit ist er zugleich auf Energiepotentiale gestoßen, die eine große Zerstörungsgewalt entfalten können.

Niemand kann Materie als solche erschaffen. Der menschliche Geist kann sie nur in immer neuen Variationen teilen, wieder verbinden und mischen und sie zu neuen Stoffen umformen. Er kann so Werke der Technik und Werke der Kunst hervorbringen.

Alles materiell Erschaffene unterliegt Gesetzen des Zerfalls. Je mehr wir die Gesetze der Materie kennen und sie in Kenntnis dieser Gesetze beherrschen, wird sie uns dienlich sein.

Der „Arbeitsstoff“ sind wir selbst - unser Tiererbe, unsere „Seelensubstanz“ in der Inkarnation.

Unser Tiererbe ist sowohl ein Kraftpotential, wie es auch viele Gefährdungen enthält.

Das inkarnierte Selbst muss seine Kraftpotentiale verwalten lernen. Mit dem Weg durch die Inkarnationen werden diese immer komplexer. Alles seelische Wachstum bedeutet auch Zuwachs an Macht.

Der Umgang mit den Formen der Macht wird immer erneut unser Prüfstein. Eine in Gedankenklarheit verwaltete Macht fördert ein einvernehmliches soziales Zusammenleben.

In Verbindung mit unserem Tiererbe kann diese Macht unserer Kontrolle entgleiten. Sie kann einen Drang zur zügellosen Expansion entwickeln und zur Unterwerfungslust werden. Im mehr und mehr vereinnahmenden Rausch hat sie in der Menschheitsgeschichte grausame Despoten hervorgebracht und blutige Spuren hinterlassen.

Das andere Gesicht der Macht ist klug verwaltete Autorität. Sie bringt immer auch die Bürde neuer Verantwortlichkeiten mit sich, in der das inkarnierte Selbst sich beständig üben muss.

Die Erde ist eine Schule zum Erlernen selbstverwalteter Macht.

Folgen wir weiter dem Gedanken der Schule:

Den Schulungsformen der Erde liegen eine Reihe fester Prämissen zugrunde. Zu diesen gehört unsere Wahrnehmungsbeschränkung auf die Materie, im Weiteren unsere Bewusstseinsbeschränkung durch die Strukturen von Raum und Zeit; es ist der Zustand eines tiefen „Unwissens“.

Es ist ein Unwissen vor allem gegenüber uns selbst.

Wir wissen nichts von unserer Herkunft. Nichts von

Dauer und Zweck unseres Aufenthaltes. Selbst dass es eine Schule ist, die wir durchlaufen, geht unserem Wissen verloren.

Alle Qualitäten, die wir in dieser Schule entwickeln, tragen das Signum dieser Wissensauslöschung, des „Selbstvergessens“. Alle müssen sie gegen dieses erworben, erkämpft, ertrotzt werden.

Wir wissen von keiner Gerechtigkeit - außer der menschengeschaffenen, die wir doch oft in hohem Maß als unzulänglich erkennen; in der Menschheitsgeschichte trug sie häufig nur den Stempel der Machthabenden und war offenes Unrecht.

Alle Gesetze eines „karmischen Rechts“ sind uns verborgen.

Wir wissen von keiner „Vergeltung“, die unseren eigenen Taten des Unrechts folgt: dass sie wie ein Echo auf uns zurückwirken und ihre Korrektur fordern, oft in der Form einer eigenen Opferrolle.

Ebenso wenig wissen wir von einer „Entlohnung“, die uns als Resultat hilfsbereiter, aufopfernder Handlungen und Taten erwartet.

Der Zustand unseres Unwissens ist zentraler Teil des umfassenden „Schulkonzepts“.

Was ist die Zielsetzung dieser Bewusstseinsprämissen?

Mit den Verlockungen und Gefährdungen der Macht konfrontiert, wäre es immer nur Furcht vor „Strafe“, die uns von diesen Gefährdungen fern hält. Es wäre eine Existenz im Korsett einer „rigiden Anständigkeit“.

Wir könnten nicht erfahren werden im „Umgang“ mit der Macht, könnten nicht die selbstbestimmten, souveränen Verwalter sein.

Im Wissen um die „karmischen Belohnungen“ unserer einsatzfreudigen, hilfreichen Taten würden wir diese vor

allem dem Zweck der Belohnung selbst unterstellen.

Es gäbe kein wirkliches Gutsein. Kein „Gutsein an sich“.

Der schwersten Probe sind wir ausgesetzt durch die vielen Formen des uns sichtbaren Unrechts - wie sie in unserer irdischen Blickweise scheinbar so häufig auch keine Korrektur erfahren.

Natürlich stehen wir selbst in der Pflicht, alle Möglichkeiten einer Korrektur auszuschöpfen: für das begangene Unrecht eine Wiedergutmachung, schließlich auch Sühne einzufordern. – Doch es gibt die Situationen, in denen fest gefügte Machtpositionen etwas wie einen Schutzzaun um die Unrechtstat und den Täter errichten. Wir erleben uns selbst in einer Position der Ohnmacht.

Lassen wir es zu, dass sie zur Resignation, zur Untätigkeit und in die Verbitterung führt? – Manchmal diktiert die Vernunft eine Strategie des Rückzugs. Doch immer verbirgt sich eine Aufgabe in der genannten Konstellation.

Es kann beides sein: dass wir unsere Emotionen von Zorn und Hass bündeln zu Taten eines besonnenen Mutes; oder dass wir eine Lebensstrecke des geduldigen Ertragens durchwandern, ohne Verbitterung.

Und immer wieder einmal geschieht es, dass sich Menschen in Machtschauspiele verwickeln, in denen ein Vergeltungsakt dem anderen folgt, in einem Prozess ständiger Eskalation. - Und wie immer liegt ein „Angebot des Lernens“ darin:

Dass der eine schließlich inne hält und auf den Gegenschlag verzichtet; und sich so aus dem Macht- und Rache-schauspiel löst – selbst entgegen dem gefühlten Unrecht – und damit nach und nach auch alle elementaren Emotionen des Hasses hinter sich lässt.

Damit kann sich schließlich ein Weg des Verstehens, vielleicht sogar des Verzeihens öffnen. – Wem es gelingt,

den beschenkt es mit der Schönheit eines Lächelns, die er durch keine andere Probe erlangen kann.

(Beispielhaft für einen gelungenen Kampf und einen neuen menschlichen Umgang mit erfahrenem Unrecht wäre Mandela zu nennen, der seinen Gegnern, den über Jahrzehnte hin skrupellosen Unterdrückern, die Hand zur Versöhnung ausstreckte. Nicht ohne Grund wurde er dafür von vielen als ein leuchtendes Vorbild gesehen.)

Immer wieder durchlaufen wir, gegen die Bruchstückhaftigkeit unseres Wissens und Sehens ankämpfend, ein gleiches Grundmuster der Proben.

Immer ist es die Bruchstückhaftigkeit unserer Existenz, die zur Herausforderung wird - und in der wir uns annehmen müssen; in der wir uns auch in zahlreichen Unzulänglichkeiten und Schwächen erkennen - die sowohl Ansporn zu ihrer Überwindung sein können, wie wir ihnen gegenüber doch oft auch unsere Ohnmacht erleben.

Es ist ein steiniger Arbeitsweg, auf dem wir ohne einen speziellen Helfer nie auskommen werden: Humor. Je mehr wir die Fähigkeit eines verstehenden Annehmens entwickeln, desto meisterlich werden wir auch in der des Humors.

x x x

Die Erde ist eine Schule.

Das Bild einer Schule ist korrekt. Es verweist auf die unterschiedlichen Lernklassen – und damit auch auf die unterschiedlichen Altersklassen der diese Schule durchlaufenden Seelen. So wie es eine Gesamtentwicklung der Schule gibt – aus den archaischen Anfängen der Vorgeschichte, wie die Historiker sagen würden – so gilt doch auch, dass es über alle geschichtlichen Zeiten hin immer

einen Strom neuer „Zuwanderer“ gab und gibt.

Das direkte Neben- und Miteinander jüngerer und älterer Seelen bringt selbst viel Konfliktstoff hervor. Vieles was den „Älteren“ seit langem vertraut ist und was inkarnationenlanger Arbeitsstoff war, für den sie ihre eigenen Wertemuster und Zuordnungen fanden, beginnen die Jüngeren erst zu entdecken, mit der ihnen eigenen Forschungslust und Neugier, auch mit dem Leichtsinn der noch Unerfahrenen.

So wie man von den Älteren, damit Reiferen erwarten kann, dass sie die Jüngeren verstehen – diese Jüngeren können es umgekehrt nicht. Und auch manche der Älteren beharren recht unbeweglich auf den erworbenen Mustern. Allein aus diesem Umstand ergeben sich viele Konfrontationen; wie diese „Gesamtvorlage“ doch auch als ein Angebot zu unterstützender Kommunikation und vielen fruchtbaren Interaktionen zu sehen ist.

Der Gedanke einer „Schule“ erscheint manchem suspekt – weil eine Einteilung in untere und obere Schulklassen und damit in „reife“ und „unreife“ Seelen eine Wertung suggeriert und einer gewissen Überheblichkeit der älteren Seele so Vorschub geleistet werden kann. Doch bei genauem Blick wird eine solche Haltung der Geringschätzung durch das Bild der Schule selbst korrigiert. Wer blickt abschätzig auf das Kind einer unteren Klasse, nur weil es jung ist? Dieses Kind durchläuft dieselben Etappen wie alle anderen vor ihm – und es kann sich in Eigenschaften entwickeln wie alle älteren auch: als Musterschüler, als Hallodri und Tunichtgut, als kleines Genie – und möglicher Weise einmal mit den Fähigkeiten eines großen Genies, seine Vorgänger überragend.

Die Oberschüler wieder selbst wissen gut: Über ihnen gibt es die Lehrer, später die Professoren, eine ganze Hierarchie weiterer gesellschaftlicher Koryphäen. Nichts wür-

de einen Oberschüler deutlicher in seiner Unreife zeigen, als wenn er herablassend, gar verächtlich auf die Jüngeren blickt.

Die Erde ist eine Schule.

Wir durchlaufen sie mit unterschiedlichen „Bewusstseinsinstanzen“.

Wie wir durch die Protokolle der detailreichen Auskünfte über unsere vorgeburtliche Existenz wissen, planen wir unser Leben weitgehend selbst. Wir planen es gemeinsam mit geistigen Lehrern, wir planen es als die größere Wesensinstanz, die einem „kosmischen Wissen“ immer nahe bleibt.

Doch auch in dieser anderen jenseitigen Vollständigkeit unseres Wesens verfügen wir über kein Allwissen. Auch das große Gesamtwesen durchläuft beständig neue Stufen des Lernens.

Wir können auf das Bild der „Strahlarme“ einer gemeinsamen Lichtquelle zurückkommen.

Als jene Planungsinstanz, die immer ein Fragment in die „irdischen Schauspiele“ schickt, gestalten wir an dem eigenen Bild eines „Ideals“, dem wir uns fortwährend näher treiben. Die „Schlüssel“ des Glücks sind damit vielfach andere als jene in der Verkörperung.

Die Existenzen im materiellen Genießen, in körperlicher Vitalität finden ihre Ergänzung in den genau gegensätzlichen - solchen in Armut und Mangel, in Krankheit und in Gebrechen.

Die Existenzen eigener Machtbefugnisse, möglicherweise des eigenen Gewaltübergriffs korrespondieren mit solchen der Abhängigkeit, der selbst erlittenen Ohnmacht.

Die „Lerneinheit“ kann Einsamkeit sein, die uns ganz auf uns selbst konzentriert; korrespondierend mit einer Existenz großer Geschäftigkeit und vieler Zerstreuungen.

Wir erstreben die Qualitäten der Hingabe und Unterordnung - und suchen eine Umwelt starker Autoritäten und strikter Gesellschaftsregeln.

Wir erstreben die Qualitäten unbeugsamer Willenskraft und Furchtlosigkeit - und suchen eine Umwelt beständiger existenzielle Gefährdungen und Gegnerschaften.

Reichtum und Fülle offenbaren ein neues „Innengesicht“, wenn wir ihre Schattenseiten Armut und Mangel kennen.

Das Begreifen von Schönheit und Harmonie ist ein anderes - wenn wir die Inkarnationsstrecken der Disharmonien, der Hässlichkeit und Entstellung durchschritten haben. Unser Begreifen von Liebe ist ein anderes, wenn wir sie „wiederentdecken“ hinter den Schatten von Feindschaft und Hass.

Die Erde ist eine Schule, die wir durchlaufen.

Kein anderer Begriff einer irdischen Institution beschreibt sie zutreffender in ihrer Funktion.

Man könnte sie, nüchterner und nicht ohne Humor, auch als ein „Arbeitslager“ bezeichnen und damit den Aspekt der Mühe betonen; weist dieses Bild doch zugleich auf ein mögliches „Entgelt“ hin, das am Schluss dieser Arbeitszeit stehen mag.

Wir wollen dem Wort „Schule“ (Monroe nennt sie eine „Schule für komprimiertes Lernen“) dennoch den Vorzug geben. Es betont den Aspekt des Lernens - das eben auch ein freudiges Lernen sein kann.

Sie hat ihre festen Regeln und Grundprogramme, die kleineren und größeren Freiräume eigener Wahl. Anders in den Anfangsstadien, in denen wir unbelastet doch ohne das klare Bewusstsein des schon Erfahrenen wählen, anders in den fortgeschrittenen Stadien, in denen wir uns schließlich in einem Netz der selbstgeschaffenen Muster und Formen

erkennen, darin eingebettet oder verstrickt - nun klarer begreifend, bewusster sehend und wählend.

Als Schule trägt sie deren entscheidende Merkmale: fordernd zu sein, immer höhere Ziele des Lernens zu setzen. Die unterschiedlichen Schüler durchlaufen die Lerneinheiten und unterschiedlichen Klassen ihrem eigenen Temperament und Arbeitseifer gemäß.

Es gibt die „arbeitsbesessenen Seelen“, die unentwegt neugierigen, auch solche, die sich im Rausch ihrer Arbeitseinheiten verlieren; es gibt die kühleren, distanzierteren Planer, es gibt die Seelen, die resignieren, in Trägheit verfallen.

Mehr und mehr werden wir uns, die unterschiedlichen Lerneinheiten und Schulungsformen zum Abschluss bringend, von den Schulungsformen des Unwissens lösen. Und damit auch von der Schule selbst - oder diese Schule selber schrittweise verwandelt haben.

Bei der Betrachtung der Krabat-Sage haben wir die „Meisterseelen“ erwähnt, die ihren „Aufenthalt“ im sphärischen Umkreis der Erde haben. Die von diesen Seelen verströmende Größe, die Klarheit und Intensität ihres Geistes, der doch ganz „offen“ ist - im eigenen Zentriertsein unantastbar in seiner Essenz, ist von tief berührender Wirkung.

Alle verfolgen wir das uns ureigene Bild dieser geistigen Größe und berührenden Schönheit.

Es ist „Lohn in sich“ - wie jede erfahrene Liebe „Lohn in sich“ ist.

Es ist unser ganz eigenes Bild - das wir, samenhaft, mit uns trugen vom Augenblick unseres Aufbruchs an.

Wir wollen ein drittes Mal William James zitieren:

„Während mich im Leben stets ein unterschwelliges Gefühl von Melancholie begleitet hat, erlebe ich hier ein ganz außerordentliches und wunderbares Gefühl von Sicherheit, das mir Mut macht und mich zu heldenhaften Taten ermuntert - verständlicherweise. Stets weiß ich: Das Universum ist mit mir und trägt mich, so wie es gleichzeitig mit allen anderen ist und sie trägt. Es wirkt nicht nur nicht gegen mich, sondern gewährt mir ständig aktive Unterstützung.

... Dieses Phänomen liegt jenseits aller theologischen und intellektuellen Theorien. Ich weiß, dass diese Gegenwart oder Liebe sich in mir und in anderen Menschen manifestiert; dass sie mir in ganz besonderer und individueller Weise Unterstützung gewährt, um mich zu fördern, dass jedoch mein Glück keinen anderen benachteiligt, sondern auch ihm hilft...

Am ehesten könnte man diese atmosphärische Gegenwart mit der Stimmung eines idealen Sommertages vergleichen: Ein herrlicher, bezaubernder Duft durchdringt die ganze Luft; Blumen, Bäume, Gras, Menschen, Berge, Täler - alles ist in diesen Zauber eingehüllt und mehrt ihn gleichzeitig. Diese atmosphärische Gegenwart mit ihrem wissenden Licht durchdringt mich in meinem ganzen Wesen und alles mich Umgebende.

Ich weiß, dass diese atmosphärische Gegenwart keine menschlichen Charakteristika hat, und doch hat sie Eigenschaften emotionaler Art, und es ist gerade dieses Wohlwollen und diese unermessliche Fülle, die meiner Psyche das Gefühl absoluter Sicherheit gibt. Es ist, als ob ich hier im Licht einer psychologischen Sonnenatmosphäre lebe, das der physikalischen eines idealen Sommertages entspricht.

Ein Sommertag geht jedoch zu Ende und die Dämmerung fällt mit einer gewissen Wehmut auf Menschen und Tiere...

Aber diese atmosphärische Gegenwart ist in einem steten

Wandel begriffen und bleibt doch immer gleich. Manchmal glaube ich, sie ist das umfassende Bewusstsein des gesamten Universums, das sowohl in allem Bewusstsein existiert als auch außerhalb. Gleichzeitig weiß ich, dass viel mehr involviert ist. In diesem Licht sind die Existenzbedingungen einfach unvorstellbar tragend und ermutigend.“

Der „Moment der Rückkehr“

Alle großen Mystiker haben vom „inneren Erwachen“ der Seele gesprochen. Oft haben sie es (jeder mit seiner eigenen Sprache) das „Erwachen des Inneren Gottes“ genannt - und damit ausgedrückt, dass sich die erwachende Seele in ihrer Grundsubstanz als ein „Stück Gottes“ erkennt, identisch mit ihm und letztlich niemals völlig vom ihm getrennt. - In dieser Sichtweise hat sich die Abtrennung niemals wirklich vollzogen.

Wir haben, in Betrachtung der irdischen Evolution, das Prinzip der Vereinigung kleinerer zu größeren Bewusstseinseinheiten durch die Naturreiche beschrieben, ihre Höherentwicklung durch immer neue Stadien der Verschmelzung. - Damit wurde auch die zentrale Stellung des Menschen ersichtlich.

Setzt der Prozess des Bewusstseinswachstums sich über den Menschen hinaus in neuen Vereinigungsformen, neuen „Wesensverschmelzungen“ fort?

Diese Frage mag jeden unterschiedlich berühren - manchen nicht ohne Erschrecken. Konfrontiert sie uns doch mit Vorstellungen, die als Bedrohung unserer „Individualität“ erscheinen, denen eines möglichen „Seelenverlöschens“ in einem „Nirwana“, wie sie über Jahrtausende hin sehr wohl

im Denken der Menschheit Fuß fassten.

Gehen wir, mit der „Rückkehr zum Ursprung“, einem Nirwana entgegen?

Selbst bei den religiösen Strömungen Indiens gibt es für „Nirwana“ keine einheitliche Definition.

Wie manche es als ein tatsächliches „Auslöschen der Seele“ beschreiben (und in dieser Funktion sogar herbeisehnen), so sehen andere lediglich eine Metapher darin, um das „Unaussprechliche“ eines Himmels allen Definitionsversuchen von vornherein zu entziehen.

Das Wort „Wesensverschmelzung“ wird oft in Zusammenhang mit „Erleuchtung“ genannt. Tatsächlich ist damit auf das eigentliche Geheimnis verwiesen.

Doch welchen Vorstellungen wir auch immer in unserem Denken Raum geben: Es ist das *Gegenteil eines Bewusstseinsverlöschens*.

Selbst wenn wir in das konkrete Bild der Verschmelzung zweier Wesen hineingehen, kann es nur immer das Gegenteil sein: Bewusstseinsverhellung, Bewusstseinsverweiterung.

Er fällt uns schwer, in Kategorien wie in diesen zu empfinden. Sie sind uns fremd, weil sie unserer gegenwärtigen „Mission“ in der Inkarnation widersprechen: eine eigenständige, fest umgrenzte Individualität zu entwickeln.

Deshalb haben Vorstellungen dieser Art letztlich den Rang eines „Geheimwissens“ - eines Wissens, das dem „Uneingeweihten“ mehr oder weniger unverständlich bleibt. (Deshalb und nicht in Abgrenzung zum „gemeinen Volk“ hat es diesen Namen erhalten.) „Geheimsschüler“ früherer Zeiten haben oft viele Jahrzehnte der Vorbereitung in den Mysterienschulen verbracht.

Aber wir können in diesen Kategorien ansatzweise doch denken:

Zwei Bewusstseinsinhalte, die sich zu einem verbinden, erleben, im innigen Vollzug dieser Vermischung, den an-

deren schließlich als den *ganz eigenen*.

In bedingungsloser Hingabe vollzogen, ist dies ein Moment der Bewusstseins*erhellung* - einer Bewusstseinsausweitung beglückender Ausmaße.

Letztlich haben wir die Ahnung einer Empfindung davon: Liebe, Verliebtheit. Reine Liebe ist ein Abglanz solcher „Wesensverschmelzung“. Wir wissen, dass es nichts Schmälerndes, nichts Zwanghaftes darin gibt.

Wenn wir verliebt sind, begreifen wir es: dass sich auf genau diese „Einswerdung“ unsere Sehnsucht richtet – auf den Sog eines übermächtigen Glücks, dem wir uns gern überlassen.

X X X

Wir wollen uns einer Beschreibung widmen, die ein Geschehen in Worte zu fassen versucht, das - jenseits aller Zyklen der Inkarnationen - etwas darstellt wie eine „Station der Rückkehr“.

Es handelt sich um eine Erfahrung im außerkörperlichen Zustand, wieder ist es eine Schilderung Monroes *), dem dieses Erlebnis in Begleitung geistiger Führerwesen („Inspes“, wie er sie nennt) zuteil wird. Es steht uns frei, alles als eine symbolische Darstellung zu verstehen oder, in den vielen klar geschilderten Details, als einen konkreten Ablauf.

Wie es uns freisteht, einen allgemeingültigen Vorgang darin zu sehen - oder nur eine der vielen Möglichkeiten der „Rückkehr zum Ursprung“.

Monroe beschreibt zwei „Ströme“ - einen, der ihm entgegenkommt, einen anderen, dem er selbst angehört. Der erste ist „sanft, gleichmäßig und ungetrüb“. Sein eigener Strom ist anders. Er ist auf komplexere Art aufgebaut -

eine große Welle, die eine Vielzahl kleiner Wellen enthält, die in die Grundsubstanz eingeprägt sind.

Er ist beides, die Grundsubstanz und die kleinen Wellen, und er weiß, dass er sich „zurück zum Ursprung“ bewegt. Er empfindet die Bewegung als stetig und ohne Hast, „angetrieben von dem Wunsch, den ich kenne, aber nicht ausdrücken kann. Allein das Wissen darum lässt mich in freudiger Verzückung vibrieren.“

Die Röhre wird breiter, da eine andere sich von der Seite mit ihr verbindet, und eine weitere Welle vermischt sich mit seiner, und beide werden eins. „Ich erkenne die andere sofort und sie mich auch, und es herrscht große Freude über die Wiedervereinigung, dieses andere Ich und ich. Wie konnte ich das vergessen! Gemeinsam bewegen wir uns weiter, erkunden übergücklich die Abenteuer, Erfahrungen und das Wissen des anderen.“

Die Röhre wird nochmals breiter, und ein weiteres Ich stößt zu den zwei ersten, und der Vorgang wiederholt sich. Die Form der Wellen ist bemerkenswert identisch, und das gemeinsame Muster wird stärker. „Jede weist vielfältige Änderungen auf, die, wenn sie mit einer anderen verwandten Abweichung kombiniert werden, eine neue bedeutsame Abwandlung des Ganzen bewirken, die wir sind.“

Die Röhre erweitert sich wieder, und ich mache mir keine Gedanken mehr wegen der Wände, als noch ein weiteres Ich in den Strom der Wellen tritt. Dieses ist besonders aufregend, da es das erste ist, das ich als Rückkehrer von einem völlig nichtmenschlichen Ausflug wahrnehme. Doch das Ineinandergleiten war fast perfekt, und wir wurden so viel mehr...“

Immer ein weiteres Ich schließt sich an, stetig und sicher. Mit jedem wird jedes einzelne bewusster und erinnert mehr vom Ganzen. Wie viele es sind, scheint letztlich nicht mehr wichtig zu sein. Das gemeinsame Wissen und Kön-

nen ist so groß, dass sich niemand die Mühe macht, darüber nachzudenken. „Es ist nicht wichtig. Wir sind eins.“

Damit wendet die größere Gesamtheit sich nun von der tragenden Welle ab und entfernt sich von ihr. „Regungslos beobachten wir in vereinter Ehrfurcht, wie ihr Wirken anhält, fort von uns, hinaus in die Unendlichkeit. Wir nehmen auch ohne Schwierigkeiten die sanfte ursprüngliche Welle wahr, die aus dieser Unendlichkeit kommt und aufgeht in dem Muster, dem wir entstammten.“

Alle durchströmt eine einheitliche Energie, die ihre eigene Schöpfung ist, sie zeigt im Übermaß die Wirklichkeit des Ganzen als viel größer als die Gesamtheit seiner Teile. „Unsere Fähigkeit, unser Wissen scheinen grenzenlos.“ Alle gemeinsam können sie Zeit erschaffen, wie es ihnen beliebt, sie innerhalb der Wahrnehmung selbst umformen und abändern. Sie können Materie aus anderen Energiemustern erzeugen oder deren Aufbau in jedem gewünschten Umfang ändern bis hin zur Rückverwandlung in die ursprüngliche Form. Sie können jede Wahrnehmung innerhalb der Energiefelder ihrer Erfahrung erzeugen, verstärken, ändern, abstimmen oder auslösen.

Und doch wissen sie, dass dies an diesem Punkt nur gültig innerhalb der Energiesysteme ihrer Erfahrung ist. Sie können jedes dieser Energiefelder untereinander oder in andere umwandeln - ausgenommen dasjenige, das sie selbst sind...

Dieses bleibt zunächst ihr Geheimnis: die „Substanz“, aus der sie selber bestehen. Sie können dieses Rätsel noch nicht entschlüsseln, da sie bisher „nicht vollkommen“ sind.

„...Wir können den Strom des menschlichen Lernerlebnisses und auch anderer Lernerlebnisse ähnlichen Inhalts durch Zeit und Raum überwachen, ergänzen und verbinden und tun dies auch. Das machen wir ständig auf allen Ebenen des Bewusstseins, um jene sich sammelnden Einheiten

unserer Urenergie angemessen vorzubereiten auf den Eintritt... Es ist das Wesen unseres Wachstums, so zu handeln...

...Wir wissen, wer wir sind, und ein Ich lacht, und wir alle lachen in den Namen, den dieses Ich uns gegeben hatte.“

Wir sagten, wie es die Mystiker ausdrückten, dass alles Bewusstsein im „innersten Kern“ immer doch „Gottbewusstsein“ ist.

Die Frage eines „personalen Wesens“, wie es die Menschen so häufig beschäftigt hat, steht nicht zentral. Wichtig ist einzig die Frage der Bewusstseinsqualitäten.

Immer ist es „Gott“ selbst, der sich in seinen Schöpfungsakten in zahllose „Schöpfungsfunken“ zerstreut - scheinbar löst und entfernt. Und wieder verbindet, vereinigt. Alle Wesen sind „Gott“ - Bewusstseinsfunken des Ursprungs in den vielfältigsten Auskleidungen, Ausgestaltungen, sich unfassbar reichhaltig, schöpferisch in immer neuen Bewusstseinsformen erprobend.

Jeder „Sprung“ in die materielle Schöpfung bedeutet den Beginn eines „Selbstschöpfungsspiels“.

Wir nehmen ein Tiererbe an.

Wir fügen uns ein in das „Spielkonzept“ der Bewusstseinseinschränkung, des Unwissens.

Wir gehen den Weg der unvermeidlichen Grenzziehungen. Bis an den Punkt der Selbstwerdung, der Vereinzelung.

Wir üben uns in der Meisterung unserer Kraftpotentiale, der machtvollen, unbekanntenen. Lernen sie handhaben in unseren Freundschaftsverknüpfungen, in unserem Ausdruck von Liebe, in den feindlichen Konfrontationen.

Wir stehen in der Verantwortung für unsere Taten.

Wir lösen uns aus den Kampfspielen. Alle „Schauspiele“ der Ich-Konturierung, der harten Grenzziehung haben ihre Funktion erfüllt.

Wir betreten den Weg neuer Freundschaftsentdeckungen, Liebesverbindungen, nun in immer bewussterer Form.

Es ist der Entdeckungsweg eines Potentials immer neuer Ausdrucksformen der Liebe. Seiner Natur nach kann es nur ein Freudenweg sein.

Es ist der Weg, auf dem wir die immer neue Berührung der Liebe erfahren als Sinn, als den geheimen Schlüssel der großen „kosmischen Inszenierung“.

In ihr - so stellen es die Schilderungen übereinstimmend dar - wird jede neue Begegnung des gegenseitigen tiefen Erkennens ein Wieder-Erkennen, „ein Fest“.

Der Weg der Verwandlung ist zu Ende gegangen: der „Tierbruder“ wurde erlöst; wir sind eins mit der „Königstochter“.

DIE „INNEREN RÄUME“

BEWUSSTSEINSFORSCHUNG BEI JOHN C. LILLY

Erfahrungen im Isoliertank

Lilly stellt seinem Buch „Das Zentrum des Zyklons“, als eine Art Einleitung und Quintessenz, die folgenden Sätze voran.

„Das Zentrum des Zyklons ist jener aufsteigende, ruhige und spannungsfreie Ort, an dem man lernen kann, wie man ewig lebt. Überall außerhalb dieses Zentrums tobt der Sturm des eigenen Egos, das mit anderen Egos wetteifert im Rundtanz wütender Raserei. Verlässt man das Zentrum, so wird man vom Heulen des Sturms umso heftiger betäubt, je mehr man bei diesem Tanz mitmacht. Das zentrale Gedanken- und Gefühlswesen - die eigenen Satoris - ist nur im Zentrum zu finden, nicht außerhalb. Die hin und her gerissenen Gemütszustände, die selbstgeschaffenen Höllen, sind außerhalb des Zentrums. Im Zentrum des Zyklons befindet man sich jenseits des Lebens- und Schicksalsrades, dort erhebt man sich, um sich mit den Schöpfern des Universums, den Schöpfern unserer selbst, zu vereinigen.

Hier erkennen wir, dass wir jene geschaffen haben, die Wir sind.“

Die ganze Bedeutung dieser Sentenz, vor allem die des abschließenden Satzes, wird durch die folgenden Betrachtungen in ein noch klareres Licht rücken.

John C. Lilly, der 1915 geborene amerikanische Psychotherapeut und Gehirnforscher, Leiter von verschiedenen

Studienprojekten auf den Gebieten Biophysik und Neurophysiologie, wurde vor allem durch seine Forschungsarbeit mit Delphinen bekannt. („Man and Dolphin“ / „The Mind of the Dolphin“ - Bücher, die sich in großer Einfühlsamkeit bemühen, der „Sprache“ der Delphine und ihrer speziellen Wesensart auf die Spur zu kommen.) In seinem Buch „Das Zentrum des Zyklons“ spricht Lilly über die eigene Bewusstseinsentwicklung, einen inneren Weg, der weit über naturwissenschaftlich fassbare Phänomene hinausführt.

Lilly ist in seiner Ausdrucksweise nicht „esoterisch“, schon gar nicht je literarisch, poetisch (von einigen Stellen abgesehen, in denen „Unsagbares“ in Worte gefasst werden muss). Seine Sprache ist die des Naturwissenschaftlers, er spricht von „Biocomputer“, von „Methaprogrammierer“ und ähnlichem, wenn er Bewusstseinsprozesse beschreibt. Für manchen Leser mag dies zunächst befremdlich sein, wer sich darauf einlassen kann, wird feststellen, dass es sich hier um übersinnlich-mystische Erfahrungen von hoher Qualität handelt.

Lilly ist der Prototyp eines Forschers, der lediglich fest auf das Selbsterfahrene baut. Er bemerkt dazu, indem er einen Forscherkollegen zitiert: „Du wirst auf dem Weg der wissenschaftlichen Kontrolle das, was wichtig ist, nicht verstehen, wenn du nicht die erste Versuchsperson deiner Experimente bist.“ Ekstatisch-mystische Erfahrungen reichen bis in die Kinderjahre zurück, aber gerade damit scheint der Wille, im Sinn eines strengen Experimentators und Wissenschaftlers zu arbeiten, eher verstärkt worden zu sein.

Aus diesem Blickpunkt ist es auch verständlich, dass er anfangs in die Erforschung des eigenen Bewusstseins LSD einbezog, zumal der Umgang mit Drogen in dieser Zeit der 60er Jahre kaum etwas Ungewöhnliches war. Diese Arbeit

mit LSD wurde später bei Lilly sehr reduziert und für weitere Experimente auch aufgegeben, somit handelt es sich bei den diesbezüglichen Versuchen eher um ein Übergangsstadium. Das Erlangen gleicher Bewusstseinsstadien und außerkörperlicher Erfahrungen war Lilly nach Jahren auch ohne Drogenwirksamkeit möglich.

Dennoch ist selbst dieser Forschungsabschnitt unter Einsatz von LSD höchst interessant. Er erscheint vor allem deshalb von Wert, weil eine Persönlichkeit wie Lilly planvoll und immer unter voller Ich-Kontrolle experimentiert und keine Bewusstseinstrübungen zulässt.

Hier muss zusätzlich betont werden, dass nicht von Opiaten - wie etwa Opium und Heroin - die Rede ist, sondern ausschließlich von LSD. Der Gebrauch dieser Droge wirkt sich, nach allen medizinischen Kenntnissen, nicht in der Art von Opiaten körperzerstörend aus, selbst von einer einsetzenden Abhängigkeit lässt sich nicht sprechen, jedenfalls keiner, die sich auf den körperlichen Organismus bezieht. Die wohl mögliche seelische Abhängigkeit bleibt damit nicht unproblematisch, doch lässt sie sich nicht pauschal behaupten.

Es sei daran erinnert, dass viele indianische Naturvölker mit Drogensubstanzen umgingen, deren Grundlage ebenfalls Meskalin war, das aus dem Peyotl-Kaktus gewonnen wird. Sie führten damit, und dies erst nach Tagen der inneren Vorbereitung, Bewusstseinslockerungen bei ihren Festzeremonien herbei, um in Kontakt mit Naturgeistern und Ahnen zu treten.

Für Lilly war der Einsatz von LSD ein erster Weg, in intensive Lockerungszustände zu gelangen, wobei er diesen Effekt noch durch eine zusätzliche Einrichtung verstärkte: den Bau eines Isoliertanks. Bei diesem handelt es sich um einen verdunkelten schalldichten kleinen Raum, in dem man, in lauwarmem Wasser treibend, alle Körperreize

nach und nach völlig ausschalten kann.

Wir haben Lilly bereits erwähnt und über seine Begegnung mit den „zwei Wächtern“ gesprochen, zu der es während eines längeren Komazustands nach einem Injektions-Unfall kam. - Später, nach vielen Tagen physischer Blindheit und schließlich langsam einsetzender Genesung, gelang es Lilly, den „Ort“ mit den Wächtern vom Isoliertank aus bewusst ein zweites Mal aufzusuchen.

Auch diese Begegnung ist hochinteressant und schlägt sich in einer eindrucksvollen Schilderung nieder. Die Wächter erklären ihm diesmal, welcher Art die Aufgaben sind, die ihn für seine noch kommende Lebensspanne erwarten. Vor allem soll er andere Menschen suchen, von denen er lernen und die er selbst unterrichten kann. Einige Informationen werden ihm dabei „versiegelt“ gegeben, das heißt, dass er sich zu einem späteren Zeitpunkt ihrer erinnern würde, wenn er sie schließlich benötigt.

Die aus freiem Antrieb und in voller Bewusstheit erlebte Kommunikation mit den „Wächtern“ markiert ohne Zweifel einen bemerkenswerten Punkt der eigenen Bewusstseinsentwicklung - wie ihm diese auch selbst bestätigen. Eine solche Begegnung wird, in veränderter Form, an späterer Stelle ein drittes Mal zur Sprache kommen und hier erneut als Maßstab erkennbar sein.

Wenden wir uns den Erfahrungen im Isoliertank, den „Reisen in die inneren Räume“ zu, wobei wir uns hier allerdings auf wenige Skizzen beschränken müssen, die doch das Essenzielle spürbar machen sollen.

Dass Lilly von „inneren Räumen“ spricht, bedeutet einfach eine Metapher für „Seelenraum“, er ist sich der Außerkörperlichkeit bei seinen „Bewusstseins-Reisen“ meist gut bewusst. Allerdings werden auch dezidiert Reisen im eigenen Körper beschrieben, der sich als eine Art eigenes

„Forschungsprojekt“ anbietet. Lilly durchwandert ihn in der Art eines winzigen Bewusstseinspunkts, immer unter voller Kontrolle, der Körper offenbart er sich als ein Wunderwerk zahlloser Zelleneinheiten, reisender Blutkörperchen, Neuronenbahnen und Molekülketten.

Sehr eindrucksvoll schildert Lilly verschiedene Bewusstseinsaufbrüche in ungewöhnliche Erfahrungsräume und „Universen“.

Er gerät, sich als ein zentraler Punkt des Bewusstseins zusammenhaltend, in kosmische Regionen ganz anderer Wesen - Wesen, die bei weitem größer sind als er selbst, so dass er sich nur wie ein „Stäubchen“ fühlt in ihrem „Sonnenstrahl“, eine winzige „Ameise“, ein kleiner Gedanke in einem „ungeheuren Geist“.

Er erlebt Prozesse voller ungeheurer Energie, voll phantastischer Licht- und Klangphänomene und „schreckenerregender Gewalt“. (Er spricht von Wellen eines „Äquivalents“ zu Licht, zu Ton und Bewegung.) Es sind Wellen intensiver Emotionen und Gedankenprozesse, ganz und gar jenseits seines Begriffsvermögens.

Schließlich begibt er sich in den Körper zurück, er verlässt den Tank, genießt – „wie ein Kind“ - das Sonnenlicht und die Luft, alles ist „köstlich“, er bestaunt das Wunder der Schöpfung dieses kleinen Planeten, auf dem er zu Haus ist.

Er setzt die „inneren Reise“ in „Räume“ fort, in denen er möglicherweise Verbindung mit anderen „Systemen“ aufnehmen kann, auf einer ihm näheren Ebene. Er stößt auf eine Region mit sehr fremden Lebensformen, weder über noch unter dem Menschen stehend, es sind Wesen mit fremden Gestalten, fremden Metabolismen und auch fremden Gedankenformen. Sie erinnern ihn an die Darstellungen tibetanischer Gottheiten, auch alter griechischer Götter; manche gleichen käferäugigen Monstren.

Mit großer Achtung vor dem Reichtum der Lebensformen, die in diesem Universum anwesend sind, kehrt er zurück, von Ehrfurcht ergriffen gegenüber der Vielgestaltigkeit fremder Intelligenzen und Schöpfungsmanifestationen.

Bei diesen außerkörperlichen Aufbrüchen und Exkursionen erlebt Lilly zunehmend die begleitende Nähe der „Wächter“ um sich. Auch wenn er sich nicht in ihre „Räume“ begibt, empfindet er ihre Führung und ihren Schutz, ihre mitplanende Einflussnahme.

Die Beschreibungen kulminieren in einen „Bewusstseinsausflug“, bei dem Lilly eine billionenfache Beschleunigung der Zeit erlebt. Er befindet sich jenseits der Galaxie und aller bekannten Galaxien. Er sieht das Universum sich aus einem Punkt heraus entfalten und bis zu seiner maximalen Ausdehnung expandieren.

Die „Wächter“ zeigen ihm in diesem kosmischen Ablauf die Position des Menschen, die nur den Raum einer „dünnen Scheibe“ einnimmt. Lillys Frage, wohin der Mensch geht, wenn er dort verschwindet, wird beantwortet mit den Worten der Wächter: „Das sind wir.“

Lilly beschreibt ein Empfinden von tiefer Ehrerbietung, während ihn ein phantastisches Gefühl mikroskopischer Kleinheit und Bedeutungslosigkeit erfüllt. Zugleich weiß er, dass er in all diesen Abläufen Teil eines „unermesslichen Sendernetzes“ ähnlicher Wesen ist, die alle miteinander verbunden sind und die Verantwortung für alles Geschehene tragen.

Essenz und Ego

Wir wollen in einem kurzen Überblick auf zwei Kategorien in Lillys Arbeit als Bewusstseinsforscher eingehen, die er „Essenz“ und „Ego“ nennt. Sie stecken gewissermaßen den Rahmen für die von ihm untersuchten Bewusstseinsstadien ab, zu denen er sich ausführlich äußert. Hier werden zugleich Parallelen zu vielen der bisherigen Betrachtungen ersichtlich sein.

Die genannten Bewusstseinskategorien „Essenz“ und „Ego“ sind im Weltbild Lillys die den Menschen grundlegend bestimmende Polarität. „Ego“ ist dabei nicht gleichzusetzen mit „Ich“ sondern eher mit einem Isolierungszustand von „Ich“; ein Zustand wiederum, der in den Alltagsabläufen doch seine natürliche Funktion hat. Die Stufenfolge verschiedener Bewusstseinsstadien bewegt sich innerhalb dieser Grundpolarität, indem jedes höher geartete und umfassendere Bewusstseinsstadium der Weg von den „Ego-Stadien“ fort zur „Essenz“ ist. Alle höheren Stadien werden als solche bewusst erkannt und in ihren unterschiedlichen Qualitäten erlebt. Sie beinhalten reichhaltig spirituelle Erfahrungen.

Unser Tagesbewusstseins-Ich hält sich gewöhnlich auf einer neutralen Ebene zwischen „Essenz“ und „Ego“ auf. Demgegenüber gibt es die „Ego-Abweichungen“. Sie führen in alle denkbaren Schatten-Erfahrungen, die „selbstgeschaffenen Höllen“, die Selbstisolierung.

Umgekehrt bedeutet die Annäherung an die „Essenz“ das fortschreitende Einswerden, den Weg in die mitempfindende, „mitwissende“ Verbundenheit mit dem lebendigen Kosmos und seinen Urkräften - Zustände, die Mystiker mit „kosmischem Bewusstsein“ benannt haben; in der Bezeichnung des Zen-Buddhismus „Satori“, in der indischer

Religionen „Samadhi“.

Eine Darstellung Lillys fasst die wesentlichen Merkmale von „Essenz“ in allgemeiner Form klar zusammen. Er beschreibt eine Grenzlinie zwischen der eigenen Essenz und der Gesamtheit aller anderen Essenzen, die ein Bewusstseinsstadium dicht vor Satori charakterisiert. Die eigene Essenz ist deutlich erfahrbar; je mehr man eins mit ihr wird, zeigt sie sich mit den Essenzen aller Menschen verbunden.

„Sobald das Bewusstseinszentrum in die Essenz übergegangen ist, kann man alles, was hinsichtlich des Körpers geschieht, zurücklassen... Plötzlich erkannte ich, dass dort auf dieser Ebene alle Essenzen miteinander verbunden sind und in Kommunikation mit einander stehen, ob das eigene Selbst das nun weiß oder nicht. Sie teilen miteinander auch die vergangene Geschichte eines jeden Selbst. Es gibt kein Verstecken irgendwelcher Dinge vor den anderen Essenzen. Essenz ist ihrer Natur nach eine miteinander geteilte Ganzheit von Bewusstsein, Wärme, Liebe, Erinnerung. Diese kosmische Energie fließt durch den biologischen Organismus und durch die Essenz als eine Schleuse für kosmische Liebe, kosmische Energie.“

Die Verbundenheit der einen Essenz mit der anderen wird, wie Lilly es hier beschreibt, eine konkret erlebte Wirklichkeit. - Wie wenig sie uns auch bewusst ist, wirkt sie doch hinein in den Bereich alltäglicher Kommunikation. Lilly berichtet darüber an Hand einer Erfahrung, die er während einer Urlaubszeit am Strand mit einem anderen Urlauber macht.

In Gesellschaft dieses Mannes erlebt er diesen auf den unterschiedlichen Wahrnehmungsstufen zugleich. Es kommt zu einem Bewusstseinsausaustausch auf völlig verschiedenen Ebenen.

Lilly beschreibt, wie er sich für einen kurzen Moment in

Satori begibt (genauer: ein Bewusstseinsstadium kurz davor), dabei nimmt er „hinunterschauend“ wahr, dass „ein Stück“ des anderen ebenfalls in diesen Satori-Bewusstseinszustand „hineinragt“. Diesem anderen, der sich selbst als identisch mit seinem Alltagsbewusstsein erlebt, ist dieser Umstand allerdings völlig verborgen. Als Lilly auch eine persönliche Beziehung aus einem früheren Leben erkennt und dies seinem Gegenüber mitteilt, reagiert der nur völlig verärgert – „er“ (in diesem Spektrum seines Alltagsbewusstseins) kann an Reinkarnation nicht glauben; schließlich bricht er sogar die Urlaubsbeziehung ab.

Zum vollständigen Bild gehört es, ein weiteres Thema mit einzubeziehen, zu dem sich Lilly ebenfalls eingehend äußert: die Erfahrung „negativer Räume“, also negativer Bewusstseinsstadien.

Diese können extrem sein. Sie werden von Lilly verschiedentlich erlebt und beschrieben, es ist das Empfinden „im Griff einer paranoischen kosmischen Verschwörung als ein kleines Programm im großen Computer zu sein.“ Alles dort ist „sinnlos und schlecht“, so wie man es selbst ist. „Das ist die Quintessenz des Bösen, die tiefste Hölle, die man sich vorstellen kann. Es kann ein hohes Energiestadium sein, das ewig dauert, obwohl man nach irdischer Zeit nur ein paar Minuten da ist. Keine Hoffnung zu entfliehen, man ist dort für immer.“

Für jedes höhere spirituelle und *positive* Bewusstseinsstadium gibt es ein vergleichbares unteres, eines mit fast identischen Energieformen, die nun unter einem *negativen* Vorzeichen stehen.

Sie sind in diesen Extremen schließlich Ausdruck der extremen Erlebnisspanne zwischen Essenz und Ego. „Ego“ freilich steht in diesen negativen Stadien immer weniger für „Ich“ als Tagesbewusstsein; es steht für einen absoluten

Isolierungszustand von „Ich“.

Lilly beschreibt, wie er - im Verlauf einer psychedelischen Erfahrung mit Drogen - plötzlich sich selbst gegenüber übersitzt und erkennt, dass dort „Shaitan“ („Satan“) in der Ecke des Zimmers kauert - das „Böse“ schlechthin. Er „ist es selbst“ - indem er gegen die Gesetze des Universums ankämpft. Allein das klare Erfassen dieses Tatbestands „schleudert“ ihn sofort in ein anderes Stadium: einen „Kraft- und Schöpfungsraum“ von vergleichbar intensiver, nun positiv wirkender Kraft.

Mehrmals wird von Lilly betont, dass man es sich in keinem Augenblick während einer entweder negativen oder positiven Erfahrung auf einer hohen Energieebene leisten kann, das Bewusstsein auszuschalten. Selbst wenn man durch eine rein negative Erfahrung hindurchgeht, sollte man zulassen, dass die extremen, negativen Emotionen diesem negativen Raum als Stempel aufgedrückt werden. „Nur die klarste negative Erfahrung kann als Wachposten dienen.“

Er spricht hier, vor allem in Anlehnung an Gurdijeff (eine innerhalb der esoterischen Strömungen des letzten Jahrhunderts ebenso faszinierende wie schillernde Gestalt), von dem „erwachten Menschen“. Als dieser erwachte Mensch hat man zunehmend die Fähigkeit erlangt, auf höheren Energieebenen „wach“ zu bleiben und positiv und negativ verstärkte Emotionen als Erfahrungsextrakt zu speichern - dies mit dem Ziel, in eigener Initiative bewusst die höheren Stadien aufzusuchen und dort zu bleiben oder sie in das gewöhnliche Leben zu integrieren.

Oscar Ichazo: ein moderner „Mysterienlehrer“ in der chilenischen Wüste

Lillys Forschungsarbeit erhielt einen neuen Einschlag durch die Begegnung mit einer beachtenswerten Persönlichkeit, die er in Chile traf: Oscar Ichazo. Lilly begegnete damit zum erstenmal einem Menschen „auf diesem Planeten“, der mit denselben geistigen Räumen bekannt war wie er und in objektiver Weise darüber sprechen konnte.

Diese Gemeinsamkeit ist beiden vom ersten Augenblick an bewusst. („Der Kontakt fand augenblicklich auf der Ebene von Essenz zu Essenz statt,“ bemerkt Lilly dazu.) Oscar Ichazo führt Lilly in eine Augen-Fixierungs-Übung ein, die über eine Stunde andauert und die beiden Männern klare Eindrücke gemeinsamer vergangener Leben vermittelt – „in China, Arabien, im alten Europa“, aber auch Eindrücke gemeinsamer Existenzen in nichtirdischen großen „Licht-Räumen“.

Oscar Ichazos Äußeres entspricht, wie Lilly es darstellt, keineswegs dem eines „heiligen Mannes“. Er ist modern gekleidet, lediglich für besondere Riten und Zeremonien bevorzugt er spezielle Kostüme. - Er selber äußert sich aufschlussreich in einem Gespräch mit Lilly dazu: „Ein Sufi, ein Derwisch, trug einen Flickermantel. Man nahm an, er sei auf einer sehr hohen Ebene, nur weil er den Flickermantel trug. Man sah nichts wirklich Besonderes. Als ich ihn sprach, sah ich nur eines. Ich sagte: ‚Warum trägst du das?‘ Er sagte: ‚weil ich in einem Zustand vollkommener Demut bin.‘ Da sagte ich zu ihm: ‚Warum zeigst du das?‘“

Oscar Ichazo hatte in dieser Gegend der chilenischen „Pampas“ (Wüste) ein Institut gegründet, in dem er als Lehrer für verschiedene kleinere Studiengruppen tätig war.

Alle unterzogen sich, in den von ihm geleiteten Arbeitsprogrammen, über Wochen „bewusstseinsweiternden“ Übungen. Lilly beschreibt ihn im Umgang mit diesen Gruppenmitgliedern an diese wie „angeschlossen“, sein eigener Anteil ist stets die Verstärkung des Positiven im anderen und ergibt sich in natürlicher Art aus dessen Bedürfnissen. Alle Gesten, so Lilly, kommen aus einem Zentrum „meditativer Gelöstheit“, das „des Zuhörers Zentrum außerhalb reflektiert.“

Die von Oscar Ichazo entwickelten Übungsprogramme umfassen zum einen ein intensives, für viele sehr strapaziöses Körpertraining, das in den angrenzenden weitläufigen und menschenleeren „Pampas“ durchgeführt wird. Zum anderen besteht es aus Vorlesungen und einem „geistigen“ Training, dessen Mittelpunkt die „mentations“, Mantras und Sinnsprüche sind. Über meditative Entspannungszustände hinaus werden damit tiefe spirituelle Erfahrungen angestrebt.

Oscar Ichazo hatte - gleichfalls in Anlehnung an Gurdjieff - ein System verschiedener Bewusstseinsstufen erarbeitet, das Lilly in dieser Form übernahm und mit dem sich bekannt zu machen lohnt. Wir wollen sogleich darauf eingehen.

Lilly betont den großen Wert auch der körperlichen Übungen, da der Körper vielfach mit uns unbewussten Spannungsfeldern durchsetzt ist und sich so einem freien Energiestrom mit Widerständen entgegenstellt, die unüberschreitbare Schranken sein können. Er spricht in diesem Rahmen von „Bandschleifen“, die man manchmal von frühester Kindheit an mit sich trägt, die in „Körper-Muskel-Gehirn-Kreisläufen“ wirken und die man auflösen muss. Dies sind meist „Ego-Fixierungen“: unbewusste Befehle, außerhalb der „positiven Räume“ zu bleiben.

Auch psychologisch-analytische Betrachtungen und see-

lische Klärungsprozesse, wie sie Grundlage jeder Therapie sind, spielen so in den Übungsabläufen noch hier und da eine Rolle. Sie treten für Lilly aber allmählich zurück, er erkennt für sich selbst eine wichtige neue Fähigkeit in seiner Meditationsarbeit:

So richtet er sein Augenmerk immer weniger auf die aktuellen Konfliktfelder, die in der Seele Depression und Beunruhigung schaffen, sondern „schwingt“ sich mit den „mentations“ sogleich auf die neuen Wahrnehmungsebenen ein. Das Relative aller Konfliktbereiche wird so erkennbar, und sie erscheinen auch bei der „Rückkehr“ von anderer Warte aus handhabbar.

Nicht selten wird die Frage nach der „sozialen Relevanz“ spiritueller Erfahrung gestellt. Ist es der Rückzug in einen „esoterischen Elfenbeinturm“, der uns der alltäglichen Wirklichkeit entfremdet?

Man kann an einer Frage wie dieser nicht vorbeigehen. – Fast jeder mit der „Esoterik-Szene“-Vertraute wird Beispiele dafür kennen, dass Menschen im Prozess ihrer spirituellen Suche eine gesunde „Bodenhaftung“ verloren ging.

Deshalb ist ein klares Augenmerk darauf zu richten, wie Menschen spirituelle Erfahrungen in ihren Alltag integrieren. Je mehr es gelingt, die Bewusstseinsformen selbst zu unterscheiden und somit auch bewusst von einem Zustand in den anderen zu wechseln, wird sich eine „gesunde Spiritualität“ entwickeln, die nichts Erdflüchtiges hat, sich aber ihrer Sonderstellung und ihres erweiterten Wahrnehmungsspektrums bewusst ist.

Harmonie in die Missstände und Disharmonien der Welt kann nur bringen, wer die Disharmonien in sich selbst aufgelöst hat – oder dieses Auflösen zumindest als eine tägliche Übungsarbeit begriffen hat.

Die Antwort auf die Frage nach der „sozialen Relevanz“

ist in dieser Blickweise eindeutig: Nichts kann der Lösung sozialer Konflikte dienlicher sein als eben eine gesund gelebte Spiritualität. - Denn letztlich sind es immer die „Ego-Abweichungen“ und „Ego-Fixierungen“, wie Lilly es nennt, also alle Schattenaspekte von „Ego“, die unsere sozialen Missstände erst erschaffen.

Der „glücklich teilende Körper“ / Satori-Zustände

Kehren wir nochmals zur Polarität von „Essenz“ und „Ego“ zurück.

Oscar Ichazo spricht für einen Teil seiner Schulungsprogramme von „Karma-Verbrennen“. - Lilly erwähnt in diesem Zusammenhang, dass es hier höchst intensive Techniken gibt, die manche esoterischen Schulen mit ausgewählten Schülern durchführen, ohne sie allgemein zu empfehlen.

Mit „Karma-Verbrennen“ ist im Prinzip auch hier der schon genannte Prozess gemeint: die Entfernung aus den Ego-Stadien im allmählichen Löschen alter Ego-Fixierungen - mit dem Ziel, ein bewusstes Wahrnehmungszentrum in der eigenen Essenz zu erschaffen.

Die Darstellung der verschiedenen Stadien, die stufenweise auf die „Essenz“ zuführen, nimmt bei Lilly einen größeren Raum ein. Sie entspricht im Wesentlichen den Einteilungen Oscar Ichazos und bedient sich zur Übersicht eines Systems von Zahleneinheiten. Dieses Zahlensystem stellt sich bei gründlicher Einarbeitung als gutes Verständigungsmittel dar, wir wollen uns hier auf Andeutungen beschränken.

Ausgangspunkt ist das meist übliche, neutrale Stadium

des Bewusstseins, in dem der Mensch sich im vollen Besitz seiner intellektuellen Kräfte befindet. Es handelt sich um ein Stadium, in dem sich Lehren und Lernen vollzieht, in dem Wissen produziert wird, somit kein eigentlich schöpferisches Stadium. Das Bewusstsein ist in bestem Sinn in die physische Welt integriert.

Die folgende Ebene, von Lilly „Berufs-Satori“ genannt, ist den meisten Menschen als ein spezieller schöpferischer Bewusstseinszustand bekannt. Konkret bedeutet dies, dass alle nötigen „Programme“ im Unterbewusstsein geordnet vorhanden sind und zur Verfügung stehen. Die schöpferische Arbeit wird „Spiel“. Oft verliert sich völlig der Zeitbegriff, das eigene Wesen geht auf in seiner Gestaltungsaktivität und in der völligen Hingabe an das Gestaltete.

Erst die nächsten drei Stufen bringen den entscheidenden Sprung aus der physischen Raum- und Zeitdimension:

Die folgende nennt Lilly den Zustand des „glücklich teilenden Körpers“. Es ist ein „seliger Zustand“, der als Trübung und Leiden nur dieses erlebt: das andere Wesen in den Zustand des Glücks nicht einbezogen zu sehen. (Ein Vorstadium sind unsere Empfindungen von Empathie.) Das Bewusstseinszentrum liegt in der Brust, es ist ein Zustand hoher kosmischer Energie, in der Sprache der Sufi-Meister bedeutet es die Realisation des „Baraka, der göttlichen Gnade, die den Christus entstehen lässt“:

Auf der nächsten, der vorletzten Stufe wird das Bewusstsein zur punktartigen Quelle. Es ist Energie, Zentrum „des Lichts und der Liebe“. Die Verbundenheit mit allen anderen schöpferischen Bewusstseins- und Energiepunkten wird deutlich erfahren, das Angeschlossensein an die großen Schöpfungsprozesse des Kosmos und seine Schöpferwesen.

Die letzte Stufe ist in ihrer Art kaum zu beschreiben. Auch eine Benennung wie „kosmisches Bewusstsein“ kann

nur ansatzweise die Richtung aufzeigen. Es bedeutet die „Verschmelzung mit dem universalen Geist, die Einheit mit Gott“, das Wesen erlebt sich selbst als Schöpfer und Mitgestalter aller Erscheinungen.

Letztlich handelt es sich zunehmend um „Unaussprechliches“. Wir wollen trotzdem versuchen, die unteren dieser Stadien der Anschaulichkeit und einer nachvollziehenden Empfindung noch etwas näher zu bringen.

Lilly schreibt: „Es war wie der Schrittwechsel in diesen anderen Raum. Alles wurde funkelnd, strahlend und wunderbar. Ich sah funkelnde Dinge, der Schmutz auf dem Boden sah aus wie Goldstaub, der Gesang eines Vogels wurde zu einer durch den Kosmos schwingenden Glocke, ebenso meine eigene Om-singende Stimme.“

Alles war transparent. Ich sah kosmische Energie in meinen Körper einströmen und von meinem Körper zu anderen ausgestrahlt werden. Ich sah meine eigene Aura; ich sah die Aura von anderen. Nichts war falsch an mir, an der Erde, an ihren Menschen. Alle Dinge waren lebendig, alle Menschen waren kostbar und wundervoll.“

Diese Beschreibung mag an manches erinnern, was in gewissen „Drogenzuständen“ geschildert wird. Doch alle Drogenexperimente hatte Lilly zu diesem Zeitpunkt längst hinter sich. Es geht um eine im Schauenden, Hörenden selbst ausgelöste verwandelte Wahrnehmungsart, die das „Ekstatische“ streift.

Damit wird der nochmalige Hinweis wichtig, wie mit Erfahrungen dieser Art mit Sorgfalt umgegangen werden muss. Lilly weist mit Nachdruck auf die Notwendigkeit hin, sich des Wechsels in andere Bewusstseinszustände immer *voll gegenwärtig* zu sein. Vor allem wenn es um die konzentrierte Verrichtung materieller Aktivitäten geht, kann das Verbleiben in Satori-nahen Stadien ein problematischer Faktor werden.

Um es in ein drastisches Bild zu bringen: Es wäre fatal, sich im Zustand von Satori an das Steuer eines Autos zu setzen und ein Stadtzentrum während der Zeit des Berufsverkehrs zu durchqueren.

Wir wollen uns noch einmal mit dem Zustand des „glücklich teilenden Körpers“ befassen.

Dieser beherrscht ein längeres Arbeitsgespräch, das Lilly mit Oscar Ichazo führt und das Lilly, in der Art eines Gesprächsprotokolls, wörtlich abgedruckt hat. Es ist von einem Ton höchster Schmerz-Freude und immer wieder intensiver Erschütterung geprägt - ein Dialog, der in seinen oft stammelnden Worten selbst eine tiefe, berührende Wirkung hinterlassen kann.

Lilly erklärt, dass nur noch ein einziger in der Trainingsgruppe ebenfalls „dort“ war, in jenem anderen „Bewusstseinsraum“, den er betreten hat - in seiner tief nachschwingenden Freudeempfindung ist er doch aufgewühlt von dem Schmerz, dass „die anderen nicht mit mir dort hinkommen, ihre Ebenen nicht verlassen wollen.“

Glück im Anteilhaben und Teilen, Unglück im „Außerhalb-Sehen“ - es bedeutet die Umkehrung aller Ego-bestimmten Erfahrungszustände. „Es ist so schwer, es denen zu sagen, die es nicht wissen. Hin und wieder ertappe ich sie, wie sie mich anschauen (Lilly nimmt hier Bezug auf die eigene herausragende Stellung in der Trainingsgruppe), und ich sage: ‚Nein, nein, tut das nicht. Wenn ihr das tut, so seht durch mich hindurch den, der hinter mir steht. Es bin nicht Ich.‘“

Tage später kommt es noch einmal zu einer „Wächter“-Begegnung.

Lilly verbringt, den Anweisungen Oscar Ichazos folgend, eine Woche der inneren Sammlung allein in der Wüste, in einer Ein-Mann-Hütte. Am zweiten Abend, bei

Betrachtung des Sonnenuntergangs, bemerkt er eine dreischichtige Wolkenformation von außerordentlicher Helligkeit und gewaltiger Schönheit mit einem vertikalen Strahl aus leuchtend weißem Licht. Die Formation bildet ein Drei-Balken-Kreuz:

„Ich begann zu weinen, zuerst allein, für mich, ich ging mit dem Schmerz. Er verwandelte sich in eine Verbindung von Schmerz-Freude und bezog sich auf alle Menschen - zuerst auf diesem Planeten, dann in der ganzen Galaxis. Dieses Weinen hielt drei Tage lang an, einschließlich meines Besuches bei Oscar. Bei diesem Besuch unterdrückte ich das Weinen oder die Schmerz-Freude nicht, sondern teilte sie mit ihm. Später nannte er das eine spezielle Region - das „Entstehen des Christus, das grüne Qutub““. (Wieder ein Ausdruck der Sufis)

Lilly kehrt nochmals allein in die Wüste zurück, wieder ist er - durch eine Kapuze von visuellen Eindrücken abgeschirmt - im Freien und betet. Plötzlich erscheinen die zwei Wächter rechts und links neben ihm, ein Strahl von „Wärme, Strahlung und Liebe“ kommt von der Sonne, er fühlt sich mit den Wächtern verschmolzen; das verschmolzene Wesen, das „nun aus dreien besteht“, erhebt sich und schwebt dem Lichtstrahl der Sonne entgegen.

War ihm bei der ersten Begegnung mit den zwei Wächtern gesagt worden, dass er sich selbst als erkennendes Wesen in ihnen verlieren würde, wenn sie eine gewisse Schranke zu ihm überschritten, so ist diese Schranke nun hinfällig. Er fühlt sich geborgen, in inniger bewusster Gemeinschaft mit seinen Wächtern. „Trotz dieser Verschmelzung behielt ich meine eigene Identität, ich ging in die Sonne hinein, und dann kam ich zurück in meinen Körper. Und doch hatte ich meinen Körper niemals verlassen.“

Lilly spricht von der Essenz als innerstem Geistzentrum des Menschen und den Verbindungsformen dieser Essen-

zen in einem Kommunikationsnetz, dessen Natur „Wärme, Liebe, Erinnerung“ ist. Diese Qualitäten setzen sich fort in gesteigerter Form, wenn er sich mit den Wächtern „verbindet“. Der nächste Schritt bedeutet den Anschluss an hohe kosmische Schöpfergruppen.

„Ich bin eine dünne Schicht aller Wesen in Satori, vereinigt, verbunden miteinander in einer sphärischen Oberfläche um das bekannte Universum herum. Unsere Rückseite ist der Leere zugekehrt. Wir erschaffen Energie, Materie und Leben im Zwischenraum zwischen der Leere und jeglicher bekannter Schöpfung. Wir sind dem bekannten Universum zugekehrt, erschaffen es, erfüllen es. Ich bin eins mit ihnen, verteilt in einer dünnen Schicht um die Sphäre mit einer kleinen, geringfügig größeren Konzentration meiner selbst in einer kleinen Zone... ich bin der Schöpfungsprozess selbst...“

Diesmal gibt es kein Ausbrechen, kein Zurückweichen, kein Leugnen, kein Kämpfen gegen irgendetwas. Es gibt keine Spur von Shaitan.“

Lilly ist anfangs zitiert worden mit den Worten: „Hier erkennen wir, dass wir jene geschaffen haben, die Wir sind.“

Der Hintergrund einer solchen Erkenntnisart kann durch Schilderungen wie diese in seinem Wesen verständlich werden.

Es ist ein Satz von hohem „Kraftanspruch“, der doch fern jeder Hybris liegt. Erfährt sich der Mensch als der höchsten und letzten Quelle entsprungen, so muss er wohl spüren, dass er im innersten Wesenskern Teil dieser Quelle ist - immer gewesen ist, immer sein wird, welchen Verwandlungsformen er sich auch unterzieht. In diesem Sinn sind wir auch unsere eigenen „Schöpfer“. -

Lillys Aufzeichnungen schließen mit einem Bericht, wie er seine „Dyaden-Partnerin“ findet. Dies bringt einen

nochmals bedeutsamen Einschnitt in seine Biographie, auf den wir hier aber nicht mehr eingehen können.

Lassen wir Lilly mit den folgenden ihn selbst und seine Arbeitsweise charakterisierenden Sätzen zurück. Es geht ihnen die Beschreibung einer Technik voran, die darin besteht, dass er während seines Wechsels in andere Bewusstseinszustände ganz nahe beim Körper bleibt, etwa ein bis zwei Fuß hoch über seinem Kopf, und so nach Wunsch auch den Körper in seinen Funktionen beobachtet werden kann. (Er spricht in diesem Zusammenhang, mit durchaus humoristischer Note, von „Vehikel“: ein Fahrzeug, das er nach eigenen Programmabläufen gut funktionieren sieht und das keine Einmischung seinerseits braucht.)

„Ich verharre mit Anstrengung gesammelt und geerdet im Kath und verlege das Kath in die Erde. Es gibt vielzählige Schichten des Seins und der Energie um mich... Wenn ich die Linie vertikal halte (die genaue Sitzhaltung wird hier beschrieben), so bleibe ich im Zentrum... Ich halte mich an der Linie fest. Wunderbare Energie strömt durch mich hindurch; es bestehen direkte Verbindungen zu Satori, gewusst und gefühlt, ohne den Körper zu verlassen...

Wenn ich die Gesetze annehme, bin ich in göttlicher kosmischer Liebe. Ich kann die Energie aufnehmen und gesammelt auf der Linie bleiben... Ich erlebe ein flüssiges, rotgoldenes Licht, das aus dem Kosmos auf mich nieder und in mich hineinströmt und mit ungeheurer Liebe und Dankbarkeit um jede meiner Zellen flutet.“

MYSTISCHE UND KOSMISCHE BEWUSSTSEINERFAHRUNG DES 20. JAHRHUNDERTS

Die „Mystikerliste“ von R.M.Bucke

Um die Jahrhundertwende erschien in nur wenigen Exemplaren ein Buch des kanadischen Arztes R.M.Bucke mit dem Titel „Kosmisches Bewusstsein“*), in dem er von folgendem Erlebnis berichtet, das er sechsunddreißigjährig bei der Heimfahrt in seiner Droschke in einer Frühlingsnacht hatte.

„Ganz plötzlich, ohne jede Ankündigung, fand ich mich eingehüllt in einen feuerfarbenen Himmel. Einen Augenblick dachte ich an eine Feuersbrunst... Aber dann spürte ich: Das Feuer war in mir. Unmittelbar folgte ein Gefühl des Jubels, der unbeschreiblichen Freude, gefolgt von einer intellektuellen Klarheit, die unmöglich zu beschreiben ist.

Unter anderem glaubte ich nicht nur, sondern ich sah, dass der kosmische Bauplan so beschaffen ist, dass ohne Zweifel alles und jedes für jedes einzelnen und aller Menschen Wohl zusammenwirkt; dass das Grundprinzip dieser Welt und aller Welten das ist, was wir Liebe nennen, und dass das Glück für alle und jeden am Ende absolut gewiss ist.“

Bucke schließt seinen Bericht: „Die Vision währte nur wenige Sekunden und war verschwunden; aber die Erinnerung an sie und das Gefühl der Wirklichkeit ihrer Botschaft blieben in mir lebendig in dem Vierteljahrhundert, das seitdem vergangen ist. Ich wusste, dass diese Vision der Wahrheit entsprach. Diesen Überblick, diese Überzeugung,

ich kann sagen, dieses Bewusstsein habe ich niemals verloren...“

Es liegt nahe, im Zusammenhang mit dem Wort „kosmisches Bewusstsein“ vor allem an die großen, bekannten Mystiker des Mittelalters und der Neuzeit zu denken, allen voran Meister Eckhardt und Jakob Böhme. Die Sammlung der folgenden Erfahrungsberichte und Zitate wird jedoch zeigen, dass mystische Erfahrungen oft bedeutsamer Art ein lebendiger Bestandteil auch unserer Zeit sind.

Bucke selbst war für die restliche Zeit seines Lebens von dieser Erfahrung gefangen genommen und ging Berichten anderer Menschen nach, in denen ähnliches aufklingt oder deren Äußerungen in der Menschheitsgeschichte denselben Erleuchtungs-Hintergrund spüren lassen. Seine Liste umfasste schließlich 43 Namen, 39 Männer und vier Frauen, unter ihnen befinden sich Buddha, Paulus, Pascal, Spinoza, Swedenborg, Blake; zwanzig der von Bucke genannten Personen waren eigene Zeitgenossen.

Zusammenfassend sagt Bucke zu seiner berichtenden Studie:

„Das Erlebnis kommt plötzlich und unerwartet. Das Individuum fühlt sich ohne jede Vorwarnung plötzlich in einem Feuermeer und spürt im nächsten Augenblick eine intensive Freude, die sich bis zur Ekstase steigert. Ebenso überkommt es ein Gefühl intensiver intellektueller Klarheit und Einsicht, ein *W i s s e n* um den Menschen und die Unzerstörbarkeit allen Lebens, der Einheit aller Dinge und der Identität des Universums mit dem Leben, das durchdrungen ist von etwas, das man Liebe nennen kann. Das Individuum lernt in diesen Sekunden mehr als durch jahrelanges Studium und erhält Erkenntnisse, die durch Studieren nicht zu erlangen sind. Mit der Gewissheit der individuellen Unsterblichkeit verschwindet alle Furcht vor dem Tod.“

Den vergleichenden Untersuchungen entsprechend stellt er fest: Diese kosmische Erleuchtungserfahrung tritt gewöhnlich im Alter von 30 - 40 Jahren auf, eine Voraussetzung sind die guten intellektuellen und hohen moralischen Qualitäten des betreffenden Menschen. Tiefgreifende Veränderungen im Leben des Individuums sind die Folge, „es hat jetzt kosmisches Bewusstsein und kann nie wieder ganz zu dem Bewusstseinszustand vor dem Erlebnis zurückkehren.“

Für den von Bucke gewählten Ausdruck „kosmisches Bewusstsein“ haben sich in der esoterischen Tradition gleichwertig eine Reihe anderer gebildet - wie „Unio mystica“, „Samadhi“, „Satori“, „Große Ftan-Erfahrung“, „Gottesoffenbarung“, einfacher auch nur „Große Vision“, „Zweite Wirklichkeit“ und „Zentralschau“. - Einige dieser Benennungen und Begriffe sind durch Übergebrauch einer gewissen Bedeutungs-inflation unterworfen, besonders im Zug der Drogenwelle der siebziger Jahre wurde es üblich, mit vergleichbaren Vokabeln relativ leichtfertig zu operieren. Wir wollen deshalb im Auge behalten, was als entscheidende Kriterien einer solchen Erfahrung zu gelten hat.

Das erste dieser Kriterien sei hier noch einmal in diesem Satz zusammengefasst: dass sie tiefgreifende, anhaltende Transformationen im Menschen bewirkt und dass ihre Grundlage immer die moralische Integrität ist.

Wie weit auch Erfahrungen mit Drogen in erleuchtungsnahen Zuständen führen können, wäre gleichfalls nur an diesen Kriterien zu messen. Dass entscheidende Bewusstseinsdurchbrüche für Menschen zunächst auch auf diesem Weg möglich waren, soll nicht in Abrede gestellt werden. (Lilly etwa wäre ein Beispiel dafür.) Wir müssen die beschriebenen Phänomene aber tatsächlich in ihren Details betrachten - und sollten dann auch zu deutlichen, zustim-

menden oder ablehnenden, Urteilen finden.

Zu diesem Punkt äußert sich die Schwedin Ruth Dahlén, die mit ihrer höchst eindrucksvollen Schilderung einer solchen „Erleuchtungserfahrung“ noch zitiert werden soll, folgendermaßen: „Ich weiß nicht viel über Drogenräusche, aber in den Beschreibungen, die ich gelesen oder gehört habe, schien mir ein Zug meiner Vision völlig zu fehlen - das Erlebnis einer ganz neuen, ungeahnten Dimension im Kosmos. Ich nannte sie die fünfte Dimension, und ich sah, wie sie den Kosmos zu einer Einheit zusammenfügt. Ich habe diese Dimension auch Liebe genannt. - Alles war von schwindelerregender Klarheit, Nähe und Seligkeit, ich war ‚allwissend‘ auf eine für die menschliche Vernunft unvorstellbare Weise.“

Eine kurze, auf die wesentlichen Elemente reduzierte Charakterisierung dieses Bewusstseinszustands - eben wie er sich im **U n t e r s c h i e d** zu einer Vielzahl von Drogenberichten ergibt - sei hier in fünf Punkten zusammengefasst:

Das Erlebnis der E i n h e i t. Sie umfasst sowohl die äußere Umgebung wie die „innere Welt“. Das eigene Ich scheint abzusterben oder zu „verblassen“, während paradoxerweise „reines Bewusstsein“ zurückbleibt und sich zu einer umfassenden „inneren Welt“ zu erweitern scheint.

Objektivität und W i r k l i c h k e i t. Das Gefühl, zu wissen und zu sehen, was wirklich ist, führt zu einer starken Überzeugung von der Identität des Erlebten mit der Realität. Dieses Erkenntnis wird so fundamental erlebt, dass gewöhnliche Alltagserfahrungen und selbst die lebhaftesten Halluzinationen oder Träume mit ihr nicht an Überzeugungskraft konkurrieren können.

Das Ü b e r b r ü c k e n v o n Z e i t u n d R a u m. Zeit und Raum werden als Begriffe ohne Sinn und Bedeutung erlebt, obwohl man während des Erlebnisses zuweilen

zurückblicken kann auf „Totalität der Geschichte“, seine eigene und die des Menschengeschlechts.

Ein Gefühl der Feierlichkeit, der *E r h a b e n h e i t*, *H e i l i g k e i t*. Dies ist stärker als alle philosophischen und religiösen Erlebnisse, die das Individuum bisher gehabt hat; zugleich eine tief im Innern wahrgenommene positive Grundstimmung: Freude, Liebe, Loslösung, Frieden.

Die eigentliche *U n b e s c h r e i b b a r k e i t* des Erlebnisses. Vieles erscheint paradox: Wichtige Einsichten werden als wahr erlebt, obwohl sie mit den uns vertrauten logischen Gesetzen unvereinbar sind. (Zum Beispiel eine Bewusstseinsverstärkung nach dem „Absterben des Ich“.)

Auch der Bewusstseinsforscher und Autor Pahnke *) betont in seinem Buch „*Drugs and Mysticism*“ (auf dem im Wesentlichen die hier vorgestellte Punkteunterteilung beruht) die positive, dauerhaft verändernde Einwirkung auf den Betreffenden, die gleichfalls auf seine Umgebung ausstrahlt: Andere Menschen, die Zeugen dieser Erleuchtung werden, erleben diese Wesensveränderung mit.

Bucke nennt, in einer ähnlichen Aufzählung, noch zwei weitere Merkmale: Ein klares Wissen um den Tatbestand, dass der Mensch nur vorläufig ist - sowohl intellektuell als auch sittlich und physisch; im Weiteren: jeder traditionelle Begriff von Sünde erscheint hinfällig.

Das Erleben der Einheit

Bevor wir auf den Erlebnisbericht der Schwedin Dahlén kommen zunächst noch zwei weitere Beispiele solcher Berichte, die - wenn auch in kleinerem Rahmen - das Wesentliche der genannten Punkte auf ihre Weise deutlich

anklingen lassen:

Zunächst die kurze Schilderung einer Schweizerin, die Balthasar Staehelin in seinem Buch „Urvertrauen und zweite Wirklichkeit“ erwähnt und deren Bewusstseinsdurchbruch die Frucht häufiger Meditationsarbeit war. Die Meditierende betont in diesem Zusammenhang selbst ihre Erziehung zur absoluten „Bewusstseinsstille“, in der auch das Trachten nach „Nicht-Denken und Nicht-Wollen“ schon zu viel ist.

„Eines Tages, ohne etwas zu beabsichtigen, saß ich hin, und da geschah das Wunder: In überwältigender Realität blühte ein neues Bewusstsein in mir auf, es ist unmöglich, dies genau zu beschreiben - aber eines lässt sich sagen: Ich fühlte mich allen Menschen, der ganzen Schöpfung auf wunderbare Weise verbunden, empfand das Göttliche im Ganzen als unzerstörbares Licht, als alles durchleuchtende Liebe. Ein nie gekanntes Wohlgefühl durchflutete auch meine ‚endliche Person‘, den Körper sowohl wie das Bewusstsein. Obschon die Intensität dieses Hochgefühls etwas abklang, blieb das Wesentliche zurück, dieses höhere Bewusstsein, in welchem die Gewissheit des Göttlichen und seine Unzerstörbarkeit den Kernpunkt bilden.

Dieses höhere Bewusstsein stellt sich dem Verstand, der Ratio, nicht gegenüber, es durchleuchtet und orientiert ihn. Unmittelbar verstehe ich auch die Bedeutung der Worte Christi, sowie diejenigen anderer Religionskünder... Ich bin überzeugt, keine Ausnahmeseele zu sein. Jede Seele ist potentiell göttlich, und ich bin gewiss, dass alle Menschen, mehr oder weniger bewusst, die Sehnsucht nach dem Einswerden ihrer beiden Naturen, um es so zu sagen, in sich tragen.“

Und nachfolgend der Bericht einer vierundzwanzigjährigen Frau, die sich selbst an einem Maiabend im Freien an einem Seeufer sitzend beschreibt:

„Plötzlich merke ich, dass es rings um mich her ganz still geworden ist, so als ob alles ruhte, in einer Art andachtvoller Erwartung. Bald friere ich nicht mehr, aber ich spüre, dass ich wachse, obwohl ich immer noch an derselben Stelle sitze... Ich habe das Gefühl, dass ich meinen Körper verlasse, dass ich ihm entströme und eins werde mit dem Gras, der Erde und allem, was um mich ist.

Einen solchen Frieden habe ich niemals erlebt. Ich denke, dies muss der eigentliche Kern der Wirklichkeit sein, ich wünsche mir, niemals mehr zu mir selbst zurückkehren zu müssen...

Alles was ist, ist Einheit und Vollkommenheit ...“

Das Empfinden der *E i n h e i t* der Dinge steht immer wieder zentral - einer Einheit, die absolute Harmonie ist. Sie wird bei voller *g e d a n k l i c h e r* Klarheit erlebt. Hier liegen auch die wesentlichen Unterschiede zu halluzinatorischen oder psychotischen Zuständen.

Solche äußern sich für die Seele üblicherweise in Disharmonien, sie machen „orientierungslos“, vergrößern die Unsicherheit hinsichtlich aller Umweltbezüge. Außerdem sind sie von einem undeutlichen, verflachenden Raumerlebnis gekennzeichnet. - Die verstärkte Wahrnehmung der Raumtiefe - nur scheinbar ein nebensächliches Detail - geht mit dem tatsächlichen spirituellen Bewusstseinswechsel einher. Zu ihr gehört, dass in dem wie „transparent werdenden, weit aufgefalteten Panorama“ Objekte der Umgebung nicht in gewohnter Art isoliert wahrgenommen werden; alle sind sie konkret miteinander verbundene Teile eines größeren Ganzen.

In einem, wenn auch sehr unzulänglichen, Vergleich: Es ist, wie wenn ein sehend gewordener Blinder die Einzelstücke seiner Umgebung, die sich zunächst ungeordnet in Formen und Farbmustern ausdrückt, zu „Bäumen“, „Häusern“ und „Wiesen“, schließlich zu „Landschaft“ zusam-

menzufassen lernt. Dies freilich vollzieht sich in einem Prozess des allmählichen Aneignens. Demgegenüber erfolgt der plötzliche „Erleuchtungsblitz“ ohne jede Bindung an eine Zeit; und doch ist er ähnlich in seiner Wirkung eines wie immens gesteigerten Begriffsvermögens. Er weist auf die Quelle eines wirklich umfassenden - kosmisch gewordenen - Denkens hin.

Angesichts der Erhabenheit, die die versuchsweise Schilderung mystischer Erleuchtungszustände erspüren lässt, mag jede uns bekannte Art des Bewusstseins nur als „schattenhaft“, kümmerlich und als matt erscheinen.

Dennoch: Es ist möglich, nach den „Berührungspunkten“ zu fragen, den „verborgene Übergängen“, den anfänglich zu errichtenden Brücken.

Wir alle kennen die Momente der „kleinen Erleuchtungen“, ihre Kraft der plötzlichen Verzauberung, die uns lange mit einem Nachglanz und Nachhall erfüllen. „Jeder Mensch ist potentiell göttlich.“ Alle tragen wir einen „Wesenskern der Erleuchtungsnähe“ in uns, er ist gegenwärtig in *jedem Moment*, er ist konkret wie Gliedmaßen und Rumpf, mit denen wir uns bewegen.

Wenn wir, nach dem „Wert“ einer „schattenhaften“ Existenzweise wie der unsrigen fragend, den großen Linien folgen, stoßen wir letztlich auf das „bekannte Geheimnis“. Es ist dies, dass sich Bewusstwerdung vor allem durch Kontraste vollzieht. Eben durch den Zustand der Isolation eines einzelnen Ichs hindurchgehend erleben wir *bewusst*, was Einheit mit den Dingen und Wesen bedeutet. (Auf eine seelische Ebene übersetzt: was Freundschaft und Liebe bedeutet.)

Wir wollen, eine Studie des Psychologen Deikman folgend, beide Bewusstseinszustände in ihrer Unterschiedlichkeit noch einmal klar gegenüberstellen.

Deikman spricht von einer „sensorisch individuellen Wirklichkeit“ im Gegensatz zu einer „hellseherisch individuellen Wirklichkeit“ und charakterisiert die letzte wie folgt:

Dinge und Ereignisse sind überwiegend Teil eines Musters, das seinerseits Teil eines Musters ist und so weiter, bis sich alles in den größeren Plan und das umfassende Muster des Universums einfügt. Individuelle Dinge und Ereignisse existieren, aber ihre Individualität ist etwas Sekundäres; *ihre Identität als Teil eines Musters ist das Wesentliche.*

Demgegenüber zeichnet die „sensorisch individuelle Wirklichkeit“ sich aus in der folgenden Art: Dinge und Ereignisse sind zunächst überwiegend individuell und getrennt. Man kann sie danach zu größeren Einheiten kombinieren. Die physischen Sinne sind die einzigen verlässlichen Kanäle für Information. Die Zeit ist eingeteilt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ein Ereignis oder eine Tat kann gut, neutral oder böse sein, Handlungen sind möglich auf der Grundlage von Wille und Vernunft. Beobachtungen lassen sich durch den Willen in eine bestimmte Richtung lenken (soweit sie nicht durch Raum und Zeit blockiert sind).

Und zusammenfassend noch einmal zur Erfahrung der mystisch-kosmischen Bewusstseinsart: Die Information durch die Sinne ist nur eine Illusion - wirkliches Wissen wird direkt erlangt. Die Zeit ist eine Einheit; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind eine Illusion. Handlungsabläufe gibt es, aber sie geschehen in einem „ewigen Jetzt“. Man kann nicht aktiv handeln, sondern nur das Grundmuster beobachten. Zielgerichtetes, eingreifendes Handeln bedeutet nach dieser Einteilung einen Rückfall in das sensorische Wahrnehmungsfeld. (Diese Aussage ist als relativ zu sehen, sie betrifft den Menschen im heutigen

Inkarnationszustand.)

Beobachtungen lassen sich nicht lenken, Wissen ergibt sich aus der Integration in das Muster, nicht aus dem Wunsch nach spezieller Information. Weder Zeit noch Raum können den Austausch von Energie und Information zwischen zwei individuellen Objekten behindern. -

Dies sind Übermittlungen auf der rein gedanklichen Ebene. Sie beschreiben die Richtung korrekt, wie sie doch wesenlos bleiben, wenn wir ihnen nicht das eigentliche Leben hinzufügen - aus dem alles konkrete Erleben erst seine Macht und seinen Zauber bezieht. In den „kleinen Dosierungen“ ist es uns letztlich bekannt. So wie es in völliger Reinheit „Glück“ bedeutet, in den gesteigerten Formen „Ekstase“, so ist es doch immer von einem Höchstmaß geistiger Klarheit geprägt.

So konnte auch gesagt werden, dass diese Bewusstseins-erhöhung sich der Ratio, dem Verstand „nicht entge- genstellt“, sondern ihn transzendiert. Wie es auch die sehr „ichhafte“ Aktivität etwa einer intensiven Meditationsar- beit sein kann, die uns das Tor in andere Bewusstseinssta- dien nach und nach aufstoßen lässt. Dieses „Ich“ freilich wird gleichfalls ein anderes, wenn der Schritt in den Raum der „Bewusstseinsstille“ vollzogen ist. Es löscht nicht aus - es erkennt sich als Punkt reinen Bewusstseins, der mit allen anderen Bewusstseinsformen kommunizieren kann.

Unser Leben während der Verkörperung in der Materie- welt ist zunächst vor allem auf diese konzentriert. Dies geschieht mit gutem Grund - es ist der ausgewählte Erfah- rungsschauplatz unseres Lernens. Und doch leben wir in einem beständigen Pendelschlag. Wäre es anders, so könn- te uns vieles innerhalb dieser Materiewelt gar nicht berüh- ren: Schönheit von Kunst, Musik, Poesie, auch Philoso- phien und Religionen. Jedes Leben, das ausgeschlossen von diesem Pendelschlag bleibt, verfällt in Verarmung.

Abschließend nun der Bericht der Schwedin Dahlén: (Der mögliche Irrtum beim Blick auf die Liste von Bucke, dass vor allem Männer zum Vorzug solcher Erfahrungen kommen, ist mit all diesen Beispielen gewiss ausreichend korrigiert.)

„Ich beobachtete aufmerksam eine ungewöhnlich schöne Schneeflocke, die weich auf einer Tannennadel gelandet war. Plötzlich geschah etwas mit der Tannennadel, sie löste sich in flackernde Lichtwellen auf... Die Lichtwellen schienen sich ungeheuer schnell in Form von Spiralen innen in der Tannennadel zu bewegen, die jedoch die ganze Zeit ihre Form und ihren Charakter als Tannennadel behielt.... Bald war die ganze Tanne eine einzige Feuersäule. Sekundenlang durchfuhr mich ein lähmender Schrecken - war mein Gehirn irgendwie in Unordnung geraten?

...Bald war der ganze Wald ein Meer aus dem gleichen lebendigen Licht... Auch meine Hände waren aus durchsichtigem Licht. Die ganze Schöpfung vibrierte von diesen unerhört schnellen Lichtwellen, in denen man deutlich jeden einzelnen Lichtstrahl erkennen konnte....

Ich sah den Kosmos funktionieren wie eine fünfdimensionale Geometrie - mit den drei Dimensionen des Raumes, der Zeit als vierte Dimension und auch eine fünfte Dimension, die konstruktive, zusammenhaltende Dimension, das innerste Mysterium des Universums, Liebe...

Das ist ein schwacher Versuch, Worte für etwas zu finden, das ich wirklich mit meinen Augen sah, etwas absolut Reales und Greifbares. Vielleicht wäre das Bild eines unerhört komplizierten Uhrwerks mit einer schwindelerregenden Zahl von Rädern eine bessere Beschreibung, aber die fünf Dimensionen gehören unbedingt dazu...

Mehr und mehr wurde ich selbst zu Licht, bis ich mich selbst als ein Strahlungsphänomen erlebte, auf derselben

„Wellenlänge vibrierend“ wie die „fünfte Dimension“, ich sah die Ereignisse wie in einem riesigen Film, einem Film, der nicht nur historische Abläufe klarmachte, sondern auch Ursachen und Wirkungen zeigte... Bevor ich eine Frage auch nur formulieren konnte, war die Antwort schon fertig, ich war irgendwie allwissend. Allmählich schwand alle Erinnerung an eine irdische Existenz, ich war in der Ewigkeit, im Paradies, in einem Dasein von Harmonie und Schönheit jenseits alles Verstandeswissens...“

Das irdische Ich, für diese Erfahrung am Ende wie ausgelöscht, wird ihr, so schließt die Autorin ihren Bericht, allmählich wieder bewusst. Das Erlebnis wiederholte sich an demselben Platz in den folgenden vier, fünf Tagen, wurde aber immer blasser. Lange jedoch spürte sie noch den Widerschein dieses weißen Lichtes um sich.

Den hier zitierten Darstellungen ist mehr oder weniger gemeinsam, dass die geschilderten Erfahrungszustände für den Erlebenden eher unwillkürlich und spontan auftreten - wie auch ein allmähliches Wieder-Verblassen ein natürlicher Vorgang ist, selbst wenn ein bleibender „Anker“ in der Seele gesetzt ist.

Die Frage liegt nahe, wie weit auf den Vorgang solcher Bewusstseinsdurchbrüche durch den menschlichen Willen Einfluss geübt werden kann; wie weit „Erleuchtungszustände“ willentlich und wiederholt herbeigeführt werden können; auch ohne von ihrem Glanz und ihrer Intensität dabei einzubüßen.

Es gibt die positiven Antworten darauf. Eine ist möglich am Beispiel eines dänischen Mystikers des zwanzigsten Jahrhunderts: des nur wenig bekannten Mystikers Martinus.

*) R.M. Bucke: „Cosmic consciousness“

*) Pahnke: „Drugs and Mysticism“

Der dänische Mystiker Martinus

C.G. Jung beschreibt in seinem Buch „Erinnerungen, Träume, Gedanken“ die folgende Erfahrung aus dem Jahr 1944, einiger Wochen, in denen er sich - nach einem Unfall mit nachfolgendem Herzinfarkt - beständig in Lebensgefahr und in unmittelbarer Nähe zur Todesschwelle befand:

„In jenen Wochen lebte ich in einem seltsamen Rhythmus. Am Tage war ich meist deprimiert... Voll Betrübniß dachte ich: Jetzt muss ich wieder in diese graue Welt hinein. Gegen Abend schlief ich erst und mein Schlaf dauerte bis etwa gegen Mitternacht. Dann kam ich zu mir und war vielleicht eine Stunde wach, aber in einem ganz veränderten Zustand. Ich befand mich wie in einer Ekstase oder in einem Zustand größter Seligkeit. Ich fühlte mich, als ob ich im Raum schwebte, als ob ich im Schoß des Weltalls geborgen wäre - in einer ungeheuren Leere, aber erfüllt von höchstmöglichem Glücksgefühl. Das ist die ewige Seligkeit. Das kann man gar nicht beschreiben, es ist viel zu wunderbar! dachte ich.“

Seine Pflegerin im Krankenhaus sagte ihm später: „Sie waren von einem hellen Lichtschein umgeben!“ - eine Erscheinung, die sie bei Sterbenden manchmal beobachtet hatte. Jung seinerseits erlebt den Raum von solcher Heiligkeit erfüllt, dass er die Schwester bittet, „sie möge entschuldigen, wenn sie beschädigt werden sollte.“ Er selbst empfand die Präsenz solcher Heiligkeit als eine zauberhafte Atmosphäre, aber er fürchtete, sie sei für andere unerträglich und entschuldigte sich deshalb dafür. Er verstand damals, so äußert er sich, warum man vom Raum erfüllenden „Geruch“ des Heiligen Geistes spricht. Diese Erfahrung war davon erfüllt: „ein Pneuma von unaussprechlicher

Heiligkeit.“

Jung schildert einen Verzauberungszustand seiner ganzen Umgebung, die Schauplatz der ungeheuerlichsten Visionen und mystischen Bildereignisse wird. Die Rückkehr in das normale Tageserwachen ist immer wieder ein quälender Absturz: „Alles irritierte mich, alles war zu materiell, zu grob und zu schwerfällig, räumlich und geistig beschränkt, zu unerkennbaren Zwecken künstlich eingengt, und besaß doch etwas wie eine hypnotische Kraft, an sich glauben zu machen, wie wenn es die Wirklichkeit wäre, während man doch ihre Nichtigkeit deutlich durchschaut hatte...“

Die Darstellung der physischen Realität wird drastisch. Jung bezeichnet sie als ein „Kistchen-System“, eine dreidimensionale Welt, die hinter dem Horizont des Kosmos künstlich aufgebaut sei, in der jeder Mensch sich allein, wie „an Fäden aufgehängt“, in einem Kästchen befände. - Der Eindruck dieser großen Erfahrung, die Überzeugung, dass „das Leben nur ein kleiner Existenzausschnitt“ sei, hat ihn für den Rest seines Lebens nicht mehr verlassen.

Es ist bemerkenswert, dass Jung erst nach diesem Lebenschnitt den Großteil seiner bedeutenden Werke verfasste. Somit kommt auch die nachhaltige Verwandlungskomponente deutlich zum Ausdruck. Der Realitätscharakter, schließlich die „Außerzeitlichkeit“ dieses Zustands wird mehrmals betont. „Ich hatte nie gedacht... dass eine immerwährende Seligkeit überhaupt möglich sei. Die Erlebnisse und Visionen waren völlig real, nichts war empfunden, sondern alles von letzter Objektivität.“ Jung setzt sich mit der Widersprüchlichkeit eines zeitlosen Zustands auseinander, „in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eins sind“, in dem das Wissen um das Beginnende ebenso enthalten ist wie die Überraschung, Befriedigung und Enttäuschung über Vergangenes, „ein unbeschreibli-

ches Ganzes, in das man verwoben ist; und doch nimmt man es mit völliger Objektivität wahr.“

So weit die Erfahrung bei Jung.

Kommen wir damit zu Matinus.

Matinus, 1890 geboren, war zunächst Angestellter in einem Büro in Kopenhagen, er legt in seiner Lebensbeschreibung dar, dass er nie studiert habe und lediglich den üblichen Volksschulunterricht erhielt, der in seinem Fall - er wuchs auf dem Land auf – „aus zwei bis drei Stunden pro Tag im Sommer und etwas mehr im Winter bestand“. Er betont dies im Hinblick auf seine spätere schriftstellerische Tätigkeit, die sich auf keinerlei Kenntnis vergleichbarer Bücher mystischer oder okkulten Inhalte stütze. Er war, im vollen Gewicht dieses Wortes, „ein unbelesener Mann“.

Allerdings war er seit seiner Jugend stark religiös interessiert und spürte über Jahre ein unbestimmtes Unbehagen bei seiner Arbeit. Ein Kollege im Büro bemerkte sein Interesse für geistige Dinge und verwies ihn an einen Mann, der ihm ein theosophisches Buch auslieh. Als er dieses Buch zu lesen begann, trat ein, worüber er sich selbst ausführlicher mit den folgenden Sätzen äußert:

„Ich las das Buch nicht zu Ende. Das einzige, woran ich mich erinnere ist, dass das Buch mich veranlasste, über Gott zu meditieren... Und plötzlich fühlte ich mich auf unerklärliche Weise in einen Zustand versetzt, in dem ich selbst der Mittelpunkt von etwas unfassbar Erhabenem war... Ich blickte direkt in eine Gestalt aus Feuer. Ein Christuswesen aus blendendem Sonnenlicht bewegte sich mit ausgebreiteten Armen direkt auf mich zu. Ich war unfähig, mich zu rühren... Aber die Gestalt setzte ihre Bewegung fort und im nächsten Augenblick ging sie in mich ein, in mein eigenes Fleisch und Blut. Ein wunderbares Gefühl der Erhabenheit erfüllte mich. Die Lähmung war vorü-

ber...“

Das Erlebnis erfährt eine ungeheure Steigerung: Das „göttliche Licht“, das er nun in sich eingegangen fühlt, lässt ihn die „Welt überblicken, Kontinente und Meere, Städte und Länder, Berge und Täler badeten in dem Licht, das meinem Innern entströmte. Das weiße Licht verwandelte die Erde in das Reich Gottes“. - Das Licht verblasst, er sieht sich wieder in seinem Zimmer, das von einem Nachleuchten noch lange und hell erfüllt ist. Doch schon der Vormittag des kommenden Tages bringt bei erneuter Meditation eine nochmalige Überhöhung dieser Erfahrung:

„Wieder umflutete mich dieses göttliche Licht. Ich blickte in einen leuchtend blauen Himmel, der gleichsam beiseite geschoben wurde, worauf ein neuer und noch strahlenderer Himmel zum Vorschein kam, so ging es weiter, bis ein Himmel von so unerhört blendendem Licht und einer so unglaublich schnell vibrierenden Materie erschien, dass ich fühlte, hier war ich auf der Höhe dessen angelangt, was mein Organismus und mein Bewusstsein ertragen konnte.... Ich erlebte eine Welt von Heiligkeit, Reinheit, Harmonie und Vollkommenheit. Ich war in einem Meer von Licht. Dieses Licht war diesmal nicht weiß, sondern hatte die Farbe des Goldes. Alle Einzelheiten waren vergoldetes Feuer...“

Durch das Ganze scheinen feine goldene Fäden zu vibrieren. Er spürt: dies ist Gottes Bewusstsein, Gottes eigene Gedankenwelt. Es ist die höchste lebendige Kraft, durch die „das göttliche Ich Ozeane von Welten, Milchstraßen und Sternenebel sowohl im Mikrokosmos wie im Makrokosmos lenkt. Ich war überwältigt. Das göttliche Licht vibrierte in mir und um mich, über mir und unter mir... Ich hatte das Gefühl, als badete ich in... Liebe. Ich war im Ursprung der Liebe. Ich sah die göttliche Vollkommenheit; ich war eins mit dem Weg, der Wahrheit und dem Leben,

war eins mit dem großen Vater...“

Martinus muss die Schau schließlich abbrechen. Es ist mehr als was Körper und Geist auf Dauer ertragen können. Doch er sagt dazu, dass er seit diesem Ereignis nie wieder richtig in die physische Wirklichkeit zurückgekehrt sei. Der neue Bewusstseinszustand war im Folgenden auch von paranormalen Phänomenen gekennzeichnet: Hellsehen, Telepathie und Körperseparationen. Martinus erlebte deutlich die Krankheit anderer Menschen als Schmerzen am eigenen Körper. Ein sehr mühevoller Prozess der Umstellung setzte ein, wobei er auf Separationen schließlich verzichtete, weil er sie für seine Arbeitsweise der meditativen Versenkung als nicht förderlich empfand. Damit setzte eine beachtliche schriftstellerische Tätigkeit ein.

Martinus betont nachdrücklich, dass alle diese Erlebnisse, die Grundlage seiner Schriften wurden, unter seiner vollständig wachen, bewussten Kontrolle zustande kamen. „Ich leitete das Erlebnis ein und brach es ab, ganz nach meinem eigenen Wunsch und mit Rücksicht darauf, was mein Organismus aushielt.“ Er geht ausführlich auf die Glaubwürdigkeit seiner so geschilderten Erfahrung ein und bemerkt dazu: „Ein solches Erlebnis ist immer ein ganz persönliches... und es kann natürlich niemals eine direkte Tatsache für andere werden wie für diejenigen, die davon ergriffen sind... Die geistigen Visionen, die ich hatte, wären also an und für sich ohne Bedeutung - wenn sie nicht dem Beobachtungsvermögen zugängliche W i r k u n g e n zurückgelassen hätten.“

Dieser Punkt spielt für Martinus, genau wie das klare Ich-Bewusstsein, eine entscheidende Rolle: Er bietet sich gewissermaßen selbst als „Objekt der Beobachtung“ an, an dem die Spuren der Verwandlung deutlich erkennbar sein müssen. Hier grenzt er sich, mit klaren, doch überzeugend bescheidenen Worten von den vorgeblichen Visionären ab,

weist auch jede Glaubensbereitschaft, die die Kontrolle des klaren Verstandes verweigert, entschieden zurück. „Das Entscheidende... sind also nicht die geistigen Visionen, die ich gehabt habe an sich, sondern die Wirkungen, die sie hervorgebracht haben; und diese Wirkungen kann praktisch jeder moralisch integere, unparteiische und vorurteilslose Mensch erforschen.“

Die schriftstellerische Tätigkeit ist erwähnt worden. Martinus war es nach eigenem Bekunden nach diesem großen Bewusstseinsdurchbruch völlig unmöglich, ein Buch zu lesen. „Allein schon der Gedanke erzeugte in meinem Gehirn ein Gefühl, als ob es zerspringen würde.“ Es darf also, diesen Erklärungen folgend, vorausgesetzt werden, dass Martinus das anschließend schriftlich niedergelegte Wissen einzig aus einer eigenen Quelle geschöpft hat; das kann ihren Wert in den Augen des Lesers beträchtlich erhöhen.

Leider ist Martinus - etwas anders verhält es sich in den nordischen Ländern - im mitteleuropäischen Raum nie wirklich bekannt geworden. So liegen auch keine Übersetzungen ins Deutsche vor. (Diese kurze Darstellung stützt sich auf eine sehr lesenswerte Zusammenfassung des esoterischen Autors Nils-Olaf Jacobson.) Solch ein geringer Bekanntheitsgrad ist wenig verständlich - findet man doch eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit anderen esoterischen Lehrgebäuden.

Was die Beschreibungen nachtodlicher Bereiche anbetrifft, so ist natürlich präziser, was die heutigen Grenzwissenschaften zu bieten haben. Die durch diese Forschung geleistete Arbeit umfasst inzwischen ein Material von Jahrzehnten, in denen Zehntausende von Klienten in der „Wachtrance“ ihre Aussagen gemacht haben, und man darf sagen, das etwas wie detailgenaue „Jenseitslandkarten“ dabei entstanden sind.

Wir wollen Martinus zurücklassen und dieses - nun weit umrissene - Thema zu Ende bringen, indem wir noch einmal auf John C.Lilly und sein Buch „Das Zentrum des Zyklons“ zurückkommen.

Es gibt eine Zusammenfassung der mystischen Erfahrungen darin, von Lilly in dreizehn Punkte unterteilt, die in ihrer Betonung von Klarsicht, Erhabenheit, Größe auch für andere stehen kann. Wieder muss man bei Lilly die Sprache des Wissenschaftlers berücksichtigen, die technische Begriffe und Definitionen nicht ausschließt; diese Einkleidung doch ist kein Hindernis, wenn man die Größe der unmittelbaren Erfahrung dahinter aufzuspüren bereit ist. Diese liegt zweifellos hier zugrunde.

„Ich fühlte, sah, wusste einen Kristall, der die Programme der Essenz darstellte. Dieser Kristall... war leuchtend von goldener Energie und seine Programme waren folgende:“ (Etwas davor wird das Eingehen in einen Satori-Zustand beschrieben, in dem sich Lilly den „Führern“ verbunden fühlt, in einer „ungeheuren Freude“. Die hohe gefühlte Schöpfergruppe, der er momentweise angehört, erlebt sich direkt als unter dem Willen „des höchsten Führers, Gottes“, stehend.)

„Heiliges Gesetz“: Es umreißt die Grenzen, in denen alle Arbeit, alles Denken und Fühlen sich vollzieht.

„Vollkommenheit und heilige Arbeit“: Sie charakterisiert alle Tätigkeit, alles Sein der Schöpfer.

„Freiheit“: Sie ist das Durchführen von Handlungen innerhalb der selbst definierten Grenzen. Sie ist auch Freiheit vom Dasein, Freiheit, dem Willen Gottes sich anzuschließen.

„Heilige Liebe“: Sie ist, was jeder erhält, jeder gibt bei der Ausführung des vollkommenen und vereinigten Tuns.

„Allwissen“: Es ist ein sicheres, ein transparentes Wis-

sen; Wissen um die Leere, aus der alles kam und die Verbindung mit ihr.

„Nüchternheit“, „Gelassenheit“, „Heilige Wahrheiten“: Es gibt keine Phantasien über die Wahrheit. Es ist ein direktes Wissen um die Wahrheit. Ein sehr erhöhter Zustand, in dem alles in höchster Freude ausbalanciert ist; es ist Ehrerbietung, Liebe, Verharrung innerhalb der gewollten Grenzen.

„Wahrhaftigkeit“, „Mut“: Es gibt keine Anzeichen von Zweifel oder von Angst.

„Loslösung“, „Unschuld“: Es ist die Unschuld der Kindheit, die das, was geschieht, mit Hingabe und ohne Frage annimmt - das Sein in der kosmischen Gruppe.

Diese, hier etwas verkürzte Wiedergabe deutet den Reichtum hinter den weit überschrittenen irdischen Bewusstseinsgrenzen in allen entscheidenden Punkten an. Wie aus den vielfachen Beispielen ersichtlich wird, geht es immer wieder um ein grundsätzliches, in seinen Aspekten weitgefasstes und doch wieder einheitliches Phänomen - unter welcher unterschiedlichen Voraussetzungen sich diese Vorstöße in andere hohe Bewusstseinsformen auch abspielen können.

Diese Vorstöße erscheinen sowohl als spontan gegeben, als „Gnade“, wie auch als Frucht harter Seelenarbeit, als Arbeit wiederum in verschiedenen Formen. Und wieder lässt sich ergänzen, dass der Gegensatz von „gegeben“ und hart errungener „Arbeitsfrucht“ meist nur der irdischen Sichtweise entspringt. Die Arbeit hinter der „Gnade“ mag anderen Zeitgenossen häufig verborgen sein, manchmal selbst dem „Begnadenen“. Und Gnade ist es wohl auch, die sich jeder Arbeit, die wir als solche erkennen, hinzufügen muss.

QUELLENANGABEN

(Im Text mit *) verzeichnete Bücher /
Anordnung nach Autorennamen)

- R. Bucke: Cosmic Consciousness
Dutton / New York
- F. M. Cabobianco: Ich komm aus der Sonne
ch. falc verlag
- I. Currie: Niemand stirbt für alle Zeit
C. Bertelsmann-Verlag
- A. Deikman: Deautomatization and the mystic
experience
Magazin Psychiatry, 29 / 1960
- R. Geiger: Märchenkunde
Verlag Urachhaus
- Chr. Griscom: Zeit ist eine Illusion
Goldmann Taschenbücher
- V. Hasselmann / G. Schmolke:
Welten der Seele /
Weisheit der Seele /
Die Seelenfamilie
Goldmann Taschenbücher
- N. Jacobson: Leben nach dem Tod?
Bastei / Lübbe
- St. v. Jankowich: Esoterische Visionen
Drei Eichen Verlag
- J. Lilly: Das Zentrum des Zyklon
Fischer Taschenbücher
- M. Long: Geheimes Wissen hinter Wundern
Kahuna Magie
H. Bauer Verlag
- W. Meinhold: Der Wiederverkörperungsweg eines
Menschen durch die Jahrtausende
Aurum Verlag

- R. Meyer: Die Weisheit der deutschen Volksmärchen
Verlag Urachhaus
- R. Monroe: Der Mann mit den zwei Leben /
Der zweite Körper
Ansata Verlag
- R. Moody: Leben nach dem Tod I und II
Rowohlt Verlag
- M. Netherton: Bericht vom Leben vor dem Leben
Heyne Taschenbücher
- M. Newton: Reisen der Seele /
Abenteuer der Seele
Astroterra Verlag
- W. Pahnke: Psychopharmaka und mystische Erfahrung
Magazin ZP 9 / 1966
- P. A. Peik: Wiedergeburt - eine Reise in frühere
Erdenleben
Esotera Taschenbücher
- J. Roberts: Gespräche mit Seth
Ariston-Verlag
- S. Price-Häberer: Sabreena soul grouping
Kassetten / Pyramide Buchhandlung Karlsruhe
- M. Rýzl: Der Tod und was danach kommt
ASW Training
Goldmann Taschenbücher
- M. Sabom: Erinnerung an den Tod
Goldmann Taschenbücher
- P. Uccusic: Psi-Räume
Ariston Verlag
- H. Wambach: Leben vor dem Leben
Heyne Taschenbücher
Seelenwanderung
Goldmann Taschenbücher